



# Der frühe Basler Buchdruck

Pierre L. Van der Haegen



**Schriften der Universitätsbibliothek Basel**

**Herausgegeben von  
Ueli Dill und Martin Steinmann**

**Band 5**

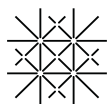
# **Der frühe Basler Buchdruck**

**Ökonomische, sozio-politische und  
informationssystematische Standort-  
faktoren und Rahmenbedingungen**

**von Pierre L. Van der Haegen**

## Impressum

Herausgeberin: *Universitätsbibliothek Basel*



**Universität  
Basel**

Universitätsbibliothek

Lizenz: *CC By SA* 

ISBN Print 3-7965-1090-6

ISSN 1422-7517

DOI <https://doi.org/10.12685/gyd3nt07>

Digitalisat von *Haegen, Pierre L. van der. Der frühe Basler Buchdruck. Ökonomische, sozio-politische und informationssystematische Standortfaktoren und Rahmenbedingungen. Basel: Schwabe, 2001.* Das Vorwort wurde 2025 für die digitale Erstveröffentlichung ergänzt.

# Vorwort zur digitalen Neuauflage

Mit der digitalen Erstveröffentlichung der Reihe Schriften der Universitätsbibliothek Basel auf der Plattform emono der Universitätsbibliothek Basel wird ein Kapitel Basler Bibliotheks- und Druckgeschichte für die Forschung, Lehre und eine interessierte Öffentlichkeit auf neue Weise zugänglich gemacht. Die ursprünglich zwischen 1998 und 2014 im Schwabe Verlag erschienenen Printbände erscheinen nunmehr Open Access in einer digitalen Auflage.

Die Herausgeber der Reihe, Ueli Dill und Martin Steinmann, haben mit grossem Engagement die Reihe betreut, die sich durch thematische Vielfalt, hohe editorische Sorgfalt und präzise Bearbeitung auszeichnet.

Die Reihe «Schriften der Universitätsbibliothek» wurde 1998 begründet, um Grundlagenforschung mit Bezug zu historischen Beständen der Universitätsbibliothek Basel (UB Basel) zu befördern und solcherart Publikationen eine Plattform zu geben. Die Reihe bezweckte, dass interessierte Forschende zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Beständen der UB angeregt werden sowie die Bestände einer breiteren Öffentlichkeit bekannter werden. Bei den seitdem in der Reihe erschienenen 10 Werken handelt es sich um Kataloge, Monographien sowie eine Aufsatzsammlung und eine Edition in Buchform. 2014 wurde die Reihe zugunsten der flexibleren Schwester-Reihe «Publikationen der UB» eingestellt.

Ein Hauptaugenmerk der Reihe widmet sich dem frühen Buchdruck, namentlich der vierbändige Inkunabelkatalog von Pierre L. Van der Haegen, der bis heute als Standardwerk zum Inkunabeldruck gilt. In akribischer Detailarbeit werden darin zum einen die in Basel hergestellten Wiegendrucke bibliographisch und materiell erschlossen. Zum anderen werden ebenso sämtliche in der UB Basel vorhandenen Inkunabeln aus anderen Regionen Europas – von Strassburg bis Lyon, von Köln bis Venedig – beschrieben, wodurch Basels zentrale Stellung im internationalen Buchhandel jener Epoche unterstrichen und verdeutlicht wird. Im Rahmen einer Monographie bietet Pierre L. Van der Haegen zudem eine konzise Synthese zum frühen Basler Buchdruck.

Der humanistischen Zeit Basels widmen sich zwei Bände. Beat R. Jenny und Ueli Dill berichten aus der Werkstatt der Amerbach-Edition, in der die Korrespondenz der Familie Amerbach, einer der bedeutendsten Basler Gelehrtenfamilien, mustergültig kommentiert vorliegt. Der Band in der Schriften-Reihe enthält aufschlussreiche Parerga, etwa zu Bonifacius Amerbachs Studienzeit in Avignon oder das Haushaltbuch seines Sohnes Basilius, die in den Editions-bänden keinen Platz fanden. Dem Werk des Humanisten und Druckers Johannes Oporin ist ein anderer Band gewidmet: Das Inventar seiner Verlagsbibliothek dokumentiert nicht nur den Verlust einer der bedeutendsten humanistischen Bücher

sammlungen Basels, sondern bietet mit seiner einzigartigen Liste von Manuskripten und Druckvorlagen ein unverzichtbares Quellenzeugnis für das Verlagswesen des 16. Jahrhunderts.

Schliesslich widmet sich die Reihe auch Spezialbeständen, die über die herkömmliche europäische Wissensproduktion hinausreicht. Hervorzuheben ist die systematische Beschreibung der arabischen Handschriften der Universitätsbibliothek Basel durch Gudrun Schubert und Renate Würsch. Einen gänzlich anderen kulturhistorischen Horizont erschliesst der Band zum jiddischen Buchdruck der frühen Neuzeit, für den Clemens N. Sidorko verantwortlich zeichnet. Astrid Starcks kommentierte Edition des *Mayse bukh* – einem Klassiker der westjiddischen Erzählliteratur – beleuchtet die interkulturelle Transfergeschichte jüdischer Erzähltraditionen in Basel und deren genderspezifische Rezeption und Überlieferung.

Die digitale Veröffentlichung der Bände dieser abgeschlossenen Schriftenreihe folgt dem Bestreben, bedeutende Forschungsleistungen im Kontext der Basler UB dauerhaft verfügbar und einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Sie erlaubt nicht nur eine ortsunabhängige Nutzung in einer Zeit, in der sich wissenschaftliche Kommunikation zunehmend digital organisiert, sondern versteht sich auch als Ausdruck der institutionellen Verantwortung der UB Basel gegenüber dem eigenen kulturellen Erbe. Denn die digitale Veröffentlichung der Reihe schliesst eine Lücke: Viele der gedruckten Bände sind vergriffen und nur noch in einigen Bibliotheken auffindbar. Ihre Digitalisierung bewahrt nicht nur den Bestand, sondern ermöglicht auch eine kontextualisierte Wiederentdeckung: als Quellenbasis, Forschungsimpuls oder exemplarischer Einblick in editorische und bibliographische Methodik. Die Schriften der Universitätsbibliothek Basel dokumentieren nicht nur die Geschichte der Buchstadt Basel, ihrer Universität und der Basler Universitätsbibliothek, sondern stellen ein Beispiel für die Verbindung von Erschliessung und akademischer Veröffentlichung dar. Mit ihrer digitalen Neuveröffentlichung wird ein wissenschaftliches Projekt fortgeführt, das in seiner Konzeption auf die langfristige Nutzbarkeit und Verfügbarkeit zentraler Quellen der Basler Buchgeschichte abzielt.

Basel, im April 2025

Universitätsbibliothek Basel

## **Klappentext der Druckausgabe aus dem Jahr 2001**

Basel gehört zu den frühesten und wichtigsten Druckerstädten des 15. Jahrhunderts. Kurz vor 1470 führte dort Berthold Ruppel, ein ehemaliger Geselle Gutenbergs, die Schwarze Kunst ein. Die Frage, warum sich der Buchdruck in Basel so früh etablieren und zu einem Exportgewerbe europäischer Geltung entwickeln konnte, hat P. Van der Haegen viele Jahre beschäftigt. Dem Sammler und Bibliophilen lagen vor allem Inhalt, Typographie und Gestaltung der Basler Frühdrucke am Herzen; den Ökonomen und Manager aber interessierten die historischen, sozialen und wirtschaftlichen Hintergründe Basels als bedeutender Druckmetropole im späten Mittelalter. Das vorliegende Buch ist das Ergebnis dieser wirtschaftlichen, sozio-politischen und informationssystematischen Untersuchungen. Van der Haegen zeigt nicht nur, welche rational-objektiven Standortfaktoren die Ansiedlung von Druckern begünstigten, sondern beurteilt auch die Bedeutung subjektiv-zufälliger Kriterien. Als ökonomische Standortfaktoren werden das Absatz-, das Finanzierungs-, das Transport- und das Verteilpotential, aber auch die Bedeutung der vorgelagerten Produktion berücksichtigt. In sozio-politischer Hinsicht werden die Vor- und Nachteile von Basel als Zunft-, als Bischofs- und als Universitätsstadt gewürdigt. Dabei wird deutlich, dass Basel zwar nicht in jedem Punkt optimale Voraussetzungen bot, dass sein Aufstieg zu einer der bedeutendsten Druckerstädte aber keineswegs von ungefähr kam. Ein längerer Exkurs gilt dem Problem, wann das erste Buch in Basel gedruckt wurde.



# Inhalt

Vorwort .....	9
Dank .....	11
1. Einleitung .....	13
2. Druckgeschichtliches .....	20
2.1. Die Anfänge des Buchdrucks in Europa und seine Ausbreitung von Mainz bis Basel .....	20
Bis 1470 wird in 15 Städten Europas gedruckt – Basel als früher Druckort und die herkömmliche Lehrmeinung: Druckbeginn 1468 – Die Ansicht von Gerhard Piccard: nicht vor 1470, wahrscheinlich erst 1471 – Unsere Schlussfolgerung: 1469 wahrscheinlich, der genaue Zeitpunkt aber für den Standortentscheid der Erstdrucker unwesentlich	
2.2. Buchdruck um 1470: Der Druck als handwerklich-manufaktuelle Produktion .....	22
Arbeitsteilige Organisation, manufaktuelle Produktion – Die einzelnen Prozess-Stufen: Papierbeschaffung – Schriftherstellung – Setzen – Drucken – Fertigstellen – Verteilen und Verkaufen	
2.3. Art und Vielfalt der Druckerzeugnisse .....	29
Absatzorientierte Schwerpunkte – In Basel dominiert die Scholastik	
3. Verschiedenartigkeit der Standortfaktoren .....	33
Der frühe Buchdruck auf nordalpine Städte konzentriert – Die europäische nordalpine Stadt – Rational-objektive Standortfaktoren – Brauchbarkeit der klassischen Standorttheorie nach Alfred Weber begrenzt – Einbezug subjektiv-zufälliger Standortkriterien	
4. Rational-objektive Standortfaktoren .....	37
4.1. Ökonomische Standortfaktoren .....	37
4.1.1. Das Absatzpotential für die Ware Buch .....	37
Allgemein: Das Buch als Handelsware – Preisniveau und Preisvergleiche – Der Preis limitiert das Absatzpotential – Bürgertum und traditionelle Institutionen als wichtigste Käufergruppen – Weltliche und kirchliche Behörden als Auftraggeber – Gelegenheitsdrucke	

Basel: Ökonomisches und politisches Umfeld – Um 1470 an der Schwelle einer wirtschaftlichen Erstarkung – Das Potential der vermögenden Bürger – Die Bibliotheken der Kirchen und Klöster als Abnehmer.	
4.1.2. Das Finanzierungspotential für Drucker .....	53
Allgemein: Das generelle Finanzierungsproblem – Der Buchdruck als risikobehaftetes, frühkapitalistisches Gewerbe – Geldwert als Triebfeder des sozialen Aufstiegs – Eigenkapital und Fremdfinanzierung – Produktionskooperation oder Verlagsgeschäft – Handelsgesellschaften	
Basel: Starke Eigenkapitalbasis bei den Erstdruckern – Das Finanzierungspotential privater Geldgeber – Investitionschancen für Kaufleute	
4.1.3. Das Transport- und Verteilpotential: Verkehrserschließung und Handelsnetz .....	67
Allgemein: Frühe Vertriebsformen: regionaler Verkauf, überregionaler Export – Transport zu Land und auf dem Wasser – Verkehrsanbindung – Speditionswesen – Fernhandelsnetze – Messen	
Basel: Verkehrsgeographische Lage – Rhein und Schifffahrt – Landstrassen – Spediteure und Fuhrleute – Fernhandelsverbindungen – Handelsgesellschaften – Basler Messe – Absatzschwerpunkte des frühen Basler Buchdrucks	
4.1.4. Das Potential vorgelagerter Produktion .....	82
Allgemein: Vorgelagerte Produktionen: Papierherstellung, Schriftherstellung – Papier in Europa – Verfügbarkeit und Preis verschiedener Formate – Schrifthandel und Eigenproduktion – Spezialisten der Metalltechnik	
Basel: Papierindustrie: Tradition und Präsenz – Konkurrenz mit Importpapieren – Preisvergleiche – Verfügbarkeit nach Quantität und Format – Herkunft des Papiers in den Basler Erstdrucken – Tradition des Goldschmiedegewerbes – Siegelgraber und Stempelschneider.	
4.2. Sozio-politische Standortfaktoren .....	92
4.2.1. Basel als spätmittelalterliche Zunftstadt am Oberrhein ....	92
Allgemein: Wesensmerkmale der Stadt – Die gewerbliche Binnenstadt – Bürgerschaft und Zünfte	
Basel: Basel als Stadt – Bedeutung und Entwicklung des Zunftwesens – Zunftzwang und Zunftordnung – Der Buchdruck nicht zünftisch gebunden – Vorteile der Befreiung vom Zunftzwang – Ansätze zu geistig-kultureller Öffnung – Zensur – Attraktives sozio-politisches Umfeld für Drucker.	
4.2.2. Basel als Bischofsstadt .....	107
Allgemein: Kirche und Buchdruck – Kirche als Auftraggeberin	
Basel: Politisch-weltliche Stellung des Bischofs – Domkapitel – Johann von Venningen (1458–1478) – Fördertätigkeit und Bücher – Das erste <i>Breviarium Basiliense</i> – Kaspar zu Rhein (1479–1502) – Basler Liturgica – Schnittstelle von zwei Diözesen – Fördertätigkeit von Domkapitel und Domher-	

ren – Johann Bergmann von Olpe – Bischofsstadt als bescheidener Standortvorteil	
4.2.3. Basel als Universitätsstadt .....	121
Allgemein: Universität und Buchdruck – Reservoir für Hilfskräfte – Aufträge der Universität und des Lehrkörpers	
Basel: Gründung der Universität 1460 – Die ersten Dozenten – Vakanzen im Lehrkörper um 1470 – Streit zwischen Nominalisten und Realisten – Kurzer Aufenthalt bedeutender Gelehrter – Professoren als Käufer, Autoren und Editoren von Büchern – Frühhumanistische Strömungen – Johann Amerbach – Sebastian Brant – Widerstände gegen die Universität – Kontroverse Urteile über die Hohe Schule im ausgehenden 15. Jahrhundert	
4.3. Informationsverarbeitung als Standortfaktor .....	146
4.3.1. Die skriptographische Tradition .....	148
Allgemein: Von der skriptographischen Tradition zur typographischen Technologie – Briefmaler – traditionelle Absatzorganisation	
Basel: Schreibstuben und Kartenmacher – Blockbücher – Alte Tradition der Schreiber und Briefmaler.	
4.3.2. Neue Bedürfnisse nach Information .....	154
Allgemein: Transformation der Information nach Form und Gehalt – Visualisierung – Wissensvermittlung – Selbstlesen und Selbstlernen – Lesenkönnen	
Basel: Alphabetentum in Basel – Schulbildung – Laienkultur – Neue Offenheit – Die Universität als Bildungsstätte und Informationsdrehscheibe – Aufgeschlossene Stadtkultur	
5. Subjektiv-zufällige Standortfaktoren .....	166
5.1. Vorbehalte zur Rationalität des Standortentscheides .....	166
Ökonomisches Rationalkalkül – Mittelalterliches Denken und Rationalität der heutigen Ökonomie	
5.2. Die Rolle von subjektiv-zufälligen Standortfaktoren .....	167
5.2.1. Freunde, Beziehungen, Konkurrenten und Gönner .....	167
Beziehungsnetz von Ruppel, Richel und Wensler? – Alte Bekannte?	
5.2.2. Die Sprache .....	170
Basel als letzte Bastion deutscher Sprache auf dem Weg gegen Süden – Die gemeinsame Sprache	
5.2.3 Aufgeschlossenheit für Zuzüger .....	172
Offene Zulassungspraxis für Auswärtige	

5.2.4. Zufällige obrigkeitliche Unterstützung .....	173
Keine offizielle Positionierung als Buchdruckerstadt – Keine bewusste staatliche Unterstützung – Keine Schutzprivilegien	
5.2.5 Subjektive Zufälle .....	176
Verbundenheit zu eigenen Landsleuten – Landsmännische Kolonien – Schwaben und Franken – Kein zufällig zur Verfügung stehender Grund und Boden für Ruppel, Richel und Wenssler – Die Rolle der holden Weiblichkeit bei Richel und Wenssler – Anbindung Ruppels an Basel durch die Reize einer schönen Baslerin? – Magdalena Meigerin – Frauengut im Ruppelschen Druckereibetrieb? – Spekulationen über die Rolle des Zufalls zu Anfang der Basler Buchdruckergeschichte	
6. Zusammenfassung und Fazit .....	182
Anhang: Exkurs in die früheste Basler Buchdruckergeschichte .....	192
1. Kritisches zu den Argumenten Piccards .....	193
Die Gallizian-Papiere in den Basler Frühdrucken – Eine folgenschwere Verwechslung zwischen der ersten und der zweiten Basler Bibel – Das Wasserzeichen der Bibel von Ruppel schon 1469 verwendet – Richel druckt bereits 1470 in Basel – Der gemeinschaftlichen Druckereibetrieb Ruppel/Richel	
2. Drucktechnische Verbindungen Basel–Beromünster–Paris? ..	199
Ulrich Gering	
3. Lücken in Ruppels Biographie .....	201
Aufenthalt nach 1455 unbekannt – Ankunftsdatum in Basel ebenfalls unbekannt	
4. Zusammenfassung .....	203
Der Basler Erstdrucker Berthold Ruppel druckt 1469 sein erstes grosses Werk, die Bibel – Richel folgt 1470 mit einem Gelegenheitsdruck, dem Kalendergedicht aufs Jahr 1471 – In der Druckergemeinschaft Ruppel/Richel entsteht 1472 eine weitere Bibel – Wensslers erster Druck erscheint nicht nach dem 1.12.1472	
Abkürzungen und Literatur .....	205
Bildlegenden und Abbildungsnachweis .....	211
Personenregister .....	215

## Vorwort

Das Buch ist heute Handelsware, als Massenprodukt beliebig vermehrbar – man mag diese Entwicklung bedauern, und doch liegt ihr Ausgangspunkt schon in der Erfindung des Buchdrucks. Bereits die frühen Druckerherren waren in der Regel darauf angewiesen, ihre Werke möglichst profitabel zu verkaufen. Sicher lag ihr Antrieb eher noch als heute im ideellen Gehalt des Gedruckten.

Dass in Basel aus dem jungen Handwerk bald ein blühender Wirtschaftszweig wurde, das muss nicht erst bewiesen werden. Aus Druckern wurden Unternehmer in einem engen Netzwerk zwischen Auftraggebern, Autoren, Zulieferern, Siegelgrabern und Stempelschneidern, Fuhrleuten, Käufern und Wiederverkäufern, Lesern ... Sie standen aber auch im Kräftefeld von Zünften, Kirche, Universität und Staat. Diese Kräfte mussten genutzt und, wo hinderlich, umgangen werden.

Warum war gerade Basel in der Buchproduktion so erfolgreich? War es Zufall, oder waren hier die Bedingungen für das neu entstehende Druckergerwerbe besonders günstig? Pierre L. Van der Haegen ist diesen Fragen auf den Grund gegangen. Nachdem von ihm bereits 1998 ein Verzeichnis der Basler Wiegendrucke als erster Band unserer Reihe erschienen war, hatte er, der gelernte Ökonom, beste Voraussetzungen, ein weiteres Stück Buchgeschichte und eigentlich auch Basler Stadtgeschichte zu schreiben.

Wenn hier ein Buch über die Ökonomie des frühen Bücherdrucks vorgelegt wird, geht es ausschliesslich um den Inhalt und nicht um die profitable Auflage. Deshalb benötigte die Publikation einen Zuschuss. Wie schon der erste Band der *Schriften der Universitätsbibliothek Basel* wurde die Publikation auch dieses fünften grosszügig von der Berta Hess-Cohn Stiftung unterstützt.

Wir danken Herrn Van der Haegen, einem Benutzer und freien Mitarbeiter, wie sich die Universitätsbibliothek viele wünschen würde, für ein spannendes Werk und der Stiftung für den finanziellen Beitrag, der sicherlich ganz im Sinne ihrer Stifterin, der Verlegerin Berta Hess-Cohn, liegt.

Hannes Hug  
Direktor

## Dank

Die Frage, warum sich der Buchdruck in Basel so früh etablieren und zu einem Exportgewerbe europäischer Geltung entwickeln konnte, hat mich schon seit vielen Jahren beschäftigt.

Für den Sammler und Bibliophilen waren Inhalt, Typographie und Gestaltung der Basler Frühdrucke vorrangig; dem Ökonomen und Manager erschloss sich nach und nach ebenfalls der historische, soziale und wirtschaftliche Hintergrund Basels als bedeutende Druckmetropole im späten Mittelalter. Die intensive Beschäftigung mit Basler Wiegendrucken bewirkte auch eine Auseinandersetzung mit der Literatur über das geschichtliche und ökonomische Umfeld Basels in der Inkunabelzeit (um 1470 bis 1500), wobei einige Fragen doch noch offen blieben, was das Entstehen und Gedeihen des frühen Basler Buchdrucks betraf. Nach Abschluss der Arbeiten an meinem Katalog der Basler Wiegendrucke habe ich mich deshalb entschlossen, die Standortgunst Basels für ansiedlungswillige Frühdrucker vertieft zu untersuchen.

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis dieser wirtschaftlichen, soziopolitischen und informationssystematischen Untersuchungen. Dass mein Opus in dieser Form zustande kam, ist wohl meiner Initiative, vielleicht meinem Fleiss, aber sicher nicht allein meinen Kenntnissen und Fähigkeiten zuzuschreiben. Der Unterstützung durch drei Professoren verdanke ich wertvolle intellektuelle Impulse.

Mein Dank gilt in allererster Linie Herrn Prof. Dr. Martin Steinmann, dem Vorsteher der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel, auf dessen grosses Wissen über die frühe Basler Stadt- und Buchgeschichte ich immer wieder zurückgreifen durfte. Ausserdem hat er in verdienstvoller Weise für eine wissenschaftlich gängige Form des Buches gesorgt, das von einem in Publikationen nicht so beschlagenen Praktiker verfasst worden ist.

Starke Impulse empfangen durfte ich auch vom Wirtschaftshistoriker Prof. em. Dr. Alfred Bürgin, dem profunden Kenner der antiken und mittelalterlichen Stadtgeschichte und -ökonomie. Lange intensive Gespräche über Rolle und Einfluss der nordalpinen Stadt und ihrer Zünfte erwiesen sich als sehr ergiebig für meine Überlegungen. Ihm gilt dafür mein spezieller Dank.

In meinen Dank einschliessen möchte ich auch Herrn Prof. Dr. Peter Bernholz, Ordinarius em. für Nationalökonomie, dessen glasklare Analyse meines Manuskripts dazu beitrug, dass ich allzu grosse wirtschaftstheoretische Angriffsflächen vermeiden konnte.

Schliesslich möchte ich noch für die wichtige Unterstützung beim Korrekturlesen durch meine Tochter Annette Huwyler-Van der Haegen und meine Frau Helga herzlich danken. Ihnen war nicht nur die orthographische Korrektheit, sondern auch die sprachliche Verständlichkeit ein Anliegen, das von allen drei Professores ebenfalls geteilt wurde.

Basel, Frühjahr 2001

Pierre L. Van der Haegen

# 1. Einleitung

Quos legis / unde tibi si queras forte libelli  
Mittantur. pressos dat Basilea scias;  
Hanc facit egregiam Rheni nunquam moritura  
Fama. simul studii gloria clara sui.  
Terra ferax pecorum / cerere et bacchoque referta  
Est tamen hoc aliquid associasse sibi  
Artem pressurae quanquam Moguncia finxit  
E limo traxit hanc Basilea tamen.  
Littera quecunque est hoc toto codice pressa /  
Mendas nec habuit dictio crede mihi.  
Ars solet interdum nature vincere vires  
Et pedibus fame iungere sepe pedes  
Gasparine tuas laudes post tristia fata /  
Pressores nostri percelebres faciunt. [...]

Woher werden dir, falls Du zufällig fragst, die Bücher zugesandt, die du liest? Wisse, dass Basel die Druckerzeugnisse bereitstellt. Der unsterbliche Ruf des Rheins begründet ihren (Basels) Ruhm und gleichzeitig der Glanz ihrer Universität, ihre fruchtbare Erde, reich an Vieh und wohlversehen mit Frucht (Ceres) und Wein (Bacchus). Auch das ist jedoch nennenswert, sich die Kunst des Druckens zugelegt zu haben. Obwohl Mainz sie erfunden hat, hat sie Basel eigentlich aus dem Dreck gezogen. Jeder Buchstabe im ganzen Buch ist gedruckt, und der Text weist keine Fehler auf, glaube mir. Manchmal pflegt die Kunst die Kräfte der Natur zu besiegen und mit dem Ruhm Schritt zu halten. Nach deinem traurigen Schicksal, Gasparinus, machen nun unsere hochberühmten Drucker dein Lob überall bekannt. [...]

Dieses vielzitierte Vorwort zu den Briefen des Gasparinus, gedruckt 1472 von Michael Wenssler und Friedrich Biel<sup>1</sup>, ist das erste schriftliche Loblied auf die Druckerstadt Basel. Die Namen der Drucker der *Epistolae* werden weiter unten im Vorwort ausdrücklich genannt, nicht aber das Druckjahr. Aufgrund des Kaufvermerks in einem Exemplar in Basel<sup>2</sup> kann das Werk aber eindeutig auf nicht nach dem 1. Dezember 1472 datiert werden. Die Stadt hatte offenbar schon früh, 1472, ein solches Gewicht und eine solche Reputation als Stadt der Druckkunst, dass die Produzenten dieser Brief-

<sup>1</sup> GW 3676, vH 6,1.

<sup>2</sup> UBB, Inc 581 Nr. 3.

Edition mit stolzgeschwellter Brust verkünden konnten, die Kunst des Druckens sei zwar in Mainz erfunden, aber in Basel aus dem Dreck gezogen worden.

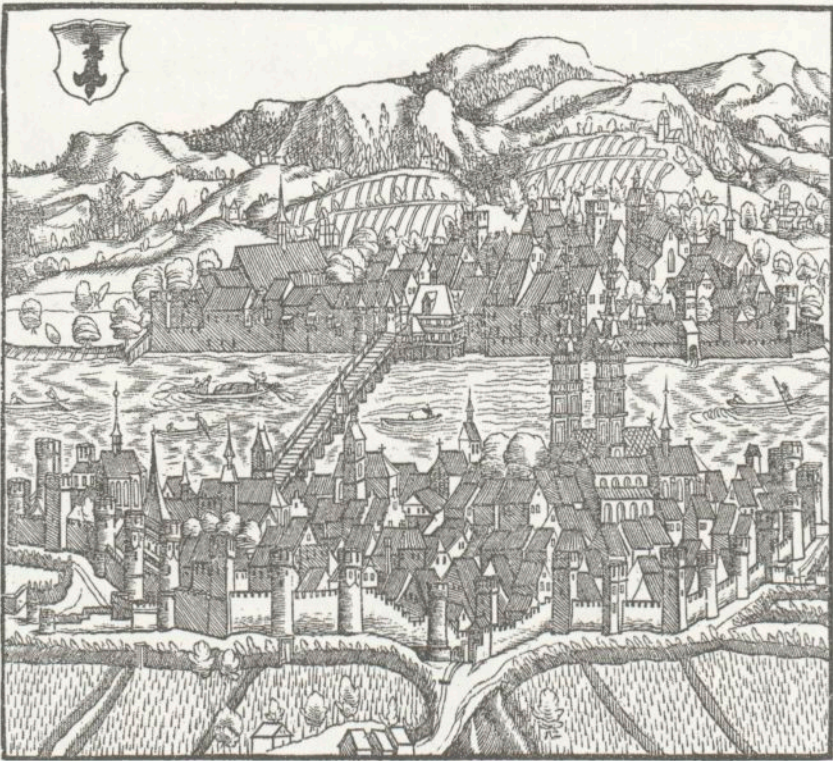
Die Lobeshymnen wurden mit den Jahrzehnten immer reicher und blumiger. So singt in geschliffenen lateinischen Versen der Humanist Sebastian Brant in einem dem Verleger und Druckerpromotor Johann Bergmann von Olpe gewidmeten Gedicht in höchsten Tönen das Lob der Buchdruckerkunst und der deutschen Drucker, speziell derer am Rhein zwischen Schwarzwald und Jura, also indirekt das Lob Basels im Dreiländereck<sup>3</sup>:

- Nil hodie nostram prolem latet / atque iuventam:  
 Rhenus et Eurotae fert modo noster aquas.  
 Cyrrha / heliconque sacer / nostras migravit ad alpes.  
 40 Hercynium / ingressa est delphica sylva / nemus.  
 Jurassi pineta ferunt / laurumque / hederamque:  
 Rhetica tellus habet nectar / et ambrosiam.  
 Idque impressorum processit ab arte / operaque  
 Nostrorum: hoc fruimur quippe beneficio:  
 45 Namque volumina tot: totque exemplaria: libros  
 Praestiterant nobis: gracia multa viris.

Das heisst: Verdienst der neuen Kunst sei es, dass die einst arme Welt nun mit einem Reichtum von Büchern beglückt werde, der Cicero und Vergil in Deutschland heimisch mache, dass im Rhein die Wogen des Eurotas fluten, der delphische Hain in den Schwarzwald versetzt sei, und der Jura, statt Fichten, nun Lorbeer und Efeu trage, und im Rheintal Nektar und Ambrosia vorhanden seien.

Brants Lob gilt noch der Wiegendruck-Zeit, also der Epoche vor den eigentlich goldenen Jahrzehnten des Basler Buchdrucks im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts, welche durch Froben und Erasmus geprägt waren. Immerhin hat in den letzten beiden Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts Johann Amerbach, der gebildete und erfolgreiche Druckerherr, in Basel seine typographische und editorische Tätigkeit entfaltet, die zum Aufschwung, zum Bekanntheitsgrad und zur europäischen Bedeutung Basels als Druckerstadt so viel beigetragen hat. Aber Wensslers Anpreisung von Basel bezieht sich schon auf die Jahre kurz nach 1470.

<sup>3</sup> In *Varia carmina*, Basel: Joh. Bergmann 1498 (GW 5068, vH 28,15). Ediert in: Brant, *Kleine Schriften*, hg. von Th. Wilhelmi, Stuttgart-Bad Canstatt 1998, Nr. 228, Z. 37–46 = Nr. 172, Z. 35–44.



*Abb. 2. Ansicht der Stadt Basel von Süden. Die Ansicht vermittelt insofern einen getreuen Einblick, als die vielen Häuser in der Grossbasler Birsniederung nicht sichtbar sind.*

**D**uos legis/vnde tibi si q̄ras forte libelli  
**M**ittantur·pressos dat basilea scias;  
**H**anc facit egregiam Rhemi nunq̄ moztura  
**F**ama·simul studij glozia clara sui.  
**T**erra ferax pecorū/cerere et bachoq̄ referta  
**E**st tamē hoc aliquid·associasse tibi  
**A**rtē pressuræ quanquam mogūcia finxit  
**E**limo traxit hanc basilea tamen  
**L**ittera quecunq̄ est hoc toto codice pressa/  
**M**endas nec habuit dictio crede mihi  
**A**rs solet interdum nature vincere vires  
**E**t pedibus fame iungere sepe pedes  
**B**alparine tuas laudes post tristia fata/  
**P**ressões nostri p̄celebres faciunt  
**R**omina si cupias Mihabel cognomine wensler  
**H**uic opis socius Biel fridericus erat  
**M**ittimur întotum decus insignis basilee  
**D**zhem·quī paruus non sum? vrbis honoz

Abb. 3. Lob auf Basel und seinen Buchdruck am Anfang der «Epistolae» des Gasparinus Barzizius, Basel: Wensler und Biel (1472).

Welche Anziehungskraft strahlte Basel für einen von Mainz südwärts wandernden Druckergesellen aus? «Curieuse histoire que celle de ce petit groupe d'hommes, dont l'esprit d'entreprise et d'aventure nous étonne, qui abandonnent l'atelier de leur maitre et vont à travers l'Europe, emportant leur matériel avec eux, pratiquant et enseignant le nouvel art. Véritables nomades, souvent, qui s'arrêtent dans les villes au hasard des commandes, et qui, riches seul de leur savoir et d'un matériel souvent très réduit, vont tous à la recherche ou se trouveront réunis les conditions nécessaires à l'établissement d'un atelier typographique stable.»<sup>4</sup> Warum hat Bernhard Ruppel, der Basler Erstdrucker, sich gerade in Basel etabliert? Warum hat der Buchdruck in Basel einen solchen Aufschwung nehmen können?

Vielfältige Gründe werden genannt, zahlreich sind die Erklärungen. Die originellste stammt von Markus Kutter: «Als somit Gutenberg 1462 ... Mainz verlassen musste und im benachbarten Eltville weiterdruckte, zerstreuten sich die Gesellen in Gegenden, in denen die Voraussetzungen für die Weiterführung von Kunst und Abenteuer gegeben waren. Also zum Beispiel in Weingegenden, wo immer wieder einer zu finden war, der Pressen zu bauen verstand. Da bot sich Strassburg an, im Dreieckland dann Colmar, Schlettstadt, Basel.»<sup>5</sup> Ökonomische Gründe nennt Franz Ehrensperger in seiner Dissertation: «Die Buchdrucker sind nach Basel gekommen, weil die Rheinstadt eine gute geographische Lage und ausgezeichnete Handelsverbindungen besass.»<sup>6</sup> Umfassender die Erklärung von Eduard Studer: «Die Universität kann nicht ausschlaggebend gewesen sein, sowenig wie die Papiermühle im St. Alban-Tal. Beide Vorteile zusammen jedoch, ferner der Umstand, dass Basel über gute Verkehrswege, längst angebahnte Handelsbeziehungen, leistungsfähige Goldschmiede, Siegelstecher und Stempelschneider verfügte und noch immer den Ruf als Stadt des letzten abendländischen Konzils besass – dies zusammengenommen konnte wohl Männer anlocken, die als Pioniere einer anspruchsvollen Kunst ohne Zweifel sorgfältig prüften, wo der Boden für sie am günstigsten war.»<sup>7</sup> Ähnlich äussert sich Peter Tschudin in seinem Büchlein *Handel,*

<sup>4</sup> Febvre/Martin, *L'apparition du livre*, S. 177.

<sup>5</sup> Kutter, *Dreieckland*, S. 32.

<sup>6</sup> Ehrensperger, *Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr*, S. 359.

<sup>7</sup> Studer, «Magister und Buchdrucker», S. 378.

*Handwerk, Humanismus*<sup>8</sup>. Am umfassendsten wohl die Erklärung von Albert Bruckner: «Verschiedenes hat dazu beigetragen, dass die schwarze Kunst in relativ früher Zeit nach Basel kam und es gewisse Zeit zu einem «Weltzentrum» des Buchdrucks machte. Der Drucker fand in Basel den Rohstoff; Basel besass nämlich eigene Papiermühlen. Am Platz bestand aber auch ein aktives Goldschmiedehandwerk, und Stempelschnitt und Schriftguss waren bei uns bereits im 15. Jahrhundert entwickelt. Basel lag zudem an einem schiffbaren Strom mit regelmässigem Verkehr bis Strassburg, Mainz und Köln und weiter. Dann boten eine Stadt und ein fürstlicher Hof sehr viele Möglichkeiten für Aufträge und für den Absatz. Die Universität wirkte ohne Zweifel attraktiv, in ihrem Kreise konnten mit grösserer Leichtigkeit als sonstwo Mitarbeiter, Autoren, Editoren, Lektoren, Korrektoren, Kolporture unter den Professoren und Studenten gefunden werden. Und nicht zuletzt bildeten auch die Rüstkammern der Gelehrsamkeit, die vorhandenen geistlichen Bibliotheken, einen hervorragenden Anziehungspunkt. Alles in allem erlebte die Stadt Basel an der Wende des Mittelalters zur Neuzeit, dank ihrer günstigen Lage wohlhabend und volkreich, eine grosse geistige und künstlerische Blüte, die weit über den Bereich ihrer Mauern ausstrahlte und eine nicht zu unterschätzende Anziehungskraft besass.»<sup>9</sup>

Warum zuerst gerade Basel und nicht Freiburg im Breisgau, Zürich oder Konstanz? Sind die genannten Kriterien wirklich derart ausschlaggebend gewesen, dass Basel im europäischen Quervergleich ein relativ früher Druckerort geworden ist? Gibt es noch weitere objektive Voraussetzungen, die zusammentrafen und stimmen mussten? Welches ist die Gewichtung der objektiven Standortfaktoren untereinander? Haben subjektive Kriterien oder gar der Zufall eine Rolle gespielt? Die bisherigen Antworten haben uns nur teilweise befriedigt, vor allem für die Zeit um 1470, auch wenn sie für die spätere Entwicklung des Basler Buchdrucks bestimmend geworden sind. Manche Gründe bleiben im Oberflächlichen stecken, manche Erklärung sind nicht kritisch genug hinterfragt. Viele Argumente sind nur für die Aufschwungzeit nach 1480 oder die Blütezeit zu Beginn des 16. Jahrhunderts stichhaltig. Wir interessieren uns aber ebenso stark für die Beweggründe der Basler Erstdrucker. Wir haben uns deshalb vorgenommen, die rationalen, objektiven Standortfaktoren möglichst vollständig zu erfassen,

<sup>8</sup> Tschudin, *Handel, Handwerk, Humanismus*, S. 29.

<sup>9</sup> Bruckner, «Das bischöfliche Basel», S. 41.

zu analysieren und in ihrer Relevanz für Ruppels Standortentscheid, in Basel seine Druckerwerkstatt aufzubauen, sowie in ihrer Bedeutung für die spätere blühende Entwicklung des baslerischen Druck- und Verlagswesens zu untersuchen. Die Frage nach subjektiven, mehr zufälligen Faktoren soll und darf ebenfalls gestellt werden.

## 2. Druckgeschichtliches

### 2.1. Die Anfänge des Buchdrucks in Europa und seine Ausbreitung von Mainz bis Basel

Mit einem in Wiener Neustadt verfassten Schreiben vom 12. März 1455 berichtet der Humanist Aeneas Silvius Piccolomini, der damalige Kanzler Kaiser Friedrichs III. und spätere Papst Pius II., dem spanischen Kardinal Juan de Carvajal, er habe in Frankfurt einzelne Lagen einer gedruckten Bibel zu sehen bekommen. Piccolomini war nachweislich vom 5. bis 31. Oktober 1454 in Frankfurt am Main, als dort ein Reichstag abgehalten wurde. Dieser Brief ist die früheste zeitlich eindeutige Nachricht vom Druck der sogenannten zweiundvierzigzeiligen Bibel, die demnach im Oktober 1454 von Johann Gutenberg soweit fertiggestellt war, dass er sie oder mindestens Teile davon den erlauchten Teilnehmern des Reichstags vorlegen konnte. Vor Vollendung des umfangreichen Bibeldrucks hat Gutenberg in Mainz einige Donatse und das *Weltgericht* gedruckt, um mit solchen Kleindrucken die neue Kunst zu erproben und ihre Leistungsfähigkeit seinen Geldgebern zu beweisen. Das Zeitalter des Buchdrucks beginnt also mit Johann Gutenberg zwischen 1450 und 1454 in Mainz. Die weitere Ausbreitung war in den ersten 15–20 Jahren eher bescheiden und zögerlich: bis 1470 wurde in fünfzehn Städten in einer oder mehreren Werkstätten gedruckt. Mit der nachhaltigen Entwicklung der Nachfrage und der damit verbundenen quantitativen Explosion von Titeln und Auflagen erfolgte auch die räumliche Expansion: Bis 1500 gab es in Europa weit über hundert Druckerstädte. Nachstehend eine Aufstellung der ersten Druckorte:

um 1450, 1454	Mainz
um 1457?, 1459/60	Bamberg
1459/60	Strassburg
1464/65	Köln
1465	Subiaco (Kloster bei Rom)
1467	Rom
1467	Eltville (Kleinstadt bei Mainz)
1468	Augsburg
1468/70	Basel
1469	Venedig
1470	Nürnberg

1470	Paris
1470	Foligno/Trevi
1470	Beromünster

Für Basel standen bisher zwei Daten für das Erscheinen des ersten Drukerzeugnisses zur Diskussion: *probabiliter seu eventualiter* 1468, sicher aber bereits 1470<sup>10</sup>. Die traditionelle Lehrmeinung, die sich auf die typographische Methode und das Produktionspotential früher Pressen gründet, setzt den vermutlich ältesten Basler Druck, die *Biblia* von Ruppel, in den Zeitraum um 1468. Aufgrund der Ergebnisse seiner Wasserzeichenforschung gelangte Gerhard Piccard aber zur Überzeugung, der Bibeldruck von Ruppel könne nicht vor 1470 entstanden sein<sup>11</sup>. Er vertrat sogar die These, dass die auch aus seiner Sicht ältesten Druckwerke Ruppels, nämlich die Bibel und Gregors *Moralia*, höchstwahrscheinlich erst 1471, und zwar in Druckergemeinschaft mit Richel, aufgelegt worden seien.

Die komplexe Problematik dieser Frage veranlasst mich, im Anhang einen separaten Exkurs in die früheste Basler Buchdruckergeschichte zu machen<sup>12</sup>. Dort komme ich, kurz zusammengefasst, zu den folgenden Ergebnissen: Der Basler Erstdrucker Ruppel kommt 1467?/1468 nach Basel und druckt 1469 sein erstes grosses Werk, die Bibel<sup>13</sup>. Richel folgt 1470 und beginnt mit Gelegenheitsdrucken. 1471 bis ca. Mitte 1472 produziert Ruppel zuerst Gregors *Moralia*<sup>14</sup>, anschliessend die *Postilla* des Nicolaus de Lyra<sup>15</sup>. Dann schliesst er sich mit Richel zusammen und gibt 1472 eine weitere Bibel heraus<sup>16</sup>. Die Gemeinschaft löst sich um Mitte 1473 auf, denn 1474 druckt Richel als selbständiger Unternehmer den signierten und datierten *Sachsenspiegel*<sup>17</sup>. In der Zwischenzeit hat Michael Wenssler, dessen erstes Werk<sup>18</sup> nicht nach dem 1. Dezember 1472 erschienen ist, seine Tätigkeit in Basel aufgenommen.

<sup>10</sup> So die Schlussfolgerung in meinem Aufsatz von 1983: Van der Haegen, «Ein Kalendergedicht», S. 191.

<sup>11</sup> Piccard, «Papierherzeugung und Buchdruck».

<sup>12</sup> Unten S. 192.

<sup>13</sup> GW 4207, vH I,1.

<sup>14</sup> GW 11430, vH 1,1.

<sup>15</sup> HC 10384, vH I,2.

<sup>16</sup> GW 4213, vH 2,1.

<sup>17</sup> GW 9256, vH 9,2.

<sup>18</sup> Arnoldi, *De modo perveniendi*, GW 2511, vH 5,1.

Für unsere weiteren Untersuchungen und Überlegungen: «Was hat Basel für den Wanderdrucker Berthold Ruppel so attraktiv gemacht, dass er sich zur Eröffnung einer Druckerwerkstatt und zum Bleiben in dieser Stadt entschloss?» ist es allerdings irrelevant, ob das Erscheinen des ersten Druckes in Basel auf das Jahr 1468 (fraglich), 1469 oder erst 1470 (gesichert) anzusetzen sei. Basel ist unbestrittenermassen ein sehr früher Druckort in Europa gewesen; ob es in der Reihe an 9., 10. oder 12. Stelle figuriert, ändert daran wenig.

## 2.2. Buchdruck um 1470:

### Der Druck als handwerklich-manufaktuelle Produktion

Die Vervielfältigung von Texten beruhte noch im 15. Jahrhundert auf handwerklicher Tradition: Sie geschah meistens im Einmannbetrieb einer Schreibstube, auch wenn vereinzelt in eigentlichen Skriptorien, nicht nur in den Klöstern, mehrere Schreiber beschäftigt gewesen sind. Der Buchdruck hingegen war von Beginn an ein frühkapitalistisches<sup>19</sup> Gewerbe, das durch folgende Eigenschaften gekennzeichnet war:

- keine Einzelanfertigung, sondern Massenproduktion,
- arbeitsteilige Produktionsorganisation,
- hochtechnische, bereits manufaktuelle<sup>20</sup> Produktionsverfahren,

<sup>19</sup> «Frühkapitalistisch» wird im Sinne der Definition von Bürgin, *Zur Soziogenese der politischen Ökonomie*, S. 201, verstanden: Die Bedingungen der kapitalistischen Produktion, nämlich eine freie und uneingeschränkte Käuflichkeit und Kombinierbarkeit der Produktionsfaktoren Boden, Arbeit und Kapital, sind nicht gewährleistet resp. noch vielfach gebunden an Institutionen sowie an Abhängigkeiten personaler Art; ferner ist eine rational durchgebildete, systematisch-kontinuierliche, auf Rentabilität hinzielende Wirtschaftsweise, beruhend auf der Trennung von Haushalt und Betrieb und der doppelten Buchhaltung, nur in Ansätzen ausgebildet; schliesslich stellt ein methodisches Gewinnstreben und ein zweckbedachter Erwerbsgeist noch nicht die dominante Verhaltensweise der wirtschaftenden Menschen dar, sondern traditionelle Vorstellungen wirken noch nachhaltig ein; die Versorgung des Hauses und der Stadt stand im Vordergrund und das Individuum wusste den Markt wohl auszunutzen, aber erkannte in ihm noch keine Gesetzlichkeiten, denen es sich beugen musste.

<sup>20</sup> «Manufaktuell» wird nicht nur im technischen Sinne als arbeitsteiliges Produktionsverfahren verstanden, sondern auch als Werkstatt, in welcher tendenziell mehr Lohnarbeiter als Familienangehörige beschäftigt waren und deren Leiter sich schrittweise von der unmittelbaren produktiven Arbeit löste. Vgl. dazu Krieche/Medick/Schlumbohm, *Industrialisierung*, bes. Anm. 84a.

- Zusammenwirken mehrerer Arbeitskräfte,
- kapitalintensives und risikobehaftetes Unternehmertum,
- marktwirtschaftlich mitgeprägter Absatz.

Wir dürfen uns den Werdegang eines Buches bei den ersten Druckern etwa wie folgt vorstellen:

Ausgangspunkt ist eine günstig beurteilte Druckvorlage, also ein absatzträchtiges Manuskript oder ein nachdruckwürdiges Buch. Ist ein solches vorhanden, muss sich der Unternehmer als Drucker und Verleger das nötige Kapital beschaffen, sei es aus eigenen Mitteln, sei es aus Fremdfinanzierung. Die zum Druck erforderlichen Papiermengen müssen eingekauft und die Schriften (Typen) müssen hergestellt oder beschafft werden. Eine längere Vorfinanzierungsperiode muss in Kauf genommen werden. In der Setzerei geschieht durch einen fach- und sprachkundigen Setzer die Satz Vorbereitung und Satzherstellung, allenfalls unter Mitwirkung des Druckerherrn. Dann wird an der Presse bogenweise ausgedruckt, getrocknet, die bedruckten Bögen werden zu fertigen Lagen und schliesslich zu ganzen Buchblöcken geordnet. Das rohe Buch muss noch verpackt und zur Verkaufsstelle spediert werden, bevor es wieder Geld in die Kasse bringen kann, das der Buchdrucker so dringend für die Bestreitung der Kosten resp. die Rückzahlung der Vorschüsse braucht.

Auf die manufaktuellen Merkmale sei durch vertiefte Betrachtung der einzelnen Prozessstufen noch näher eingegangen. Im übrigen wird auf die detaillierten Darstellungen von Severin Corsten<sup>21</sup> und Michael Giesecke<sup>22</sup> verwiesen.

Der Buchdruck vor/um 1470 als handwerklich-manufaktuelle Produktion lässt sich grob in folgende Prozessstufen einteilen:

1. Beschaffung von Papier,
2. Schriftherstellung,
3. Setzen,
4. Drucken,
5. Fertigstellung (Binden, Rubrizieren, Illuminieren),
6. Verteilen und Verkaufen.

<sup>21</sup> Corsten, «Die Erfindung», bes. S. 126–160.

<sup>22</sup> Giesecke, *Der Buchdruck*, bes. S. 67–123.

¶ *Mors refecat/mors omne necat quod carne creatur  
Magnificos premit & modicos/cunctis dominatur.*

¶ *Dobitū tenet imperiū nulli reueretur  
Tan̄ ducibus q̄ principib⁹ cōmūis habetur.*



¶ *Nunc vbi ius/vbi lex/vbi vox/vbi flos iuuentutis. hic nisi pus/misi sep/misi terre precio vdis.*

¶ *Le mort*

¶ Venez danser vng tourdion  
Imprimeurs sus legierement  
Venez tost/pour conclusion  
Pourrir vous fault certainement  
faictes vng sault habillement  
Presses/ & capses vous fault laisser  
Reculer ny fault nullement  
A l'ouyrage oy congnoist l'ouurier.

¶ *Les imprimeurs*

¶ Helas ou auons nous retour  
Puis que la mort nous espie  
Imprime auons tous les cours  
De la sancte theologie  
Lois/decret/ & poeterie/  
Par nr̄ art plusieurs sont grans clers  
Reueue en est clergie  
Les vouldoirs des gens sont diners

¶ *Le mort*

¶ Sus auant vous ires apres  
Vostre libraire marchez auant  
Vous me regardez de bien pres  
Laissez voz liures maintenant  
Danser vous fault/a quel galant  
Vettez icy vostre pensee  
L'oument vous reculez marchant  
L'oumencement n'est pas fusce

¶ *Le libraire*

¶ Que fault il maulgre moy danser  
Je croy que ouy/mort me presse  
Et me contrainct de me auancer  
Nesse pas dure destresse  
Des liures il fault que ie laisse  
Et ma boutique desormais  
Dont ie pers toute l'ypresse  
Tel est blece qui ney peult mais.

Abb. 4. Eine der ältesten Darstellungen einer Druckerei findet sich in einem Totentanz:  
La grant danse macabre des hommes bystorie, gedruckt in Lyon bei Matthias Huss 1499/1500.

### Zu 1. Beschaffung von Papier

Das Vorprodukt Papier, welches das Schreibmaterial Pergament abgelöst hat, wurde seit dem 13. Jahrhundert in Italien, seit dem 14. auch in Frankreich und Deutschland hergestellt. In Deutschland gab es um 1450 etwa zehn Papiermühlen, die ausser in Nürnberg hauptsächlich am Oberrhein konzentriert waren (Basel, Ravensburg, Strassburg). Papier wurde in handelsüblichen Formaten, normalerweise in den vier Bogengrössen (*forma imperialis, regalis, mediana* und *cancellaria*, angeboten und war in genügender Menge vorhanden, solange es in erster Linie von den Kanzleien und Schreibstuben benötigt wurde. Nach Corsten<sup>23</sup> scheinen beim Aufkommen der Buchdrucker als Grossverbraucher in den ersten Jahren gewisse Versorgungsengpässe entstanden zu sein, die aber mit der Gründung neuer Papiermühlen rasch behoben worden sind. Der Rohstoff Papier konnte auf alle Fälle vom örtlichen Hersteller oder auf dem üblichen Handelsweg zwar verhältnismässig teuer, aber ohne Schwierigkeiten beschafft werden. Aus finanziellen Gründen wurde häufig die für eine Auflage benötigte Menge nicht auf einmal eingekauft, sondern nach Bedarf nachbestellt.

### Zu 2. Schriftherstellung

Der Buchdruck als standardisierte Massenproduktion setzte voraus, dass die Typen mehrmals verwendet werden konnten, und Grundlage für die schnelle und präzise Herstellung dieser Typen war die innovative technische Erfindung des Handgiess-«Automaten». Für das ganze Verfahren der Schriftherstellung waren verschiedene Kenntnisse und Fähigkeiten respektive mehrere Handwerker notwendig, es war ein arbeitsteiliger und hoch technischer Vorgang.

Am Anfang stand der Schriftentwurf durch den Schreiber oder Schriftensetzer. Den Entwurf durch den Stempelschnitt auf eine Matrize, eben den Stempel, zu übertragen war meistens die Aufgabe eines Goldschmieds oder Formenschneiders. Manche Druckherren waren selbst in der Kunst des Stempelschneidens bewandert. Der Metallstempel diente zur Anfertigung von Matrizen, was ebenfalls durch einen Metallhandwerker geschah. Die Matrize war ein weiches Metallklötzchen, in welches mit dem Stempel das Buchstabenbild eingeschlagen wurde, und diente zur Herstellung

<sup>23</sup> Corsten, «Die Erfindung», S. 105.

der einzelnen Buchstaben aus Hartblei. Diese sogenannten Lettern oder Typen wurden mit dem Handgiessgerät, dem Kernstück der Gutenberg'schen Erfindung, gegossen. Dieses Handgiessinstrument war ein wiederverwendbares, systematisch variierbares Produktionsgerät, in welchem die Gussform ausgetauscht werden konnte, während die Höhe der Lettern stets gleich blieb. Also ein «high tech»-Gerät, quasi ein erster Automat, bei dem die Eigenschaft des Produkts, nämlich der Typen, nicht vom bedienenden Menschen abhing. Mit dem Handgiessgerät wurde die Rohtype gegossen, die noch nachbehandelt werden musste: Abschlagen des Giesszapfens resp. des Angusses, Schleifen der Gräten und Kennzeichnen. Die fertige Letter ging dann in den Setzkasten, bereit für den Produktionsschritt des Setzens.

### *Zu 3. Setzen*

Die Schriftherstellung war wie beschrieben ein handwerklich-technisch geprägter Vorgang; das Setzen, d.h. das Zusammenfügen der Lettern zu Wörtern und Sätzen resp. das Transponieren des Manuskripts in den fertigen Satz, setzte intellektuelle Fähigkeiten voraus. Der Setzer musste nicht nur die lateinische Sprache, sondern auch die Ligaturen und Abkürzungen kennen, und zudem den Sinn des Manuskripts verstehen. Ein sprachkundiger Korrektor allein genügte nicht, auch vom Setzer wurde Fachwissen gefordert: Er musste den Text sinnvoll aufteilen, Zeilen und Seiten passend umbrechen, die Länge der Wörter im voraus abschätzen, um Platz zu sparen.

Nicht nur intellektuell, auch körperlich war der Setzer gefordert: Er nahm eine Letter nach der andern aus dem Setzkasten und fügte sie auf einer Holzleiste, genannt Winkelhaken, zu einer Zeile zusammen, wiederholte den Vorgang des Zeilensetzens solange, bis eine Seite gefüllt war, die dann in den Schliessrahmen gelegt, verschlossen und zum Druck bereitgestellt wurde. Das Setzen war die anspruchvollste Tätigkeit im Buchdruckergewerbe. Sie wurde häufig von Studenten oder frisch gebackenen Hochschulabsolventen ausgeübt, wenn nicht der gebildete Druckerherr selbst Hand anlegte.

### *Zu 4. Drucken*

Schon vor Gutenberg sind Einblattdrucke, Spielkarten und Blockbücher gedruckt worden. Der Druckvorgang war jedoch primitiv, indem das ange-

feuchtete Papier mit der Hand oder mit dem Reiber auf den eingefärbten Holzstock gedrückt wurde. Beim handwerklich-manufaktuellen Buchdruck wird neu die Presse eingesetzt. Sie hatte ihre Vorbilder bei den Winzern, Buchbindern, Papier- und Tuchmachern, musste aber technisch so verbessert werden, dass sich einerseits die Drehbewegung der Spindel mittels der an ihrer Spitze befestigten Eisenplatte, Tiegel genannt, gleichmässig auf die ganze zu bedruckende Fläche übertrug, andererseits mittels eines einfahrbaren «Karrens» die kontinuierliche Produktion ermöglicht wurde.

Für den eigentlichen Druckvorgang waren, wenn die erwartete Tagesleistung von zwei Folio-Seiten einer durchschnittlichen Auflage erzielt werden sollte, mehrere Druckergesellen, mindestens deren zwei, notwendig. Bei den am Anfang üblichen Einphasen-Pressen wurde der Satz einer einzigen, gesetzten Folio-Seite in die Druckform eingehoben, geschlossen und eingefärbt, der gefeuchtete Doppelbogen gefaltet und mit Stiften unter dem Deckel festgemacht, der Karren unter den Tiegel geschoben und dann die eine Folio-Seite durch Drehung des Bengels an der Presse bedruckt. Am Ende wurde die Druckform gesäubert, während die fertig bedruckten Bogen getrocknet und zu Lagen geordnet werden mussten.

Das seitenweise Drucken, wie es um 1470 noch allgemein üblich war, benötigte viel handwerkliches Können und Präzision, um die richtige Stellung des Satzspiegels auf den gegenüberliegenden Seiten und die glatte Deckung der Satzspiegel von Vorder- und Rückseite zu gewährleisten. Die arbeitsteilige Produktion zur Erzielung eines quantitativ und qualitativ befriedigenden Ausstosses setzte das reibungslose Zusammenwirken mehrerer Arbeitskräfte voraus.

#### *Zu 5. Fertigstellung (Binden, Rubrizieren, Illuminieren)*

Vermutlich wurden anfänglich die meisten «Bücher» zu Lagen zusammengelegt und als Buchblock in Fässer verpackt aus der Druckerei weggeschafft, zur Verkaufsstelle transportiert oder in dieser losen Form direkt verkauft. Manchmal wurden die Buchblöcke provisorisch geheftet, um die Ordnung der Lage zu gewährleisten. Erst dem Käufer blieb es vorbehalten, das Druckerzeugnis zu binden und zu schmücken.

Die soziale Stellung des Käufers, seine Finanzmittel sowie sein Bedarf und Geschmack bestimmten die endgültige Gestalt des Buches. Während die Klöster oft Rubrikatoren und Illuminatoren aus eigenen Reihen stellten, während Adlige und betuchte Bürger gewerbliche Buchmaler beschäf-

tigten, griff der einfachere Käufer auf eine Schreibstube zurück und begnügte sich mit schlichten Lombarden, sofern er die Ausstattung nicht schlecht und recht selber besorgte oder darauf ganz verzichtete. Auch der Einband wurde bei gewerblichen Buchbindern in Auftrag gegeben, während einige Klosterwerkstätten dafür eigene Fachleute hatten. Die Fertigstellung des Buches setzte eine skriptographische Tradition voraus; sie sicherte den traditionellen Schreibern sowie Buch- und Kartenmalern ein weiteres Auskommen bis zum Zeitpunkt, in dem die Drucker mit Holzschnittinitialen und -illustrationen selber für die Ausschmückung ihrer Bücher besorgt waren.

#### *Zu 6. Verteilen und Verkaufen*

Da der Absatz der «Bücher in losen Bogen» lokal und regional beschränkt war, mussten zusätzlich Kunden von weit und fern gewonnen und bedient werden. Für den Verkauf der Akzidenzen oder Gelegenheitsdrucke, wie öffentliche Bekanntmachungen, Verordnungen, Ablassbriefe, Kalender usw., war der Druckerherr in seinem Wirkungskreis selbst besorgt; für den Verkauf von Büchern im Export war der Aufbau einer Verteil- und Verkaufsorganisation notwendig. Um 1470 dürfte zwar die überwiegende Mehrheit der Drucker ihre Werke in einem geographisch eng begrenzten Raum, dem Umland, vertrieben haben<sup>24</sup>, um so mehr als die professionellen selbständigen Händler, die *librarii* oder *stationarii*, die mit handschriftlich vervielfältigten Manuskripten handelten, erst eigentlich in den 1480er Jahren begannen, gedruckte Bücher auf eigene Rechnung zu kaufen und verkaufen. Für den «Fern»-Absatz waren günstige Verkehrswege, sichere Transportmittel und gut erreichbare Messeplätze wichtig. Den Fernhandel besorgte der Druckerherr durch Besuch von Messen oder anlässlich seiner Geschäftsreisen selbst, oder aber er stützte sich auf die örtlichen Agenten und im günstigsten Fall auf die etablierten Fernhandelsnetze seiner Wirkungsstätte ab. Sicher benützte er auch die bisherigen traditionellen Absatzwege des Buches, nämlich die Orden, die einzelnen Klöster und Stifte sowie die Universitäten. Für deutschsprachige Drucke, generell für Drucke *in vulgari*, bestanden jedoch keine solchen traditionellen Vertriebswege.

<sup>24</sup> Giesecke, *Der Buchdruck*, S. 365.

Der Vertrieb des Buches entspricht in den Anfängen des Buchdrucks wohl im wesentlichen den ortsüblichen Vertriebsformen mittelalterlicher Städte. Das Handwerk bedient in erster Linie das städtische und regionale Sozialsystem. Analog zu andern Exportgütern wie Papier und Tuch wird auch das Buch, zuerst zögernd, später anteilmässig immer dominanter, auf überregionalen Märkten angeboten und verkauft. «Der frühe Buchdruck ist weitgehend Wanderhandel, der von reisenden Buchführern betrieben wird. Schon früh werden stationäre Bücherlager an den wichtigsten Handelsplätzen eingerichtet oder auch Handelsniederlassungen, die ständig von Faktoten oder Agenten besetzt sind.»<sup>25</sup> Nicht nur der Druckvorgang selbst, auch der Vertrieb und der Verkauf standen unter ständigem Zeitdruck: Einerseits duldeten die festen Messedaten keinen Aufschub, andererseits wuchs – speziell bei erfolgreichen Produkten – mit jedem Tag die Gefahr des Nachdrucks. Die kapitalintensive Buchproduktion verlangte der hohen Vorfinanzierungsbelastung wegen einen schnellen «return on investment».

### 2.3. Art und Vielfalt der Druckerzeugnisse

Auch Gutenberg hat vor Inangriffnahme seines Hauptwerkes, der zwei- und vierzigzeiligen Bibel, einige Kleindrucke (*Donate*, *Weltgericht*) herausgebracht, sei es um den Druckvorgang zu erproben und zu verbessern, sei es um potentielle Geldgeber von der Leistungsfähigkeit seiner Offizin zu überzeugen. Die meisten Drucker haben – vermutlich auch um sich bis zum Abschluss eines umfangreicheren Buchprojektes finanziell über Wasser zu halten – mit sogenannten Akzidenzen, d.h. Gelegenheitsdrucken, angefangen, so auch Bernhard Richel in Basel mit seinem Kalender aufs Jahr 1471. Bei den Gelegenheitsdrucken, meistens Einblattdrucken oder Erzeugnissen von wenigen Druckseiten, kam es für den Unternehmer darauf an, ob ein fester Auftraggeber (wie ein Bischof, Rat, Abt oder eine andere Autorität für öffentliche Bekanntmachungen, amtliche Verordnungen und Erlasse, zuweilen auch Ablassbriefe usw.) den Auftrag erteilte und für die Kosten bürgte, oder ob wie für Kalender, Aderlassregeln, *Practica* usw.

<sup>25</sup> Rautenberg, «Buchhändlerische Organisationsformen», S. 353.

der Drucker selbst für den Absatz besorgt sein musste. Allerdings konnte er volkstümliche Kleindrucke leichter allein vertreiben als dicke lateinische Wälzer. Durch die Neuartigkeit des Verfahrens war nicht nur die Neugierde auch des einfachen Käufers angestachelt, sondern der Preis war relativ erschwinglich und der Inhalt benutzerfreundlich. Viele dieser Gelegenheitsdrucke sind nach Gebrauch weggeworfen worden, oder sie sind einfach verloren gegangen, so dass sie heute sehr selten geworden oder ganz verschwunden sind. Aber ihre Bedeutung für die Entwicklung und finanzielle Absicherung des Buchdrucks speziell in seinen Anfängen darf nicht unterschätzt werden. Solche Aufträge füllten Lücken in der eigentlichen Buchproduktion. Gelegenheitsdrucke sind schnell erledigt und werden schneller bezahlt.

Bei den Büchern unterscheiden wir zu Beginn der Wiegendruckzeit nach Kundensegmenten gliedert folgende Kategorien:

1. theologische, scholastische, liturgische und kirchenrechtliche Werke, des Zielpublikums wegen in lateinischer Sprache;
2. klassische Autoren der Antike, ebenfalls in Latein;
3. grammatikalische Werke wie Schulbücher (Donate), Vocabularien, Repetitorien, *Modi legendi* usw., anfänglich nur in lateinischer Sprache, später auch «in vulgari» oder mit Interlinearglossen;
4. juristische Werke, erstaunlicherweise schon früh auch deutschsprachig wie z.B. der *Sachsenspiegel* von Eike von Repgow, 1474 bei Bernhard Richel in Basel erschienen;
5. Erbauungsbücher, lateinisch oder volkssprachig, mit sehr frühen illustrierten Ausgaben.

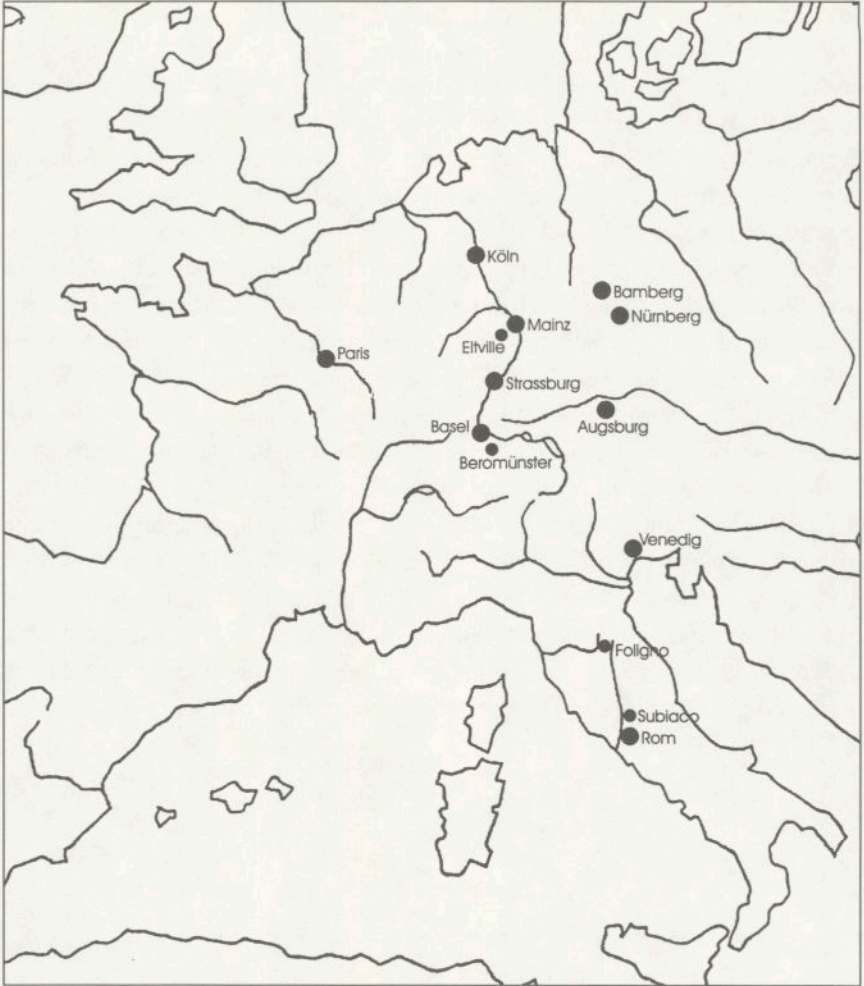
Art und Inhalt der frühesten Druckerzeugnisse waren also vielfältig<sup>26</sup>. Aber jede wichtige Inkunabel-Bibliographie verrät, dass der Schwerpunkt der Produktion um 1470 auf ganz bestimmten Autoren und Titeln lag: Thematisch überwog die Theologie: Bibeln und Kommentare dazu, die Kirchenväter und grossen Scholastiker. Dazu traten das *Corpus iuris civilis et canonici* und wenige in Mode gekommene antike Autoren. Die Auswahl war zwangsläufig auf die Absatzchancen ausgerichtet.

In Basel dominierten inhaltlich und umfangmässig gewichtige Werke in lateinischer Sprache, wie es dem eher noch konservativen Geist der Stadt

<sup>26</sup> Eine gute Übersicht über die verschiedenen Arten der frühen Druckerzeugnisse gibt Füßel, *Gutenberg und seine Wirkung*.

und der Universität um 1470 und damit der potentiellen Käuferschicht entsprach. Bis zum Jahre 1475 hat ausser dem erwähnten *Sachsenspiegel* und der *Melusine* von Richel nur Martin Flach vier Drucke in deutscher Sprache herausgebracht (den *Ackermann von Böhmen* des Johannes von Saaz, ein Beichtbüchlein, eine deutsche *Visio* des Fulbertus Francigena und die *Sibyllen-Weissagung in Reimen*). Der Anteil der Theologie an den Titeln der ersten Druckerjahre ist in Basel erdrückend, wenige klassische Autoren (Seneca, Persius Flaccus, Sallust u.a.) sowie Donate, *Disticha Catonis* und Epistolarien vervollständigen das Bild eines sich erst zaghaft den Neuerungen öffnenden Druckergewerbes. Der beginnende Humanismus hatte eben die interessanteste Käuferschicht, die Geistlichen und Klöster, noch nicht erfasst. Mit den Worten von Rudolf Wackernagel ausgedrückt: «Dabei führten selbstverständlich Geschäftsinteressen zur Berücksichtigung der nicht so rasch zu lenkenden allgemeinen Stimmung der Zeit. Die Scholastik war deswegen in den Basler Publikationen der ersten Jahrzehnte stärker vertreten als die antike und speziell humanistische Literatur. Aber der Zustand änderte sich allmählich, und schon von Anbeginn an haben wir mit einem ungeduldigen Antrieb der Humanisten zu rechnen.»<sup>27</sup>

<sup>27</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 609.



*Die europäischen Druckorte bis 1470.*

### 3. Verschiedenartigkeit der Standortfaktoren

Bei der Betrachtung der Karte Europas, auf welcher die frühen Druckorte bis 1470 eingezeichnet sind, sticht die Konzentration auf die nordalpinen Städte im mittel- und süddeutschen Raum ins Auge. Im Dreieck Köln – Strassburg – Basel – Augsburg – Nürnberg – Bamberg hat sich der Buchdruck der geschichtlichen Entwicklung folgend und aus eigener Kraft zuerst entwickelt. Dies ist kein Zufall, sondern der Ausdruck einer besonderen Veränderungs- und Innovationskraft, welche die nordalpinen Städte auszeichnete. In den ausserhalb dieses Raumes liegenden Städten wie Paris und Rom ist der Buchdruck mehrheitlich durch obrigkeitliche (kirchliche oder universitäre) Autorität eingeführt worden. Die nordalpinen Städte sind der Geburtsort des modernen Bürgertums, in dem zum ersten Mal in der Geschichte die arbeitende Bürgerschicht sich selber darstellen und sich damit gesellschaftlich und politisch Gehör verschaffen konnte. Die Handwerker wurden zusätzlich zu den Adligen und den aufgestiegenen reichen Kaufleuten zu Kulturträgern, die einer Neuerung wie dem Buchdruck zum Durchbruch verhalfen.

Edith Ennen betont in ihrer *Frühgeschichte der europäischen Stadt*<sup>28</sup> schon für das frühe Mittelalter das weltgeschichtliche Novum dieser sozialen und politischen Schicht: «Die nordwesteuropäische Stadt behauptet ihre Eigenart, als Sitz der in der *coniuratio* (Gilde, Zunft) zu politischer Führung aufsteigenden Kaufleute und Handwerker ein politisches, soziales und wirtschaftliches Sondergebilde zu sein, das sich von der Struktur des umgebenden Landes bewusst unterscheidet»<sup>29</sup>, also nicht mehr Herrensitz (Bischofs- oder Adels-Sitz) und damit mögliches Zentrum eines Mäcenatentum war.

Max Weber hat als Erster in seinem grundlegenden Standardwerk der modernen Soziologie, *Wirtschaft und Gesellschaft*<sup>30</sup>, die Bedeutung des aufstrebenden Bürgertums für das Wesen der mittelalterlichen, nordalpinen Stadt als eines ökonomischen Zweckverbands herausgestrichen. Erst der Aufstieg der Zünfte bedeute die Teilhabe an der Herrschaft im ökonomi-

<sup>28</sup> Ennen, *Die Frühgeschichte*, S. 300f.

<sup>29</sup> Ennen, a.O., S. 259.

<sup>30</sup> Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 513–600 (2. Teil, Kapitel VIII: Die Stadt).

schen Sinn<sup>31</sup>. Die Stadt sei zum Ort des Aufstiegs durch das Mittel des geldwirtschaftlichen Erwerbs geworden<sup>32</sup>: «Stadtluft macht frei.»

Und der Wirtschaftshistoriker Alfred Bürgin hält fest: «Die europäische nordalpine Stadt des Mittelalters war der soziale Ort, wo ein arbeitendes, wirtschaftlich ausgerichtetes, handels- und gewerbetreibendes Bürgertum erstmals in der Geschichte sowohl politisch wie auch kulturell zum Zuge kam.»<sup>33</sup> Er weist auch auf die kulturelle Bedeutung der mittelalterlichen Stadt hin und damit auf die Chance für eine wissensvermittelnde Innovation wie den Buchdruck: «Hier (in den nordalpinen, vornehmlich deutschen Städten) wurden Bildung und Handwerk so zusammengeführt, dass sie eine Revolution auslösten, nämlich die Herstellung ganz neuer bildungsvermittelnder Kommunikationsformen, die erstmals in der Weltgeschichte einen Massenkonsum von Bildungsmitteln durch technische Standardisierung zu ermöglichen begannen.»<sup>34</sup> Auf das Phänomen der nordalpinen (deutschen) Stadt als des ersten und besten Nährbodens des frühen, sich in Europa ausbreitenden Buchdrucks werden wir bei der Betrachtung des sozio-politischen Umfelds unter 4.2.1 und beim Aufzeigen der neuen Bedürfnisse nach Bildung und Information unter 4.3.2 zurückkommen.

Wir sind von der Frage ausgegangen, weshalb Basel im europäischen Vergleich ein relativ früher Druckort geworden ist und weshalb sich gerade diese Stadt am Oberrhein sehr bald zu einem europäischen Druckzentrum entwickelt hat. Es ist also zu untersuchen, ob Basel die Standortkriterien für das Entstehen und Gedeihen des frühen Buchdrucks überhaupt oder gar überdurchschnittlich erfüllt und welches oder gar welches bessere sozio-politische und kulturelle Umfeld diese Stadt der neuen Informationstechnologie geboten hat.

Führt unsere Untersuchung über die Standortgunst Basels zeitlich ins späte Mittelalter, arbeiten wir doch bewusst mit Begriffen der modernen Standorttheorie. Unter die von uns rational-objektiv genannten Standortfaktoren subsumieren wir sowohl die ökonomischen Kriterien, die für den Drucker beim gesamten Herstellungs- und Vertriebsprozess des Buches relevant gewesen sind, als auch das sozio-politische und kulturelle Umfeld,

<sup>31</sup> Weber, a.O., S. 553.

<sup>32</sup> Weber, a.O., S. 529.

<sup>33</sup> Bürgin, *Zur Soziogenese*, S. 151.

<sup>34</sup> Bürgin, a.O., S. 177.

in welches die Drucker und das Druckgewerbe in dieser Stadt eingebettet waren.

Bei der Entstehung neuer Gewerbe und Industrien spielt der Standort oft eine sehr wichtige Rolle. Die Standorttheorie besagt, dass sich hier gewisse Gesetzmässigkeiten der kapitalistischen Wirtschaft manifestieren. Der Urvater der modernen Standorttheorie, Alfred Weber, hat in seiner «reinen» Theorie des Standorts<sup>35</sup> solche Gesetze formuliert. Er unterscheidet materialorientierte, arbeitsorientierte und konsumorientierte Industrien, die auf spezifische Standortfaktoren gründen und reagieren. Weber hat seine Theorie des Standorts für die spätkapitalistische Industrie-Gesellschaft formuliert. Sie darf nicht unbesehen auf die Entwicklung eines handwerklich-manufaktuellen Produktionszweiges im frühkapitalistischen Spätmittelalter übertragen werden. Doch haben schon bei den frühen Buchdruckern günstige Kriterien für Produktion und Handel eine Rolle gespielt: die Verfügbarkeit und der Preis des Rohstoffs Papier; das Reservoir an qualifizierten Arbeitskräften im vorgelagerten Zulieferbereich wie im «intellektuellen Teil» des Druckerbereiches; die rasche Erreichbarkeit der Märkte. Ohne uns auf die klassische Standorttheorie abzustützen, arbeiten wir deshalb mit rational-objektiven Standortfaktoren, weil die Gedankengänge bezüglich Einkauf der Rohstoffe, Herstellungsprozess, Finanzierung und Absatzorientierung auch auf den frühen Buchdruck anwendbar sind. Sind solche Standortkriterien für Basel spezifisch gewesen, waren sie gut erfüllt oder lagen sie gar über der Norm vergleichbarer nordalpiner Städte?

Nach der neo-klassischen Theorie wäre wirtschaftlich gesehen das individuelle Nutzenkalkül eines jeden Frühdruckers immer rational gewesen. Höchstens die geschäftliche Nutzenabwägung als ökonomisches Zwischenziel könnte wegen mangelnder Information, fehlender Kalkulationsbasis oder zu grosser Komplexität nicht rational ausgefallen sein. Das einzelne Individuum hätte letztlich immer rational entschieden, auch wenn subjektive Präferenzen bei der Nutzenabwägung mitgespielt haben mögen. Das setzt aber voraus, dass rationales Handeln im späten Mittelalter als Parameter den gleichen Stellenwert gehabt hat, wie ihn die moderne Standorttheorie annimmt. Das rationale Verhalten des einzelnen Buchdruckers ist aber aus dem historischen Kontext heraus zu relativieren, weil noch viel

<sup>35</sup> Weber, *Über den Standort der Industrien*, Tübingen 1909.

mittelalterliche Logik und traditionelles Denken ins Nutzenkalkül hinein spielte. Die Rationalität des individuellen Standortentscheids ist auf Grund des geschichtlichen Umfelds zu hinterfragen. Wir werden deshalb die mehr subjektiv empfundenen, ja eher zufälligen Kriterien nicht vernachlässigen. Für sie verwenden wir den Begriff der subjektiv-zufälligen Standortfaktoren und werden in einem separaten Kapitel auf die weniger abwägbaren, mehr subjektiv geprägten Präferenzen der frühen Basler Drucker eingehen, ja sogar über reine Zufälligkeiten spekulieren.

## 4. Rational-objektive Standortfaktoren

### 4.1. Ökonomische Standortfaktoren

#### 4.1.1. *Das Absatzpotential für die Ware Buch*

Bücher als Handschriften waren bis zur Erfindung des Buchdrucks Raritäten, Unikate, einmalig und unverwechselbar. Sie wurden entweder in nicht-öffentlichen Institutionen wie etwa Klöstern oder fürstlichen Bibliotheken genutzt und weitergegeben oder aber als Gedächtnisstütze für den individuellen Gebrauch an Universitäten oder im Gottesdienst u.a. hergestellt. Normalerweise wurden sie geschrieben und verwendet in Institutionen mit hierarchischen Instanzen, welche für die Approbation des Inhalts der Information sowie deren Weitergabe verantwortlich waren<sup>36</sup>. Im allgemeinen existierte keine Absatzstruktur für die skriptographische Produktion, welche sich vorwiegend im Kloster abspielte und dort als frommes Exercitium («... et labora») betrachtet wurde. Doch selbst die professionellen Skriptoren arbeiteten fast nur auf Bestellung. Die Auftragsproduktion entspricht auch der mittelalterlichen städtischen Ökonomie. Dass es Mitte des 15. Jahrhunderts auch vereinzelt Schreibstuben gab, die Bücher arbeitsteilig, in Serie und auf Vorrat herstellten, sei nicht verschwiegen. Als Beispiele möge die Kongregation der Brüder vom gemeinsamen Leben dienen, auch Broeders van der Penne genannt, die ihr christliches Werk durch Vervielfältigung und Vertrieb von Handschriften verrichteten, sowie die Werkstatt von Diebold Lauber in Hagenau. «Die Buchproduktion bleibt weitgehend Auftragsarbeit. Auch die seriell hergestellten Handschriften etwa aus der Lauber-Werkstatt sind wohl nur zum Teil auf Vorrat produziert worden; ihre Klientel dürften die Schreiber über persönliche berufliche Verbindungen oder in einem lokalen Bereich gefunden haben.»<sup>37</sup>

Mit dem Druck wurde das Buch endgültig zur Ware, und zwar zur Ware, die nicht mehr nur von einem Auftrag abhing, sondern den Kräften von Angebot und Nachfrage ausgesetzt war. «Die Erfindung der Buchdrucker-

<sup>36</sup> Giesecke, «Buchwissenschaft», S. B101.

<sup>37</sup> Rautenberg, «Buchhändlerische Organisationsformen», S. 339, sowie Janzin/Güntner, *Das Buch vom Buch*, S. 101.

kunst machte die Produktion einer grossen Menge von Büchern möglich, die – im Prinzip zumindestens – völlig gleich waren und in einem übersehbaren Zeitraum fertiggestellt waren. Das Buch war zum Massenartikel geworden, der nicht mehr wie bisher üblich auf Bestellung angefertigt, sondern in Einschätzung der Käufererwartungen aufgelegt wurde.»<sup>38</sup> Das handwerkliche Erzeugnis «gedrucktes Buch» unterliegt von Beginn an den Gesetzen des Marktes und des Kapitals. Informationstheoretisch werden die geschlossenen Kommunikationswege der Mönchsorden oder Adelshöfe u.a., die kein anonymes oder aussenstehendes Publikum erreichten, geöffnet. Zur Verteilung der Information nutzt man nicht mehr nur die institutionellen Kanäle, sondern neu auch marktwirtschaftliche Strukturen. Die Marktteilnehmer entscheiden ökonomisch gesehen über den Absatz und kommunikationstechnisch darüber, welche Information verbreitet wird.

«Das Buch ist in erster Linie Handelsware; Kaufmannsgut sagt Wenssler. Und dieses Kaufmannsgut fliesst in alle überhaupt zur Verfügung stehenden Handelskanäle, über die grossen Messen ebenso wie über die Landwege bis zum Haus des dörflichen Pfarrers im abgeschiedensten Winkel des Reichs; das Buch wird an den Käufer herangetragen.»<sup>39</sup> Neben den weiter bestehenden traditionellen Absatzwegen innerhalb der mittelalterlichen Institutionen entwickelt sich also ein offener Markt, auf dem sich Angebot und Nachfrage treffen. Nur musste in der frühen Buchdruckerzeit bis etwa 1470 der Bedarf noch kräftig geweckt, der Absatz mit verschiedensten Vertriebsarten gesucht werden. Dabei dürfte dem lokalen und regionalen Absatzgebiet die wesentlichste Rolle zugekommen sein, vor allem dem privilegierten Detailverkauf auf der städtischen Messe oder im eigenen, offenen Buchladen; dann auch dem regionalen Vertrieb durch fahrende Händler und Krämersleute. Erst gegen Ende der zweiten Dekade nach Erfindung des Buchdrucks wird die Buchproduktion vermehrt überregional abgesetzt; sie wird zur Exportware, die ihren Absatz mittels Messen und Agenten in ganz Europa sucht und findet.

Der Absatz auf den bisherigen traditionellen Wegen wie auch auf den neuen Märkten war nicht nur durch das Vertriebspotential, sondern in erster Linie durch den Preis bestimmt. Mangels transparenten Konkurrenz-

<sup>38</sup> Corsten, «Die Erfindung», S. 129.

<sup>39</sup> Piccard, «Papierzeugung und Buchdruck», S. 1934.

vergleiches konnten die Drucker ihre Preise nur nach folgenden zwei Kriterien festlegen:

1. nach respektive unter dem Preisniveau des Substitutionsprodukts Manuskript. Piccard merkt an, dass sich bis gegen 1470 die Verkaufserlöse für gedruckte Bücher nur wenig von denen der handgeschriebenen (Prachtshandschriften ausgenommen) unterscheiden<sup>40</sup>.

2. nach der eigenen Kostenkalkulation. Für die Herstellungskosten fielen ins Gewicht die Investitionskosten für Presse und Typen, die Materialkosten für Papier (das Papier macht in den Anfängen über 50 % der Herstellungskosten aus) und Druckerfarbe, die Betriebskosten hauptsächlich als Personalkosten sowie die Kapitalkosten als Zinsen für Fremdkapital. Dazu kommt ein unternehmerisch bedingter Risikozuschlag respektive ein nicht unbeträchtlicher Gewinn.

Anhand einiger Basler Beispiele wollen wir Aussagen über die Preise früher Wiegendrucke und deren Verhältnis zum Preisniveau anderer Güter zu machen versuchen. Als Quellen dienen uns vor allem die Auszüge in Stehlin's «Regesten zur Geschichte des Buchdrucks in Basel bis zum Jahr 1500» sowie die Kauf- und Preisvermerke in frühen Basler Inkunabeln. Ruppels Druck Nider, *Praeceptorium divinae legis* mit 330 Blatt in Folioformat ist nach Kaufvermerk im Exemplar der Universitätsbibliothek Basel 1474 um 30 Blappart gekauft worden<sup>41</sup>. Für jeden Teil der von Ruppel und Richel gemeinsam gedruckten Bibel, in Grossfolio mit 220 resp. 216 Blatt, findet sich ein Kostenvermerk von 4 Pfund und 1 Schilling<sup>42</sup>. Und in Justinians *Digestum novum*<sup>43</sup>, ebenfalls in Grossfolio mit 410 Blatt von Ruppel um 1477/78 gedruckt, findet sich der aufschlussreiche Kostenvermerk: Für das rohe Buch 35 Schilling, für das Rubrizieren 30 Schilling und für das Binden 2 Schilling. Daraus sind zwei wichtige Fakten festzuhalten: Erstens ist bei Preisvergleichen immer zu hinterfragen, ob der Preis für ein rohes Buch ab Druckerei oder für ein rubriziertes und gebundenes Buch gemeint ist; und zweitens, dass der Preis für ein rohes Buch (normalerweise in losen Bogen) etwa die Hälfte eines fertigen Buchs (rubriziert, eventuell mit

<sup>40</sup> Piccard, a.O., S. 1935, Geldner, *Inkunabelkunde*, S. 170ff. (Kapitel über die Preise). Der Preis hing selbstverständlich vom Format ab. Das Preisverhältnis von Folio zu Quart war etwa 2:1.

<sup>41</sup> vH 1,2.

<sup>42</sup> vH 2,1 (um 1472/73).

<sup>43</sup> vH 1,6.

Zierinitialen ausgeschmückt, und gebunden) ausmacht. Umgerechnet sind 35 Schilling oder Blappart 1,5 Gulden, während die 67 Schilling rund 2,75 Gulden entsprechen<sup>44</sup>. Als weitere Beispiele kann der Eintrag im *Liber benefactorum* der Kartause angeführt werden, nach welchem 1479/80 die von Amerbach geschenkte Bibel 2 Gulden galt<sup>45</sup>, oder die Nachricht, dass 1480 Pancratius dem Richel für seine Bibel 7 Gulden schuldete<sup>46</sup>. In Übereinstimmung mit Piccard, aber auch Geldner, die auch ausserbaslerische Beispiele zitieren<sup>47</sup>, kann man die Preisspanne für ein rohes Buch wohl zwischen 1 und 3 Gulden festlegen, ein komplettes Exemplar dürfte zwischen 3 und 7 Gulden gekostet haben.

War das Buch eine teure Ware? Um das zu beurteilen, müssen wir mit den Preisen anderer Güter vergleichen. Dazu liefern uns die «Regesten» von Stehlin wieder wertvolle Angaben: Leonhard Ysenhuet hat 1471 das Haus an der Weissen Gasse für 60 Gulden gekauft. Johannes Meister der Schreiber zahlt 1471 für ein kleines Handwerkshaus mit Hofstatt «Zem roten Türmlin» an den Schwellen nur 8 Gulden; dieses oft zitierte Beispiel, eine Inkunabel habe soviel wie ein kleines Basler Handwerkerhaus gekostet, muss eher als Ausnahme bezeichnet werden, denn das genannte Haus war sicher nicht nur sehr bescheiden, sondern vermutlich auch in schlechtem Zustand<sup>48</sup>. Der Drucker Martin Flach erstand 1475 sein Haus «Zum Figbaum» an den Steinen am oberen Birsig für 30 Gulden<sup>49</sup>. Aus einem anderen Bereich führt Arnold Pfister<sup>50</sup> an, dass ein Mastochse zu jener Zeit in Mainz oder in anderen Städten zwischen 7 und 8 Gulden gekostet habe. Man könnte noch weitere Vergleiche mit Verbrauchsgütern zitieren, aber schon diese wenigen Zahlen zeigen, dass gedruckte Bücher, abgesehen von Einblattdrucken und wenig umfangreichen Gelegenheitserzeugnissen, noch in den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts einen so hohen Preis hatten,

<sup>44</sup> Die offizielle Rechnungseinheit Pfund hatte 20 Schilling zu je 12 Pfening. Der rheinische Gulden war um 1470 nach der Umrechnungstabelle bei Harms, *Stadthaushalt*, 1,15 Pfund wert. Das stimmt auch ungefähr mit Stehlin, «Regesten», 51 überein, wo 1 Gulden mit 1 Pfund 4 Schilling, also 1,2 Pfund umgerechnet wird.

<sup>45</sup> Stehlin, «Regesten», 1623.

<sup>46</sup> Stehlin, «Regesten», 161.

<sup>47</sup> Piccard, «Papiererzeugung und Buchdruck», S. 1935.

<sup>48</sup> Ehrensperger, *Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr*, S. 26.

<sup>49</sup> Stehlin, «Regesten», 2, 3 und 28.

<sup>50</sup> Pfister, «Vom frühen Basler und Schweizer Buchdruck», S. 469.



dass sie nur für Institutionen und begüterte Private erschwinglich waren. «Da sind 2 bis 5 Gulden für ein Buch – besonders wenn man noch die Zutat rechnet – eine erhebliche Summe, die sich nur vermögliche Leute und Koperationen geistlicher und weltlicher Art leisten konnten.»<sup>51</sup> Der teure Preis limitierte das Absatzpotential. «Das Buchgeschäft war nie auf die Masse des gar nicht zahlungsfähigen «grossen Publikums» ausgerichtet, es war vielmehr von Beginn an ein Exklusivgeschäft.»<sup>52</sup>

Die Exklusivität der Ware Buch wird nicht allein durch den Preis bestimmt, sondern auch durch Format und Inhalt, der zwangsläufig die Käuferschaft auf den kleinen Kreis der Lesenden, der Lateinkundigen und/oder der Reichen begrenzte. Die Nachfrage nach den eigentlichen Büchern kommt in der Frühzeit also von den begüterten Klerikern und Klöstern sowie von den reichen städtischen Bürgern. Dabei gilt es, die im Grunde genommen selbstverständliche Anmerkung von Piccard<sup>53</sup> zu beachten: Lesen können und Geld besitzen sind zwei ganz verschiedene Dinge. Ein Student, von der Bildung her ein potentieller Käufer, dem man aber die Matrikelgebühr «quia pauper»<sup>54</sup> erlässt, wird kaum mehrere Gulden für ein Buch auslegen. Dafür zahlt ein kaum des Lesens kundiger Neureicher, der allein vom Kirchenbesuch ein paar Brocken Latein kennt, doch auch zu den möglichen Kunden, weil ihm das Buch als Vorzeigobjekt dient und er es aus Prestige Gründen anschafft. In den ersten Jahren sind wohlhabende Bürger neben den Institutionen die wichtigsten Abnehmer der Drucker, sie erwerben Bücher für den privaten Gebrauch oder auch als Stiftungsobjekt für Klöster und Universitäten<sup>55</sup>.

Bibliotheken waren traditionell Einrichtungen der Klöster, der Kirche und ihrer Exponenten vom Bischof über die Domherren, Chorherren, Kaplane bis zu den Leutpriestern sowie der Fürsten und ihrer adligen Höflinge. Auch Universitäten verfügten über eigene Buchbestände. Den Verkauf an kirchliche und weltliche Institutionen haben wir als traditionelle Absatzkanäle bezeichnet, und er hatte den Handschriftenhandel als Vorgänger und Vorbild. Mit dem aufkommenden Humanismus und dem sich

<sup>51</sup> Pfister, a.O., S. 46.

<sup>52</sup> Piccard, «Papierherzeugung und Buchdruck», S. 1935.

<sup>53</sup> Piccard, a.O., S. 1925.

<sup>54</sup> «weil arm».

<sup>55</sup> Vgl. z. B. die Donatorenvermerke von Nicolaus Ruesch, Zunfmeister, in den Exemplaren vH 10,2; 10,3; 13,1 u.a.

ausbreitenden Buchdruck griff der Sammeleifer vermehrt auch auf Private über. Heiligenbilder in Form von Holzschnitten und Andachtspostillen waren seit dem Aufkommen der reproduzierenden Techniken sicher in vielen Haushalten zu finden, aber sie dienten mehr der Andacht, als dass sie als Teil des dauernden Besitzes und Vermögens betrachtet worden wären. Das Sammeln von Schmuck und Goldschmiedearbeiten hatte pekuniäre Hintergründe. Aber nach 1450 mehren sich die Nachrichten, vor allem in Testamenten, in denen von Büchersammlungen resp. kleinen Bibliotheken von Patriziern und Kaufleuten die Rede ist. So enthält zum Beispiel das Testament, das 1464 von Hans Tetzl vor seinem Eintritt ins Dominikanerkloster zu Nürnberg abgefasst wurde, an die 28 Bände. «In der Mehrzahl handelt es sich um geistliche Bücher in lateinischer und deutscher Sprache, einige naturwissenschaftliche und historische Werke sowie Lehrbücher für kaufmännisches Rechnen, Rhetorik und Briefstil.»<sup>56</sup> Die Nachfrage, die von einer privaten Bibliothek ausgeht, spiegelt natürlich die persönlichen Interessen und Neigungen des Sammlers wieder.

Wir wollen noch kurz die Rolle der weltlichen und kirchlichen Behörde als mögliche Auftraggeber streifen. Der Bischof konnte gelegentlich Missalien und Breviere in Auftrag geben, aber solche Aufträge datieren aus den Jahren nach der eigentlichen Gründerzeit, sie setzen erst gegen Ende der 1470er Jahre ein. Auch waren sie naturgemäss beschränkt: Normalerweise wurde die Nachfrage durch eine einzige Auflage für längere Zeit gedeckt. Hingegen bestellte die kirchliche Administration schon früh Gelegenheitsdrucke wie Zitationen, Ablassverkündigungen, Erlasse, Statuten und dergleichen. Diese Drucke waren ein bescheidener Teil des lokalen Absatzpotentials, sie stellten aber als finanziell abgesicherte Bestellungen eine sichere Grundlast dar.

Die weltliche Behörde, zum Beispiel die städtischen Instanzen, hat selber kaum Bücher gekauft. Aber auch die Aufträge für Akzidenzien scheiterten oft an der Routine der Kanzleien. «Auch daran ist zu denken, dass die allgemeine Lesefähigkeit nicht so rasch nachkam; der gemeine Mann, der lesen konnte, hatte dies an Geschriebenem gelernt, nicht an Gedrucktem.»<sup>57</sup> Das Beharrungsvermögen der Kanzlei war z.B. in Basel so stark, dass noch die Ankündigungen der grossen Jahrmärkte 1471 und die Einla-

<sup>56</sup> Vavra, «Kunst», S. 296 (Kapitel: Kunst und ihre Auftraggeber).

<sup>57</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 608.

dungen zum Glückshafen 1472 in massenhaften Vervielfältigungen handschriftlich, nicht gedruckt verbreitet worden sind<sup>58</sup>.

Trotzdem sind nicht nur ein in lateinischer Sprache abgefasster theologischer Wälzer, das Werk klassischer Autoren oder sonst ein wissenschaftliches Opus typische frühe Druckwerke, sondern ebenso sehr ein Kalenderblatt, ein kirchlicher Ablassbrief oder eine öffentliche Bekanntmachung, kurz sogenannte Akzidenz-Drucke. Der normale Empfänger für diese zweite Kategorie ist der «gemein mann» oder «jederman». «Deshalb hat das Publikum der Frühdrucke nicht nur aus auf Lateinschulen ausgebildeten Klerikern, Adligen, Grosskaufleuten und Universitätsangehörigen bestanden.»<sup>59</sup> Jeder Käufer wird durch den Erwerb eines Buches zu einem Element des typographischen Kommunikationssystems<sup>60</sup>. «Die in den Büchern zur Verfügung gestellte Information ist Geld wert»<sup>61</sup>, die Gelegenheitsdrucke sind in der Regel billige, immer wieder greifbare Informationsquellen. Der Verkauf volkstümlicher Kleindrucke, auch wenn ihre Kundenschaft zuerst gesucht und gefunden werden musste, war leichter zu bewerkstelligen als der Vertrieb lateinischer Folianten. Bei staatlichen und kirchlichen Publikationen ist durch den festen Auftrag sogar ein sicherer Absatz gewährleistet. Ich habe auf die Bedeutung der Akzidenzien für die Entwicklung und die finanzielle Absicherung des Buchdrucks speziell in seinen Anfängen bereits hingewiesen. Gelegenheitsdrucke sind schnell erledigt, günstig im Preis und werden rasch bezahlt.

Über den finanziellen Erfolg und die prosperierende Entwicklung einer Druckerwerkstatt entschied aber die Produktion und der Verkauf «gewichtiger» Bücher, und damit blieb ökonomisch gesehen deren Preis ein wesentlicher Bestimmungsfaktor des Absatzpotentials. Der hohe Preis engte zwar die Absatzchancen ein, verwies auf das Risiko im Druckgewerbe, bescherte aber dem Unternehmer auch hohen Profit. Nicht von ungefähr gehören Ruppel und Wenssler mit einem Vermögen von 1660 Gulden Ende 1475 resp. 1600 Gulden Ende 1476<sup>62</sup> zu den vermögenden Bürgern. Ich komme auf das Gewinnstreben der Frühdrucker und ihrer kapitalistischen

<sup>58</sup> Wackernagel, a.O., S. 608.

<sup>59</sup> Giesecke, *Der Buchdruck*, S. 404.

<sup>60</sup> Giesecke, a.O., S. 405.

<sup>61</sup> Giesecke, a.O., S. 645.

<sup>62</sup> Stehlin, «Regesten», 1457 und 1470.

Geldgeber im nächsten Kapitel zurück. «Erst dann, als die Bücherpreise stark reduziert wurden, als schliesslich das grosse (solemne) Buch auf bescheidene Masse zurückgeführt wurde, als auch die Kosten des Rubrizierens in Fortfall kamen und zugleich die Papierpreise bis auf einen Siebtel gesenkt wurden – mit andern Worten: als die Gesteungskosten, allerdings bei Fortfall aller bisher üblich gewesenen Kostbarkeiten ganz erheblich gesenkt wurden, ... waren auch die goldenen Zeiten für die Frühdrucker endgültig vorbei.»<sup>63</sup>

Wenden wir uns nun der Frage zu, ob Berthold Ruppel, als er auf seiner Wanderschaft gegen Ende der 1460er Jahre in Basel anlangte, ein so positives wirtschaftliches Umfeld antraf, dass ihn als Drucker das lokale Absatzpotential für seine Produkte überzeugen konnte. Mit andern Worten: Wo stand Basel wirtschaftlich und politisch um 1470?

Basel um 1470 ist eine Stadt von rund 8000 Einwohnern, kleiner als die bedeutenden Hauptstädte Europas mit ihren Königshöfen, aber auch kleiner als Metropolen wie Venedig, Mailand oder Florenz in Italien, als Lyon in Frankreich und als Augsburg, Frankfurt, Köln, Lübeck, Nürnberg oder Strassburg. Bevölkerungsmässig etwa gleich gross wie zum Beispiel Arles, Pisa oder Leipzig, aber wirtschaftlich und politisch gewichtiger. An Einwohnern jedoch reicher als jede andere Stadt der Eidgenossenschaft, des süddeutschen Raumes bis Ulm, der Burgundischen Pforte und des Elsass, mit Ausnahme der bereits erwähnten Stadt Strassburg<sup>64</sup>.

Basel, eine der sieben Freistädte des Reichs mit eigenem Zollrecht, eigenem Münzrecht, mit voller Gerichtsbarkeit (Vogtei und Schultheissenamt) sowie dem Selbstbesteuerungsrecht, war Zentrum der oberrheinischen Region, Bischofsresidenz und damit Kapitale der Diözese Basel, die sich von Solothurn bis zum Rhein, von Puntrut bis vor Schlettstadt erstreckte. Die Stadt hatte sich durch Finanzgeschäfte von der bischöflichen Herrschaft befreit und war durch Kauf zur Landesherrin über ein nicht unbedeutendes Untertanengebiet geworden (1400 hatte die Stadt für 22'000 Gulden Waldenburg und Liestal gekauft, 1461 für 2200 Gulden Sissach, 1467 für 180 Gulden Itingen und für 1690 Gulden Böckten, ebenfalls 1467 hatte sie für 21'100 Gulden Rheinfelden pfandweise von Herzog

<sup>63</sup> Piccard, «Papierzeugung und Buchdruck», S. 1936.

<sup>64</sup> Zu Grösse, Gewicht und Rangordnung der Städte vgl. Braudel, *Sozialgeschichte*, S. 514ff.

Sigismund erworben, 1470 die Option auf Muttenz und pfandweise Münchenstein).

Basel um 1470 war wirtschaftlich gesehen eine Stadt im Umbruch nach der Depression, welche auf die Glanzperiode des Konzils gefolgt war, und stand an der Schwelle des Aufschwungs, der das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts prägen sollte.

Das Konzil zu Basel (1431–1448) hatte vor allem in den Jahren 1433 bis 1437 der Stadt eine enorme wirtschaftliche Blüte gebracht. «Ein Concil ist die stärkste Conjunktur, die sich für das gesamte Wirtschaftsleben einer mittelalterlichen Stadt denken lässt.»<sup>65</sup> Es mussten Unterkünfte bereitgestellt, fremde Reisende und Passanten sowie das Gefolge der Konzils Herren beherbergt werden, die Infrastruktur wurde verbessert und Strassen gepflästert, Transportwege ausgebaut, Sicherheit gewährleistet und sanitäre Verhältnisse saniert. Dies alles belebte das Handwerk und pumpte Geld in den Wirtschaftskreislauf. Basel hat aber vom Konzil nicht nur wirtschaftlich profitiert, auch geistig erhielt die Stadt wesentliche Impulse. Nicht nur wurde ihr Name in der ganzen Christenheit verbreitet, sondern «l'ame de Bâle s'est reveillée durant le concile» (Gonzague de Reynold).

Schon mit der Hungersnot 1438 und der Pestepidemie 1439 setzten aber zerstörerische Kräfte ein. Auch der äussere Krieg gegen die Armagnaken und Österreicher und der innere Krieg gegen die Ritter der Umgebung zwischen 1443 und 1449 (erst die Breisacher Richtung von 1449 setzte dem Wirtschaftskrieg ein Ende und brachte Basel wieder freien Zugang und Verkehr), Kriegswirren also, beeinträchtigten den Handel. Und als im Jahre 1448 das Konzil nach seiner 45. Session abwanderte, schlitterte Basel in eine tiefe Wirtschaftskrise. Die Bevölkerung fiel von 10'000 Einwohnern im Jahre 1446 auf 7650 im Jahre 1454, zur Eindämmung des Bevölkerungsschwunds hat der Rat zeitweise das Einkaufsgeld für Bürger- und Zunftrecht herabgesetzt. Der wirtschaftliche Tiefstand wurde in den 50er Jahren erreicht, Handel und Industrie lagen so darnieder, dass sogar die exportverwöhnten Schürnitz-Weber<sup>66</sup> von der Stadt finanziell unterstützt werden mussten<sup>67</sup>.

<sup>65</sup> Geering, *Handel und Industrie*, S. 266.

<sup>66</sup> Schürnitz ist ein Barchent-Tuch, in welchem Flachsgarn als Kette, Baumwollgarn für den Einschuss verwendet wurde.

<sup>67</sup> Von 1454–1457 nach Geering, *Handel und Industrie*, S. 293.

1445–1449 hatte auch der grösste Teil des Adels die Stadt für immer verlassen. Dadurch gewann Basel zwar im Innern Frieden und politische Einigkeit, aber dem zur Macht gelangten Zunftregiment fehlte die Erfahrung im Regieren und der Weitblick für die grossen politischen Entwicklungen. Frieden um jeden Preis war das politische Motto der 50er Jahre, das auch die wirtschaftliche Dynamik und Initiative lähmte.

Als Enea Silvio Piccolomini als Pius II. zum Papst gewählt worden war und durch eine Bulle die Universität stiftete, welche am 4. April 1460 eingeweiht wurde, machte sich eine Aufbruchstimmung breit (vgl. auch Kapitel 4.3.2 «Neue Bedürfnisse nach Information»). Durch Zuwanderung bildete sich seit 1460 eine neue, frische Schicht der Einwohnerschaft, «sowohl flottanter wie dauernder Art, jedenfalls aber neben der alle Welt kennenden Kaufmannsgesellschaft eine zweite, im höheren Sinn internationale Gesellschaft»<sup>68</sup>, die neue Impulse, auch «im Sinne eines neuen Regierungsgefühls»<sup>69</sup>, auslöste.

Basel stand um 1470 finanziell wieder gut, nicht eigentlich reich, aber auch nicht arm. Der Stadthaushalt war beinahe ausgeglichen, den Ausgaben von 22'600 Pfund standen 1470 Einnahmen von 21'900 Pfund gegenüber, wovon 4041 Pfund Steuern<sup>70</sup>. Die wesentlichen Einnahmequellen waren Zinsen und Rückzahlungen aus Finanzgeschäften sowie der Verkauf von Leibrenten, dann Zölle sowie die Vermögens- und Personalsteuern, die aber in Basel immer ausserordentliche, vom Rat für eine bestimmte Periode zum Finanzausgleich beschlossene Abgaben waren. Die Mehrausgaben waren in den 60er Jahren in der Regel auf die Kaufgelder oder Pfandsommen für im Baselbiet erworbene Landgebiete zurückzuführen<sup>71</sup>.

Die wirtschaftliche Erholung zeigte sich auch in der Entwicklung des durchschnittlichen Pro-Kopf-Vermögens, das vom hohen Stand von 115 Gulden pro Einwohner vor dem Konzil (1429) auf 80 Gulden im Jahre 1454 gefallen war, aber bis 1471 wieder auf 99 Gulden anstieg<sup>72</sup>. Die ökonomischen Rahmenbedingungen waren also in Basel um 1470 recht gün-

<sup>68</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 907.

<sup>69</sup> Wackernagel, a.O., S. 911.

<sup>70</sup> Schönberg, *Finanzverhältnisse*, S. 443.

<sup>71</sup> Zum Beispiel 1470 für Münchenstein 3'350 Pfund.

<sup>72</sup> Geering, *Handel und Industrie*, S. 299.

stig, wenn auch noch kein wirklicher Boom festzustellen war, der zusätzliche Kaufkraft hätte freisetzen können.

Hat nun Basel neben diesem allgemein günstigen wirtschaftlichen und politischen Umfeld noch konkretere Absatzpotentiale für einen sich etablierenden Drucker bieten können? Basel war bischöfliche Residenz. Auf die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Auswirkungen des Bistums werden wir später eingehen. An dieser Stelle ist die Rolle des Bischofs und der kirchlichen Administration als potentieller Auftraggeber zu streifen. Wir haben bereits erwähnt, dass die Anstösse zu grossen Druckaufträgen der Bischöfe wie Breviere und Missalien erst gegen 1480 erfolgten. Michael Wensler druckt nach dem 14. Mai 1478 auf Veranlassung des Bischofs Johannes von Venningen das erste *Breviarium Basiliense*<sup>73</sup> und Bernhard Richel gibt für Bischof Kaspar zu Rhein am 22. Jan. 1480 das *Missale Basiliense*<sup>74</sup> heraus. Um 1470 war der Bischof für die Basler Erstdrucker nur – und dies bleibt Vermutung – als Auftraggeber für Gelegenheitsdrucke von Interesse. Zwar sind aus der Zeit um 1470 keine bischöflichen Erlasse, Ablassbriefe oder Indulgenzien erhalten, aber warum sollte der von Flach gedruckte Erlass des Bischofs Johann von Venningen gegen die Unsittlichkeit im Bistum<sup>75</sup> keinen Vorläufer gehabt haben? Aus späterer Zeit sind eine Reihe von Einblattgedrucken Richels um 1479/80 zur Bestätigung der Reformation des Klosters Klingenthal durch Papst Sixtus IV.<sup>76</sup> typisch für kirchlich geordnete Akzidenzien. Selbst Johann Amerbach hat es nicht verschmäht, die päpstliche Ablassbulle vom 14. Dez. 1488 zu drucken<sup>77</sup>.

Wir haben gesehen, dass das Bürgertum Bücher als Vorzeigeobjekte oder zu Stiftungszwecken, aber auch zum eigenen Gebrauch kaufte. Auch in Basel gab es reiche, sogar sehr reiche Bürger. Aus dem Verzeichnis der Margzalsteuern 1470 des St. Leonhard- und St. Peter-Kirchspiels<sup>78</sup> geht hervor, dass von den 1210 im Steuerbuch aufgeführten Personen 68 Steuerpflichtige ein Vermögen von 1000–5000 Gulden auswiesen, 16 ein solches von 5000–10'000 Gulden und sogar vier Bürger ein Vermögen von über 10'000 Gulden. Die Steuerbücher für das Jahr 1470 für die Quartiere

<sup>73</sup> GW 5274, vH 5,26.

<sup>74</sup> HC 11266, vH 9,13.

<sup>75</sup> KN 356.

<sup>76</sup> Bernoulli 26ff.

<sup>77</sup> Bernoulli 50.

<sup>78</sup> Abgedruckt bei Schönberg, *Finanzverhältnisse*, S. 759ff.

diesseits des Rheins und für Kleinbasel fehlen im Staatsarchiv. Hingegen zeigen die Margzalsteuern 1475 des St. Martin- und des St. Alban- und St. Ulrich-Kirchspiels sowie Kleinbasels folgendes Bild: von den etwa 3000 Steuerpflichtigen haben 66 ein Vermögen über 1000 Gulden, zehn ein solches über 5000 Gulden und zwei deklarieren ein Vermögen von über 10'000 Gulden<sup>79</sup>.

Bei den sehr reichen Einwohnern (Vermögen über 5000 Gulden) dominieren noch die in der Stadt verbliebenen Namen aus Adel und Ritterschaft wie Bernhard und Conrad von Louffen, Ripart, die Tochter des Vogts von Andlau, die Ritter Peter Rot, Bernhard und Peter Sürin, Hanns und Werlin von Bärenfels, Junker Arnold von Rotberg, Ulrich zem Lufft und andere; aber mit den Geschlechtern der Zscheckenbürlin, Zeigler, Schlierbach und Waltenheim sowie der Familie des Jacob Meiger sind auch Vertreter des Handels und des Handwerk in die oberste Besitzerschicht aufgestiegen. Die Klasse der Wohlhabenden (Vermögen zwischen 1000 und 5000 Gulden) wird eindeutig von Kaufleuten und Handwerksmeistern geprägt.

Auch wenn aufgezeigt worden ist, dass der Preis für den Kauf eines Buches mit 2–5 Gulden im Verhältnis zu andern Gütern relativ hoch gewesen ist, verkörperten solch grosse Vermögen und die damit verbundenen Einkünfte doch ein interessantes Absatzpotential innerhalb des Basler Bürgertums. Das galt insbesondere dann, wenn bei den gebildeten Laien das Büchersammeln als standesgemässe Form der Beschäftigung mit geistigen Dingen zu gelten begann und sich reiche Bürger private Bibliotheken aufbauten. Zwar kennen wir in Basel keine umfassende wissenschaftliche Sammlung wie diejenige Gossenbrots in Augsburg oder Hartmann Schedels in Nürnberg, aber der Ratschreiber Niklaus Meyer zum Beispiel war ein moderner, humanistisch ausgerichteter Sammler und Leser. Er besass vornehmlich unterhaltende Literatur und historische Werke: Petrarca, Aeneas Silvius Piccolomini und Erhart Tüschs *Burgundische Historie*, 1471 fertigte er sich selbst eine kostbare, reich illustrierte Handschrift der *Schönen Melusine* an<sup>80</sup>. Wackernagel nennt noch andere Beispiele privater Bibliotheken resp. des Sammelns einzelner Bücher. «Zuweilen mag ja ein eitles Gebildetseinwollen sich breit machen, und auch sonst ist bei der Laienbildung

<sup>79</sup> Vgl. a.O., S. 767–771.

<sup>80</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 914. Die Handschrift: UBB, Mscr. O I 18.

wohl viel Dilettantisches, viel Modewesen. Jedenfalls hat der ganze Vorgang eine hohe Bedeutung für die Stadt.»<sup>81</sup> Und wir möchten hinzufügen: auch für den lokalen Absatz von Büchern.

Folianten waren des Preises wegen nur für Wohlhabende erschwinglich und des Inhalts wegen nur für Gebildete geeignet. Aber wir haben gesehen, dass mit der Typographie die Information in Form von bedruckten Blättern auch für den Laien so viel wert wurde, dass «jedermann» bereit war, für deren Besitz zu bezahlen. Als Beispiel sei eines der frühesten Druckerzeugnisse von Berthold Ruppel genannt, nämlich die populären Aderlassregeln, ein Einblattdruck um 1470<sup>82</sup>. Solche Gelegenheitsdrucke für das Volk, zum mindestens das lesekundige Volk, die ohne kirchlichen oder staatlichen Auftrag aus der Presse kamen, hatten natürlich in einer Agglomeration von 8000–10'000 Einwohnern die besseren Absatzchancen.

Während des Basler Konzils haben die Geistlichen, vom Kardinal bis zum einfachen Kleriker, die sich in der Stadt zusammenfanden, Basel den Stempel aufgedrückt. «Es wäre aber einseitig, wollte man nur die kirchliche Seite dieser geistlichen Welt ins Auge fassen und nicht auch ihrer grossen, grundlegenden Bedeutung für die enorme geistige und künstlerische Entfaltung der Stadt im späten Mittelalter bis zur Reformation gedenken.»<sup>83</sup> Der geistliche Stand erfüllte auch noch im späten Mittelalter zwei Aufgaben: Mit der ständigen Fürbitte vor Gott sorgte er für das Seelenheil aller; in den Stifts- und Klosterschulen bot er Bildung und Ausbildung an. Seit dem Bestehen der städtischen Klöster und unter dem Einfluss der Kirche überhaupt erschloss sich Basel dem geistigen Leben, erst nach 1460 etablierte sich die Universität als zusätzliches Bildungszentrum. Kirche und Klöster haben grosszügig die Voraussetzungen für künstlerische und wissenschaftliche Betätigung geboten. Mittelpunkte des geistigen Lebens bildeten das Domstift samt Domschule und die Klöster mit ihren Bibliotheken.

Berühmt war die Bibliothek der Prediger, eine der reichsten Sammlungen dieses Ordens nördlich der Alpen. Sie umfasste Hunderte von Handschriften und Drucke, die als persönlicher Besitz der Mönche, von ihnen

<sup>81</sup> Wackernagel, a.O., S. 915.

<sup>82</sup> GW 221.

<sup>83</sup> Bruckner, «Das bischöfliche Basel», S. 37.

kopiert, akquiriert, hergeschafft oder dagelassen, in die Klosterbibliothek gekommen waren. Ihr Bestand wurde um das Legat des Kardinals Johannes Stoichovitsch von Ragusa, der als Abgesandter von Papst Martin V. am Konzil geweiht hatte, wertvoll vermehrt. Reich und prachtvoll war auch die Bibliothek der Kartäuser, die allerdings ihr grösstes Wachstum erst unter Prior Lauber (1480–1500) hatte, vor allem durch die Inkorporation der über 300 Bände zählenden Bibliothek von Johann Heynlin von Stein (1487). Aber die Ordensvorschrift, Andachtsbücher abzuschreiben, und die Beflissenheit der Mönche, dem *labora* nachzuleben, hat die Kartäuserbibliothek noch vor der Einführung des Buchdrucks zur bedeutendsten Sammlung der Stadt gemacht. Von den grösseren Bibliotheken sind noch die Stiftsbibliothek St. Leonhard, diejenige des Domstiftes, der Augustiner-Eremiten sowie, den Stadtkirchen angegliedert, die Bibliotheken des St. Peters-Kapitels und der Münsterprädikatur zu nennen. Auch einzelne Geistliche leisteten sich umfangreiche Privatbibliotheken: Beim Tod des Domkaplans Hans Kappler 1475 lagen auf vier Gestellen sechzig Bücher. Wackernagel erwähnt weiter die Sammlungen vom Kaplan des Antoniterhauses, Johann Burchardi, und des Leutpriesters zu St. Alban, Michel Meyer<sup>84</sup>.

Nicht nur die Kirchen und Klöster innerhalb der Stad verkörperten ein grosses, traditionelles Absatzpotential, sondern auch die vielen kirchlichen Institutionen der Diözese Basel. Das Bistum war begrenzt durch die Linie Rhein, Aare, die Juraketten, die Savoureuse, den Vogesenkamm und den sogenannten Landgraben nördlich von Schlettstadt. Also ein recht stattliches Gebiet, das ausser Grossbasel, dem Baselbiet und Frickgau auch grössere Teile des Juras und vor allem das prosperierende Oberelsass umfasste. Im Bistum Basel gab es etwa 400 Pfarrkirchen, gegen 300 Filialkirchen sowie rund 100 Stifte und Klöster<sup>85</sup>, darunter Klöster mit reichen Bibliotheksbeständen wie Murbach, Lützel, St. Ursanne, Moutier-Grandval usw. Dazu kamen als mögliche Abnehmer noch die vielen Klöster der angrenzenden Bistümer Konstanz (schon Kleinbasel lag in der Diözese Konstanz), Lausanne und des Erzbistums Besançon, zu dem die Diözese Basel gehörte.

<sup>84</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 615.

<sup>85</sup> Bruckner, «Das bischöfliche Basel», S. 28.

In einem Umkreis von 100 km um Basel bestand eine grössere Dichte an Stiften und Klöstern als anderswo. Dieses Absatzpotential war vor allem für Drucke in lateinischer Sprache, wie sie in Basel in den ersten Dezennien dominierten, äusserst wichtig. Die Klöster waren in die alten Vertriebsformen eingebunden, die schon für die skriptographische Information der Handschriften geschaffen worden waren. Deswegen waren die lateinischen Inkunabeln auch weniger vom Diktat des Marktes abhängig als die deutschsprachigen Drucke, deren Erfolg oder Misserfolg viel schwieriger vorzusehen war. Deutsche Gelegenheitsdrucke wie Kalender und Aderlassregeln gingen in den lokalen Markt, umfangreichere Texte dagegen wie der *Sachsenspiegel* wurden nur nachgedruckt, wenn sie anderswo schon Erfolg gehabt hatten.

Mit dieser Politik blieben Basler Pressen als Produzenten deutscher Drucke auffallend lange hinter den Offizinen anderer Städte, wie vor allem Strassburg und Augsburg, zurück<sup>86</sup>. Ihre wichtigsten Abnehmer waren und blieben Bibliotheken der kirchlichen Institutionen. Deren Sammlungen blieben nicht stehen, ihr Bestand wurde ständig vermehrt, auch durch Neuerscheinungen. So waren sie geradezu prädestiniert zu potentiellen Abnehmerinnen von gedruckten Büchern, um so mehr als die Abschreibarbeit als *officium divinum* in den Klöstern Basels – ausser in der Kartause – schon seit längerer Zeit aus der Mode gekommen war. Die Basler Erstdrucker haben in den lokalen Klöstern finanziell potente und dem neuen Medium aufgeschlossene Abnehmer gefunden, was durch die vielen Besitzvermerke aus der Frühzeit des Basler Buchdrucks dokumentiert wird. So trägt das von Ruppel gedruckte *Praeceptorium divinae legis* von Johannes Nider den Kaufvermerk von St. Leonhard, datiert 1474<sup>87</sup>, die Bibel von Ruppel und Richel einen Besitzvermerk der Kartause<sup>88</sup>, das erste Druckwerk Wensslers, der Traktat *De modo perveniendi* von Arnoldi, findet sich sowohl bei den Kartäusern (mit Kaufvermerk von Jakob Lauber vom 1. Dez. 1472) als auch bei den Predigern<sup>89</sup>.

Fassen wir zusammen: Standorttheoretisch gesehen war das allgemeine wirtschaftliche und politische Umfeld in Basel um 1470 gut, die Stadt sel-

<sup>86</sup> Vgl. dazu Burger, *Index*.

<sup>87</sup> vH 1,2.

<sup>88</sup> vH 2,1.

<sup>89</sup> vH 5,1.

ber bevölkerungsmässig im weiteren Umkreis die grösste Agglomeration, freie Reichsstadt und bischöfliche Residenz, Zentrum der oberrheinischen Region und finanziell gut gestellt, wenn auch nicht ausgesprochen reich. Aber Basel hatte wohlhabende Bürger, deren Kaufkraft auch für teurere Güter wie Bücher ausreichte, ganz abgesehen von den wohlbestallten Klöstern und deren Bibliotheken, die bereits früher skriptographische Erzeugnisse wie Handschriften und Blockbücher gekauft hatten. Dieser traditionelle Absatzkanal stand jetzt auch den Druckern für ihre typographischen Erzeugnisse offen. Schliesslich ist nicht zu vergessen, dass sich wenige Wettbewerber in diesen guten Markt teilen mussten, standen doch zu Beginn des Basler Buchdrucks bis 1475 nur fünf bis sechs Offizinen in Konkurrenz zu einander. Als aber die Zahl der Anbieter wuchs, erweiterte sich nach 1480 auch das Marktpotential um den Export, für dessen Entwicklung Basel weitere Standortvorteile bot. So steht fest, dass der Erstdrucker Berthold Ruppel und seine späteren Druckerkollegen hier ein überdurchschnittliches Absatzpotential vorgefunden haben.

#### 4.1.2. Das Finanzierungspotential für Drucker

«Leicht sieht man die Anfänge des Druckergewerbes in einem verklärenden Schimmer, als ob zu jener Zeit biedere Handwerker in stiller Werk-tüchtigkeit mit dem Druck von schönen Büchern ihr geruhiges Auskommen gefunden hätten, durch strenge Zunftordnung gegen allzuharten Wettbewerb und Wirtschaftskampf geschützt. Nichts wäre falscher als eine solche Auffassung. Die Einrichtung einer Buchdruckerei im 15. Jahrhundert war in erster Linie ein *Finanzierungsproblem*.»<sup>90</sup> Man darf sich nicht vorstellen, dass das Drucken in den 50er und 60er Jahre des 15. Jahrhunderts ein leichter Einstieg in ein Handwerk mit goldenem Boden gewesen wäre. Nicht jeder findige und initiative Kopf mit technischen Fähigkeiten und literarischen Kenntnissen konnte so einfach mit dem Drucken von Büchern beginnen.

Erstens wurden die Schlüssel-Kenntnisse der schwarzen Kunst, die Anfertigung der Typen, des Handgiessgerätes und der Presse wie auch die saubere Satzherstellung, als Berufsgeheimnisse streng gehütet. Zweitens waren Bildung und Kenntnis des Schrifttums notwendig, um die Vorlagen

<sup>90</sup> Wehmer, «Zur Beurteilung des Methodenstreits», S. 278.

für die Edition eines Buches zu bestimmen. Die Textauswahl bestimmte ja die Absatzchancen mit. Drittens, und dies war der ausschlaggebende Faktor, brauchte der angehende Unternehmer ein sehr beträchtliches Kapital. Ich habe schon im Kapitel 2.2, in dem der Druckvorgang als handwerklich-manufaktuelle Produktion dargestellt worden ist, auf die hohen Investitionskosten, die grosse Last der Vorfinanzierung und den langen Weg bis zum «return on investment» hingewiesen.

Es galt zuerst, die Schrift zu entwerfen und zu stechen, die Stempel zu schneiden und die Typen zu giessen, die Setzvorrichtung und die Presse zu bauen, das Papier und die Druckerschwärze zu beschaffen, und schliesslich mussten auch noch Betriebskosten wie Miete und Löhne berappt werden. Bei einer durchschnittlichen Leistung von 1–2 Seiten einer Auflage pro Tag<sup>91</sup> war ein Druckereibetrieb der Gründerjahre (vor dem Zweiphasen-Druck der 70er Jahre, der das Bedrucken einer ganzen Bogenseite in einem Arbeitsgang und damit eine Kapazitätsverdoppelung ermöglichte) mit dem Druck einer vollständigen Bibel etwa ein Jahr lang ausgelastet. Dazu kam noch die Lagerhaltung und eine gewisse zeitliche Zeitspanne bis zum realisierten Verkauf.

«Noch 1472/73, also in einer Zeit, als die technische Ausstattung der Druckerei schon bald gewohnheitsmässig hergestellt wurde, musste das Kloster St. Ulrich und Afra in Nürnberg über 700 Gulden für die Einrichtung eines bescheidenen Typographaeums aufwenden.»<sup>92</sup> Die Kostenaufstellung von Zapf ist nach Wehmer<sup>93</sup> mit Vorsicht zu behandeln: Wäre sie zutreffend, «so hat man die Herren von St. Ulrich nicht gerade sehr billig bedient», um nicht zu sagen, die Kanoniker seien geschröpft worden. Einen weiteren Anhaltspunkt zu den Initialkosten einer Druckerei liefert vielleicht die Nachricht im Basler Urteilsbuch vom 16. Januar 1473, dass Bernhard Richel der Buchdrucker eine Schuld von 207 Rheinischen Gulden gegenüber Jacob Kungschaher aus Nürnberg anerkennt<sup>94</sup>. Piccard bemerkt dazu: «In Nürnberg muss er (Richel) mit Jacob Kungschaher = Königschlager eine Vereinbarung getroffen haben, wonach dieser den an-

<sup>91</sup> Corsten, «Die Erfindung», S. 156.

<sup>92</sup> Giesecke, *Der Buchdruck*, S. 68; vgl. dazu auch die dort erwähnten Angaben bei Zapf, *Augsburgs Buchdruckergeschichte*.

<sup>93</sup> Wehmer, «Zur Beurteilung des Methodenstreits», S. 279.

<sup>94</sup> Stehlin, «Regesten», 10.

sehnlichen Betrag von 207 Gulden<sup>95</sup> wohl vorgestreckt hatte zum Zwecke des Buchdrucks ...»<sup>96</sup> Es ist aber nicht geklärt, ob es sich bei diesem Darlehen um die Mitfinanzierung zur Einrichtung des Richel'schen Druckereibetriebs in Basel oder bloss um Geld für ein einzelnes Buchprojekt gehandelt hat. Ein weiteres und aussagekräftigeres Beispiel nennt Corsten: Der Kölner Erstdrucker Ulrich Zell hatte bei einem gewerblichen Geldverleiher ein Darlehen von 165 oberländischen Gulden aufgenommen. «Die Werkstatt, die Zell mit dieser Summe eingerichtet hat, war allem Anschein nach bescheiden ausgestattet und hatte nur eine einzige Presse.»<sup>97</sup> Auf alle Fälle waren für die kostenintensive Produktionsform des frühen Buchdrucks Investitionen von einigen hundert Gulden zu tätigen. Der Kapitalbedarf war also gross, die Durststrecke bis zum Zeitpunkt, in dem Geld zurück kam, lang. «Die Vorausinvestitionen in die Produktionsstätte und das einzelne Produkt sind hoch»; «bis sich der Gewinn einstellte, verstrich viel Zeit»<sup>98</sup>.

In den kleineren Buchdruckerwerkstätten lagen zunächst alle Arbeitsgänge in einer Hand: Auswahl des Manuskripts und Buchkonzeption, Schriftenentwurf, Stempelschnitt, Matrizenproduktion, Schriftguss, Satzherstellung, Drucken und Vertrieb der Rohbogen resp. des Buchblocks. Nur grössere Offizinen oder von Haus aus vermögende Drucker konnten sich Spezialisten etwa für das Schriftenreissen oder das Stempelschneiden leisten. Ein Drucker der Inkunabelzeit war als Multi-Talent gefordert: als Verleger, als Schriftgiesser, Drucker, Buchhändler, Marketing- und Verkaufsfachmann und nicht zuletzt als Financier. Der Verleger-Unternehmer hatte den Text auszuwählen und die Auflage zu bestimmen, als Typen-Hersteller hatte er Kenntnisse des Gravierens und des Stempel-Schneidens mitzubringen, als Drucker benötigte er Fähigkeiten, die nicht in einem traditionellen Handwerksberuf erlernbar waren, und als Buchhändler musste er für verkaufsfördernde Massnahmen sowohl beim Produkt (Titelgestaltung, Farbdruck, Schmuckelemente, Vorrede usw.) als auch beim Vertrieb (Bücheranzeige, eigene Verkaufsbude, Messebeschickung usw.) besorgt

<sup>95</sup> Entsprechend einer Kaufkraft von etwa 35'000 bis 40'000 DM, Valuta 1966.

<sup>96</sup> Piccard, «Papierherzeugung und Buchdruck», S. 1910.

<sup>97</sup> Corsten, «Der frühe Buchdruck», S. 134.

<sup>98</sup> Rautenberg, «Buchhändlerische Organisationsformen», S. 343; Giesecke, *Der Buchdruck*, S. 68.

sein. Das Zusammenspiel aller dieser Aktivitäten war notwendig, wobei sich der Beizug von Fachleuten speziell für die Schriftherstellung bereits von Beginn an nachweisen lässt<sup>99</sup>. Erst gegen Ende des Jahrhunderts erfolgte dann eine Trennung zwischen den Tätigkeiten der Druckerherren und der Sortimentsbuchhändler, wobei letztere als «Buchführer» an die Tradition der alten Manuskriptenhändler anknüpften, die schon immer das Neueste anpreisend von Gasse zu Gasse, von Wirtshaus zu Wirtshaus gezogen waren<sup>100</sup>.

Kaufmännisches Flair und technische Kompetenz nützten allerdings nichts, wenn die Finanzierung nicht klappte. Es brauchte Geld. Geld war nicht nur Voraussetzung für eine erfolgreiche Unternehmerkarriere als Drucker, Geld war auch ihre Triebfeder. Der Buchdruck hatte von Beginn an eine kapitalistische Komponente. «Der Druck von Büchern und der Handel mit ihnen liess ein zusätzliches, rasch wachsendes Feld kapitalistischer Betätigung und kaufmännischen Gewinnstrebens entstehen, wie es etwa der Tuchhandel und der Bergbau schon waren.»<sup>101</sup> «Wenn früher das Abschreiben von Büchern von den Gläubigen als Gottesdienst erlebt und für die innere Einkehr benutzt wurde, so scheint für die Drucker eher die *Gier nach eitlem Ruhm oder Geld* (Mainzer Zensuredikt von 1485) diesen spirituellen Antrieb zu ersetzen.»<sup>102</sup> Der Buchdruck war ein risikobehaftetes, frühkapitalistisches Gewerbe, und die meisten, welche es ausübten, wollten damit reich zu werden. Viele haben es versucht, nur ganz wenige haben wirklich reüssiert. «Die erfolgreichsten unter den Frühdruckern dürften schon von Hause aus vermögend gewesen sein, von mehreren ist es bezeugt, so von Anton Koberger, Johann Mentelin und Günther Zainer; für «Habnüt»-Handwerker gab es in ihm (dem Buchdruck) keine oder nur geringe Aufstiegsmöglichkeiten.»<sup>103</sup> Kapitalistisch denkend hatte schon Fust auf die Früchte der Erfindung Gutenbergs spekuliert ...

Und warum dieses frühkapitalistische Streben nach Geld und Besitz? Geld war der Schlüssel zu sozialem Aufstieg. «Der Reichtum war im sozialen und politischen Leben das ausschlaggebende Moment.»<sup>104</sup> Geldbesitz

<sup>99</sup> Schon Gutenberg beschäftigte Kalligraphen, vgl. Venzke, *Johannes Gutenberg*, S. 218ff.

<sup>100</sup> Geering, *Handel und Industrie*, S. 325.

<sup>101</sup> Wehmer, *Deutsche Buchdrucker*, S. 13.

<sup>102</sup> Giesecke, *Der Buchdruck*, S. 181.

<sup>103</sup> Wehmer, «Zur Beurteilung des Methodenstreits», S. 279.

<sup>104</sup> Apelbaum, *Die Basler Handelsgesellschaften*, S. 122.

erschloss den Zugang zur hohen, vornehmen Gesellschaft und zu den politisch einflussreichen Ämtern. Wer nicht aus Erbadel stammte oder bereits zur «Geldaristokratie» gehörte, dessen Sinn musste auf Gelderwerb und Vermögensbildung ausgerichtet sein, wenn er gesellschaftlich aufsteigen wollte. Diese spekulative Denkweise illustrieren auch die Fälle, in denen Druckerherren das im typographischen Broterwerb zusammengetragene Vermögen durch gewagte Finanztransaktionen noch zu mehrern versuchten. Wie Peter Schöffler und Sebald Schreier handelte auch einer der Basler Erstdrucker, Michael Wensler, mit Anteilen an Silberminen. Nicht sein Versagen als Druckerherr hat ihn schliesslich 1490 in den Bankrott und aus dem Land getrieben, sondern das Platzen seiner Spekulationen mit den grossen, aber bald erschöpften Silberfunden am Schneeberg bei Zwickau in Sachsen hat seinen Niedergang eingeleitet. Immerhin hatte er 350 Gulden für 3 Anteilscheine ausgelegt<sup>105</sup>.

Die Einrichtung einer Druckerei im 15. Jahrhundert war also in erster Linie ein Finanzierungsproblem. Man brauchte Kapital. Entweder hatte der angehende Unternehmer selbst die nötigen Mittel: er konnte *Eigenkapital* einsetzen; oder aber er musste solche beschaffen: er war gezwungen, mit *Fremdkapital* zu arbeiten. Eigenkapital war für den typographischen Unternehmer zu Beginn seiner Druckertätigkeit eher die Ausnahme. Es war ihm entweder aus Erbschaft zugefallen, oder er hatte es aus erfolgreicher Geschäftstätigkeit in kurzer Zeit selbst akkumulieren können. Auf die besseren Überlebenschancen der Druckerherren, die aus vermögenden Familien stammten, ist bereits hingewiesen worden. Eine genügend grosse, die finanzielle Unabhängigkeit garantierende Eigenkapitalquote zu generieren setzte Druck und erfolgreichen Verkauf mehrerer Editionen voraus, wofür ein gewisses Produktionsvolumen einerseits und ein mehrjähriger Zeitraum andererseits notwendig waren. Der noch nicht etablierte, eben zugewanderte Drucker hatte, falls er nicht Geld von zu Hause aus mitbrachte, noch kein eigenes Kapital. «Für einen ortfremden Druckergesellen, der meist nur über seine Fachkenntnisse und manchmal auch noch über Punzen und Matrizen verfügte, bestand die erste, entscheidende Schwierigkeit darin, sich Startkapital zu beschaffen.»<sup>106</sup>

<sup>105</sup> Vgl. dazu auch Piccard, «Papierherzeugung und Buchdruck», S. 1925, und Ehrensperger, *Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr*, S. 352f.

<sup>106</sup> Corsten, «Der frühe Buchdruck», S. 134.

Grundsätzlich standen ihm drei Wege offen: Erstens konnte er sich eigenständig behutsam, Schritt für Schritt vorsichtig kalkulierend, voranarbeiten, wie das Berthold Ruppel in Basel getan hat. Zweitens konnten mehrere Partner die bescheidenen eigenen Mittel in eine Produktionsgemeinschaft zusammenlegen, um mit vereinten Kräften ein grösseres Projekt durchzuziehen, an dem man zu verdienen hoffte. Deshalb die vielen, häufig wechselnden, zeitlich begrenzten Druckergemeinschaften der Frühzeit. Schliesslich drittens konnte man Fremdkapital zu beschaffen versuchen. Für diesen Fall muss man die zeitkonformen Verhältnisse im Geld- und Kreditwesen vor Augen behalten. Ein eigentliches Bankensystem heutiger Prägung fehlte um 1470 noch in unseren Gegenden. Es gab keine Kommerz-Banken, deshalb gab es auch keinen Geschäftskredit. Der Bankier war normalerweise ein Privatmann, der Geld wechselte, Darlehen gewährte oder in Edelmetallen handelte. Nur in den grossen Finanz- und Handelszentren wie Venedig, Lyon, Brügge, London oder Frankfurt wurden auch Wechselbriefe ausgestellt und eingelöst. «Eine eigentliche Handelsbank mit Verbindungen zu den wichtigsten Marktplätzen Europas gab es auch im spätmittelalterlichen Basel nicht.»<sup>107</sup>

Fremdkapital bedeutete damals: Geld leihen gegen Zins, meistens mit Verpfändung von Aktiven. Geld konnte man sich zum Beispiel bei einem professionellen, gewerblichen Geldverleiher borgen. Severin Corsten berichtet vom Erstdrucker Kölns, Ulrich Zell, der sein Startkapital bei einem gewerblichen Geldverleiher aufnahm. «Gewiss geschah dies zu wenig günstigen Konditionen.»<sup>108</sup> Sicher, denn die professionelle Geldleihe war verpönt, sie wurde meistens von Juden betrieben, diese trugen ein zusätzliches Risiko und brauchten dafür eine hohe Prämie. Dem christlichen Kaufmann wäre auch 1470 noch die reine Zinsleihe des kanonischen Zinsverbotes wegen eigentlich untersagt gewesen. Er behalf sich häufig damit, dass er sich *in natura*, also bei Darlehen an Druckerherren in Büchern bezahlen liess. Oder aber er liess sich auf eine Risiko- resp. Erfolgsbeteiligung ein und kassierte das erlaubte *lucrum cessans*<sup>109</sup>.

Auch auf Seite der Geldgeber sind klare spekulative Elemente auszumachen. Um schnell viel Geld zu scheffeln, zeigt der private Geldgeber

<sup>107</sup> Ehrensperger, *Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr*, S. 349.

<sup>108</sup> Corsten, a.O., S. 134.

<sup>109</sup> «den übertragenden Profit».

grössere Risikobereitschaft und investiert in eine zukunftssträchtige Technologie namens Typographie. Dazu Apelbaum: «Nicht der reiche Patrizier schafft den Kaufmannsstand, sondern der oft aus allerkleinsten Anfängen reichgewordene Kaufmann rückt allmählich in den Patrizierstand ein. Alles kraft des Geldes. Der Erwerb des Reichtums bringt eine Familie an erste Stelle, der Verlust desselben lässt sie ebenso rasch in ihre Bedeutungslosigkeit zurücksinken.»<sup>110</sup>

Viele Frühdrucker haben, um die mangelnde Eigenkapitalbasis auszugleichen, oder aber um das Investitions- und Absatzrisiko «fremdzufinanzieren», mit Darlehen von privaten Geldgebern gearbeitet. Davon zeugen die unzähligen Einträge vor allem in den Gerichtsbüchern, wenn fällige Zinsen nicht termingerecht bezahlt oder geliehene Summen nicht wie versprochen zurückerstattet worden sind. Bei Verzug wird auf die Geschäftshabe Beschlagnahme gelegt, werden Bürgen belangt oder gar Wohnhäuser gepfändet. «Oft wäre (bei Verzug), was in lebenslanger Arbeit erspart wurde, mit einem Federstrich verloren gewesen; buchstäblich wurde Kopf und Kragen riskiert.»<sup>111</sup>

Schon Werner Sombart weist darauf hin, dass im Frühkapitalismus auch eine Art Symbiose zwischen Besitzern von Geld und gewerblichen Produzenten entstanden sei. Ein Geldgeber streckt einem in Bedrängnis geratenen Handwerker eine Summe vor, damit dieser seinen Betrieb weiterführen kann. «Als Entgelt bedingt sich der Geldgeber einen Zins aus oder – was zumal während der Geltung des Wucherverbots die Regel bildete – einen Teil am Produkt, vielleicht das ganze Produkt; vielleicht verpflichtet er den Handwerker, für niemand andern als für ihn selbst zu produzieren.»<sup>112</sup> Sombart definiert dieses Verhältnis als Verlag. Im Buchwesen ist der Verlag im Sombartschen Sinne erst im letzten Viertel des Jahrhunderts durch die Arbeitsteilung von Herstellung und Vertrieb entstanden. Gesteigerte Produktivität führte zu einer Steigerung der Auflagenhöhe, höhere Auflagen erforderten grössere Absatzgebiete. So entwickelte sich der Beruf des reisenden Buchhändlers. Andererseits spaltete sich die multifunktionale Tätigkeit des Verleger/Drucker-Unternehmers in eine typographisch-technische und eine verlegerisch-vertriebliche Komponente auf.

<sup>110</sup> Apelbaum, *Die Basler Handelsgesellschaften*, S. 120f.

<sup>111</sup> Piccard, «Papierzeugung und Buchdruck», S. 1930.

<sup>112</sup> Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, S. 708 (Kapitel 2.2).

Der Verleger übernahm das Absatzrisiko und bediente sich der Geschäftsverbindungen der reisenden Buchführer<sup>113</sup> oder eines Agenten. In der Frühzeit des Buchdrucks (vor 1475/80) jedoch waren, wie wir gesehen haben, zuerst sämtliche Unternehmerrisiken in einer Hand vereint. Ein Drucker konnte sich entweder aufs rein Handwerkliche konzentrieren, selber nur Gelegenheitsdrucke auf eigenes Risiko produzieren und im übrigen als Lohndrucker arbeiten. Oder aber er war von Hause aus vermögend oder hatte durch seine Tätigkeit in kurzer Zeit genügend Eigenmittel akkumulieren können. Die dritte und wahrscheinlichste Variante, falls er unternehmerisch expandieren und wirklich Geld verdienen wollte, war für ihn aber die Fremdfinanzierung. Bei der Realisierung eines umfangreichen Druckwerkes, einer seitenstarken Folioausgabe oder einer zum Export bestimmten hohen Auflage musste der Unternehmer somit aber – sowohl zur Verbesserung seiner Eigenkapitalbasis wie zur Absicherung des Finanzierungs- und Absatzrisikos – einen beträchtlichen Teil seiner Gewinnspanne einem Gesellschafter (bei Produktionskooperation) oder einem Darlehensgeber (beim Verlag) überlassen.

An die Stelle der privaten Geldgeber im Verlagsverhältnis im Sombartschen Sinne traten nach und nach die sogenannten Kaufmannschaften oder Handelsgesellschaften, ein Gesellschaftstyp speziell deutscher Prägung, der nicht dem genossenschaftlichen Schutz und der Gewinnbeteiligung einer möglichst grossen Zahl von Mitgliedern diene, sondern der gesteigerten Wettbewerbsfähigkeit eines kleinen Teilnehmerkreises. «Gesellschaftsbildung, Gemeinschaft an und für sich wird durch die städtische Wirtschaftsordnung in der Produktion bekämpft. Nicht aber im Handel.»<sup>114</sup> Die Sozietäten wurden hauptsächlich für den Engrosumsatz geschlossen, sie erklären sich aus den schwierigen Verkehrsverhältnissen und den hohen Kosten von Reise und Transport, bei denen ein erspriesslicher Fernhandel wohl nicht möglich war ohne die Teilnahme mehrerer, die mit gleichem Interesse für ein Geschäft einstanden. Dabei sind die oberdeutschen Handelsgesellschaften noch stärker an die Familie und deren fast monarchisches Oberhaupt gebunden (z.B. die Imhof und Tucher in Nürnberg, die Welser und vor allem die Fugger in Augsburg) als die Kaufmann-

<sup>113</sup> Vgl. dazu: Janzin/Güntner, *Das Buch vom Buch*, S. 154; auch Rautenberg, «Buchhändlerische Organisationsformen», S. 358.

<sup>114</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 624.

schaften in Süddeutschland und am Oberrhein, deren Gesellschafter innerhalb auch der auf Dauer ausgelegten Erwerbsgesellschaft selbständiger handelten. Alle waren aber Repräsentanten von Kaufmannsdynastien, die als private Geldgeber oder als Mitglieder einer Handelsgesellschaft in den kapitalsuchenden Buchdruck und Buchhandel investierten, um zusätzlich zum traditionellen Tuch-, Gewürz-, Metall- und Getreidehandel neue Profitancen zu ergreifen. Beweggrund war und blieb das frühkapitalistische Gewinnstreben, verbunden mit einer Bereitschaft zum Risiko. «Mit aller Deutlichkeit sehen wir, wie Kapital und kaufmännischer Unternehmerteil sich rasch dem neuen industriellen Wesen zuwenden. Kaum zunächst um ein Buch entstehen zu lassen, eine Edition zu ermöglichen, einem Autor zum Ruhme zu helfen, sondern um etwas zu verdienen. Weniger Mäcene, als Geschäftsleute.»<sup>115</sup>

Und Basel als Finanzplatz um 1470? Hat ein Finanzierungspotential für den kapitalintensiven Produktionsbeginn der hiesigen Erstdrucker bestanden? Waren die finanziellen Bedingungen für ansiedlungswillige Drucker genügend attraktiv? Während wir für das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts eine Fülle von finanziellen Beziehungen und Verflechtungen zwischen Basler Buchdruckern und privaten Geldgebern wie auch Handelsgesellschaften aufzeigen können, fehlen uns verlässliche Angaben über die Finanzierung in der Startphase.

Von Bernhard Ruppels behutsamem Weg, Schritt für Schritt vorsichtig abwägend und genau kalkulierend, war schon die Rede. Sein Sicherheitsstreben kam auch darin zum Ausdruck, dass er alle ein bis zwei Jahre mit seiner Ehefrau Magdalena vor Gericht erschien und festhalten liess, dass die Eheleute sich gegenseitig ihre Fahrhabe vermachten. Das tat er insgesamt 13 Mal zwischen 1475 und 1494<sup>116</sup>. Wir haben bereits erwähnt, dass gegen Ruppel nie eine gerichtliche Klage erhoben worden ist. Er hatte also keine grösseren Schulden resp. war nie mit Rückzahlungen oder Zinsen im Verzug. Wir können daraus folgern, dass Ruppel entsprechend seinen finanziellen Möglichkeiten schrittweise vorgegangen ist, längere, durch grössere Editionen bewirkte Pay back-Perioden durch Gelegenheitsdrucke überbrückt<sup>117</sup> und sich im wesentlichen eigenfinanziert hat. Immerhin ge-

<sup>115</sup> Wackernagel, a.O., S. 606.

<sup>116</sup> Stehlin, «Regesten», 33, 104, 244, 321, 370, 448, 511, 530, 623, 713, 854, 889 und 917.

<sup>117</sup> *Aderlassregeln*, GW 221.

hört er bereits 1475 mit einem Vermögen von 1660 Gulden<sup>118</sup> zu den etablierten Unternehmern und reichen Bürgern Basels.

Bernard Richel könnte sein Startkapital wie erwähnt aus Nürnberg mitgebracht haben, oder es ist durch seine Verbindung zu Jacob Kungschaher in Nürnberg zustande gekommen. Wann er die am 16. Januar 1473 eingeklagten 207 Rheinischen Gulden von seinem Darlehensgeber erhalten hat, geht aus den Quellen<sup>119</sup> nicht hervor. Sicher hat sich auch Richel mit Gelegenheitsdrucken mitfinanziert, als Beispiel sei nochmals der Kalender aufs Jahr 1471 genannt. Ausser der von ihm am 16. Jan. 1473 anerkannten Schuld von 207 Gulden sind keine weiteren Darlehen bekannt; Richel ist in den Gerichtsakten sonst nicht als säumiger Schuldner verzeichnet, die übrigen Eintragungen beziehen sich auf Forderungen Richels für verkaufte Bücher. Auch bei Richel dürfen wir deshalb, vom erwähnten «Startkapital» abgesehen, eine hohe Eigenfinanzierungsquote vermuten. 1478 spätestens ist er den vermögenden Bürgern zuzurechnen, kauft er doch das Haus «Zur kleinen Blume» für 550 Gulden, allerdings mit einer Hypothek von 360 Gulden<sup>120</sup>.

Der dritte Basler Drucker, Michael Wenssler, war zu Beginn seiner Tätigkeit (1472/73) kurz mit Friedrich von Biel, dem Sohn eines angesehenen Wechslers, assoziiert. War damit eine kräftige Kapitalspritze für die Startphase verbunden? Auch die Vermögensverhältnisse Wensslers haben sich zu Beginn seiner Drucktätigkeit (frühestens 1471?, erste Druckerzeugnisse nicht nach 1472) günstig entwickelt: Ende 1475 versteuerte er ein Vermögen von 1700 Gulden. Bei Wenssler, dessen Betrieb in kürzester Zeit zur grössten aller Basler Druckereien geworden ist, sind in der Frühzeit keine grösseren Darlehensschulden oder sonstige Fremdkapital-Einlagen nachzuweisen. Erst ab den 80er Jahren musste er als chronischer Schuldner ständig vor Gericht erscheinen. Zwar beschäftigte er im Gegensatz zu seinen Kollegen Ruppel und Richel die richterlichen Instanzen auch in den Jahren, in denen es ihm finanziell offensichtlich gut ging. Aber es handelte sich in jener Zeit um relativ kleine Beträge, meistens um Forderungen von Lieferanten: Im Dezember 1472 fordert Meister Michel Schmid der

<sup>118</sup> Stehlin, «Regesten», 1457.

<sup>119</sup> Stehlin, «Regesten», 10.

<sup>120</sup> Stehlin, «Regesten», 88.

Tischmacher gut 22 Pfund von Wenssler und Biel<sup>121</sup>; im Januar 1473 versprechen diese Hans Frank dem Buchstabenschneider 5 Gulden zu zahlen<sup>122</sup>; im Juni 1473 ist ein Zahlungsverprechen von Wenssler an Mathis Walther über 40 Gulden protokolliert<sup>123</sup>; im Dezember 1473 klagt Jost Seiler aus Strassburg auf Zahlung von 32 Gulden<sup>124</sup>; und schliesslich wird im Dezember 1474 ein Guthaben unbekannter Höhe des Bernhard von Eptingen bei Michael Wenssler erwähnt<sup>125</sup>.

Alle diese nicht eingehaltenen Verpflichtungen lassen vermuten, dass Wenssler von Anfang an kein gleich seriöser Geschäftsmann gewesen ist wie seine Kollegen; seine Zahlungsmoral war schlecht, entsprach aber durchaus einer weit verbreiteten Einstellung seiner Zeit. «Handwerker und Kaufleute des ausgehenden Mittelalters machten mit grösster Leichtigkeit Schulden, und ein grosser Teil aller Geschäfte konnte nur auf Pump getätigt werden ... Mit der Zahlungsmoral war es – wie sollte es auch anders sein – nicht immer gut bestellt. Wenn es sich machen liess, stellte man die Zinszahlungen ein; von der Rückzahlung des Kredits war oft noch weniger die Rede.»<sup>126</sup> Ausser im unklaren Fall von Bernhard von Eptingen, der als begüterter Ritter sehr wohl als privater Darlehensgeber in Frage gekommen wäre, sind aber bis 1475 in den Quellen keine Spuren über eine substantielle Fremdfinanzierung der Wensslerschen Offizin zu finden. Wensslers Vermögen war, wie auch dasjenige seines Berufskollegen Ruppel, Ende 1479 und 1480 auf 1000 Gulden gesunken. Victor Scholderer<sup>127</sup> erklärt diesen Vermögensschwund mit dem wegen der italienischen Konkurrenz schlechten Absatz des umfangreichen, also teuren Dekretalienkommentars des Nicolaus Panormitanus, den Wenssler 1477 zusammen mit Ruppel und Richel herausgebracht hatte. Ich meine, man müsse ganz allgemein die verschärften Wettbewerbsverhältnisse nach 1475 beachten, die rasche Zunahme und Ausbreitung der Druckereien, das boomende Angebot, den stärkeren Margendruck. Die goldenen Zeiten der Gründerjahre waren vorbei. Zum Verhängnis wurde Wenssler schliesslich aber nicht das Druk-

<sup>121</sup> Stehlin, «Regesten», 7f.

<sup>122</sup> Stehlin, «Regesten», 11.

<sup>123</sup> Stehlin, «Regesten», 13.

<sup>124</sup> Stehlin, «Regesten», 18f.

<sup>125</sup> Stehlin, «Regesten», 27.

<sup>126</sup> Corsten, *Die Drucklegung*, S. 62.

<sup>127</sup> Scholderer, «Michael Wenssler».

kereigewerbe, das er durchaus mit Fachkenntnis und kaufmännischem Geschick betrieb, sondern seine Fehlspekulationen in Silberminen haben ihn wie erwähnt in den Konkurs getrieben.

Auch wenn also bis 1475 Belege für eine Fremdfinanzierung bei den Basler Erstdruckern fehlen – Jakob Königschlagers Darlehen von 207 Gulden an Bernhard Richel ausgenommen –, war in Basel das Finanzierungspotential sowohl durch private Geldgeber wie auch durch Handelsgesellschaften sicher vorhanden, und die Basler Buchdrucker haben in den späteren Jahren ausgiebig davon Gebrauch gemacht. Zwar existierte kein Handelsbanken-System mit Blanko-Geschäftskrediten heutiger Prägung, aber die Nachrichten von Darlehen privater Geldgeber und Handelsgesellschaften sind zahlreich<sup>128</sup>. Dass zu Beginn des Buchdrucks bis um 1475, von den Druckergemeinschaften zur Stärkung der Eigenkapitalbasis einmal abgesehen, keine eigentliche Fremdfinanzierung nachgewiesen werden kann, muss nicht notwendigerweise heissen, dass sich die Basler Erstdrucker allesamt nur eigen- und nicht fremdfinanziert haben. Die Gerichtsprotokolle verzeichnen ja nur die Klagesachen, bei denen die Rückzahlung oder die Zinszahlung nicht termingerecht erfolgte oder sonstige Versprechen nicht eingehalten wurden. Erst eine Panne, ein «Nichterfüllen», bringt eine Geschäftsbeziehung, eine finanzielle Transaktion ans Tageslicht; das normale, störungsfrei ablaufende Geschäft bleibt uns verborgen.

Ein Finanzierungspotential dürfen wir darum annehmen, weil bei einer recht grossen Anzahl reicher Basler Bürger genügend Vermögen vorhanden war, dass sie als private Geldgeber Risikokapital in den aufstrebenden Buchdruck investieren konnten. Ich darf an die Darstellung der Vermögensverhältnisse von Privatpersonen im Kapitel Absatzpotential erinnern. Nach Schönberg sind bereits Personen, die ein Vermögen über 200 Gulden besaßen, zu den Wohlhabenden zu rechnen<sup>129</sup>. Ein Vermögen von über 5000 Gulden wäre etwa einer Million heutiger Schweizer Franken gleichzusetzen. Wie zutreffend der Umrechnungsfaktor auch immer sei, es

<sup>128</sup> Vgl. dazu Ehrensperger, *Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr*, S. 344–347.

<sup>129</sup> Piccard, «Papierzeugung und Buchdruck», S. 1836: Nach Geering entsprach die Kaufkraft eines rheinischen Guldens um die Mitte des 15. Jahrhunderts etwa einem Wert von 100 bis 120 Schweizer Franken vor dem 1. Weltkrieg; noch zu Ausgang des Jahrhunderts einem Gebrauchswert von ca. SFr. 100.–, was ca. 200–250 Franken in der Gegenwart entspräche. «Wahrscheinlich ist das etwas zu hoch bewertet, der Kaufkraft des Guldens dürften aber immerhin Fr. 160 bis 200 entsprochen haben.»

bleibt die Tatsache, dass die Stadt Basel um 1470 nach heutigen Begriffen einige Dutzend Millionäre und sogar ein halbes Dutzend Multimillionäre hatte. Alle diese reichen Bürger waren in der Lage, einem kapitalsuchenden Buchdrucker ein Darlehen zu gewähren, und viele haben sich im Laufe der Jahre im gewinnversprechenden Buchdruck engagiert. Sie taten das als private Geldgeber oder als Gesellschafter einer Kaufmannschaft, wobei aus den Gerichtsprotokollen nicht immer ersichtlich wird, ob die Herren als Einzelkläger oder als Vertreter einer Handelsgesellschaft aufgetreten sind. «Nirgends wird uns die Verfassung solcher Handelsgesellschaften gezeigt. Wo ist offene Assoziation? Wo nur Commenda? Namen von Sozietäten werden genannt, aber keine nähern Nachweise gegeben.»<sup>130</sup> Fest steht, dass die Kaufleute in den 70er Jahren den Buchdruck entdeckten und dort ihren Nutzen suchten. «Als aufmerksame Köpfe wurden sie sofort inne, dass hier nebenan, auf einem vom Zunftrecht freien Gebiete, gute Geschäfte zu machen seien, und so sehen wir kaufmännisches Kapital durch Andreas Bischof, Ulrich Meltinger, Peter von Wissenburg, Michel Meyer, die «Grosse Gesellschaft» usw. an die Herstellung und den Vertrieb gedruckter Bücher gewendet.»<sup>131</sup> Der spekulative Charakter solcher Einsätze wird durch die Tatsache unterstrichen, dass die Gesellschafter der sogenannten Grossen Gesellschaft wie Ulrich Meltinger, Hans Bär und Bernhard Zscheckenbühlin auch an Silberminen und Erzbergwerken beteiligt waren und mit diesen Anteilen handelten<sup>132</sup>.

Um die Intensität der Beziehungen zwischen Buchdruckern und Kaufleuten in Basel nach 1475 zu dokumentieren, wollen wir kurz die wichtigsten finanziellen Engagements aufzeigen, wie sie aus Stehlins «Regesten» hervorgehen<sup>133</sup>. Zuerst die privaten Geldgeber: Heinrich und Conrad David, die auch mit Peter Drach in Speyer im Geschäft sind, machen 1488 eine Forderung von 245 Gulden gegenüber Michael Wenssler und eine solche von 170 Gulden gegenüber Adam von Spyr geltend. Jakob Steinacher, genannt Allgöwer, der seit 1484 mit Wenssler geschäftet (erste Klage über 64 Gulden), leiht am 20. Februar 1490 Michael Wenssler, der ihm bereits

<sup>130</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,1, S. 526.

<sup>131</sup> Wackernagel, a.O., S. 528.

<sup>132</sup> Vgl. dazu Wackernagel, a.O., S. 523f., und Ehrensperger, *Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr*, S. 350–353.

<sup>133</sup> Eine detaillierte Aufstellung in Piccard, «Papierherzeugung und Buchdruck», S. 1923–1932.

660 Gulden schuldet, nochmals 150 Gulden. Nachdem Wenssler innert Monatsfrist nicht bezahlt hat, muss er seinem Geldgeber die ganze Druckereieinrichtung abtreten<sup>134</sup>. Jakob Steinacher ist also zum Verleger im Sombartschen Sinne geworden; Wenssler muss, wenn er drucken will, einen Werkvertrag mit ihm abschliessen. Peter von Wissenburg, der auch Beziehungen zu Albrecht Kunne in Memmingen pflegt, finanziert in den 90er Jahren Adam von Spyr, Jakob Wolff, Lienhart Ysenhuet und Martin Flach. Ruprecht Winter beteiligt sich ebenfalls an der Finanzierung des Churer Breviers von Adam von Spyr und unterhält engere Beziehungen zu Nicolaus Kessler. Jakob von Kilchen hat 1491 ein Darlehen von 450 Gulden bei Wenssler ausstehend. Jost Hüglin, der reichste Basler, ist bei Meister und Köllicker engagiert und klagt am 12. Februar 1491 eine Forderung von 69 Gulden gegenüber Nicolaus Kessler ein.

Und nun noch zur Grossen Handelsgesellschaft und deren Partnern: Andreas Bischoff, der Rechnungsführer der Grossen Gesellschaft, war bis zu seinem Tod im Jahre 1487 vor allem Geldgeber der kleineren Basler Drucker. Bereits 1476/77 pfändet er Hans Schilling, 1479 hat er eine Forderung von 36 Gulden von Johann Besicken einzutreiben, und nach 1480 steigt die Schuld von Johann Meister auf 800 Gulden. Schliesslich ist noch ein Darlehen an Wenssler von 300 Gulden verzeichnet. In den Gerichtsakten<sup>135</sup> wird die Handelsgesellschaft explicit erwähnt, indem am 1. Februar 1487 Frau Barbara, die Witwe des Andreas Bischoff, in einem Streitfall gegen Ulrich Meltinger aussagt, «sy hetten uss dem *gemeinen erwerb* Michael Wenssler für 200 Gulden tuch gegeben». Ulrich Meltinger klagt 1485 gegen Wenssler und seinen Gemeinschafter Heinrich Zschach auf 500 Gulden Kapital und 50 Gulden rückständigen Zins, die beide als Ablösung einer Forderung des Hans Jungermanns zu zahlen versprochen hätten. Meltinger war es denn auch, der am 23. März 1490 seinen Vetter Zschach und Michael Wenssler in den Konkurs trieb, indem er auf Wensslers Hausrat und Hof Beschlagnahme legen liess. Auch bei den Gesellschaftern Ludwig Zscheckenbürlin und Bastian Told ist Wenssler verschuldet: 1479 verspricht er Zscheckenbürlin 80 Pfund zu bezahlen, 1483 sind es bereits 159 Pfund, und 1489 gelobt Wenssler Bastian Told und seiner Gesellschaft 111 Gul-

<sup>134</sup> Stehlin, «Regesten», 663.

<sup>135</sup> Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt (im folgenden zitiert: StABS), Gerichtsarchiv A 36.

den zu erstatten. Schliesslich wird Zscheckenbürlin 1494 auch als Gläubiger von Martin Flach erwähnt.

Fassen wir nochmals kurz zusammen: Für die Anfangszeit des Buchdrucks in Basel vor 1475 lassen sich quellenmässig mit der einen Ausnahme des Darlehens von Bernhard Richel keine substantiellen Fremdfinanzierungen nachweisen. Hingegen sind in den 80er und 90er Jahre des 15. Jahrhunderts zahlreiche enge finanzielle Verflechtungen zwischen Basler Kaufleuten und Buchdruckern offengelegt worden, meistens in der Form von Darlehensgewährung, aber auch in der Form von Verlagsverträgen. Der erst auf rund 10 Jahre nach dem vermuteten Beginn des Buchdrucks gut dokumentierte Einstieg der auf Gewinn erpichten privaten Geldgeber oder Handelsgesellschaften in ein Gewerbe mit Profit- und Zukunftschancen heisst nun aber nicht, dass die Basler Erstdrucker nicht auch Fremdkapital in Anspruch genommen hätten. Dabei vermuten wir, dass sie, vielleicht mit Ausnahme Wenssler, sehr vorsichtig expandiert haben und dank guter Gewinnmargen in der Frühzeit ihre Eigenkapitalbasis rasch erweitern konnten. Auf alle Fälle haben wir nachweisen können, dass das Finanzierungspotential am Standort Basel vorhanden gewesen und später von den ansässigen Buchdruckern auch genutzt worden ist.

#### 4.1.3. Das Transport- und Verteilpotential: Verkehrserschliessung und Handelsnetz

Günther Zainer schreibt in seiner Buchanzeige aus dem Jahre 1471: «Were yemant der zu kouffen begerte etlich teutsch vnd gedruckte bücher der nam hernach geschriben stat / der kom in des schmidlins huss vff dem crüz zu dem Ginthero genant zainer von Reutlingen da findet er die vnd werdent im gegeben vmb ain gleich zimlich gelt ...»<sup>136</sup> Diese Anzeige ist insofern typisch, als sie dokumentiert, dass in der Frühzeit des Buchdrucks der Direktverkauf dominierte. Die Bücher wurden anfänglich nur ausnahmsweise über Händler vertrieben, meist gingen sie vom Drucker direkt an die Abnehmer, allenfalls über das Verkaufslokal resp. den Marktstand des Druckers. «Diese Praxis der Buchdrucker entspricht im wesentlichen den üblichen handwerklichen Produktions- und Vertriebsformen mittelalterlicher Städte. Das Handwerk arbeitet in erster Linie für das städtische und dörfliche Sozialsystem und erst in zweiter Linie für einen überregio-

<sup>136</sup> Veröffentlichung der Gesellschaft für Typenkunde des XV. Jahrhunderts, Halle 1917, Taf. 866.

nenal Markt.»<sup>137</sup> Aber die grossen Offizinen Europas durchbrachen schon bald diese Regel. Febvre/Martin zitieren als Beispiele die Besuche Schöfers und seiner Agenten noch vor 1470 in Paris: «Un facteur, Herman Statboen, qui, à sa mort en 1474, possède des livres appartenant à Schoeffer, évalués au total à 2425 couronnes.»<sup>138</sup> Auch die Römer Drucker Sweynheym und Pannartz sandten schon früh ihre Agenten nach Deutschland<sup>139</sup>. Aber zu Beginn jedenfalls verkaufte der Drucker seine Bücher in der Regel direkt an kirchliche und klösterliche Institutionen, er vertrieb sie vom eigenen Haus aus über die Gasse oder führte einen Messestand.

Zuerst über den Nachdruck wurden grössere Wirtschaftszentren in Europa miteinander verbunden, erst später folgte der Handel mit Büchern. «Was sich in der Frühzeit ausbreitete, das waren die Druckereien. Sie bildeten in den verschiedenen Städten gleichsam kleine typographische Netze, die nur lose und dann oftmals über den Mechanismus des Nachdrucks miteinander verbunden waren.»<sup>140</sup> Der räumliche Absatz konzentrierte sich zu Beginn wohl auf das Einzugsgebiet der Druckerei, die städtische Agglomeration und ihr Hinterland sowie die traditionellen Institutionen in der weiteren Region, also die bisherigen Abnehmer skriptographischer Erzeugnisse. Aber die eigene Stadt und deren weitere Umgebung konnte nur einen Teil der an und für sich schon kleinen Auflagen von schätzungsweise 150–200 Exemplaren aufnehmen. Nur ein organisierter Vertrieb durch wandernde Vertriebsmittler und der Besuch von Handelsmessen versprachen den vollen geschäftlichen Erfolg. Der Fernhandel entwickelte sich allmählich, gefördert durch Reisen des Druckerherrn selbst oder durch Einsatz von Buchführern. Die Blüte des Buchexports folgt erst gegen 1480. Aber auch schon um 1470 haben Bücher ihren Weg in die Fremde finden müssen, so dass wir uns mit deren Transport und Transportwegen näher zu befassen haben.

Wir haben gesehen, dass der Versand von Büchern in ungebundenen Buchblöcken erfolgte. Das gab nicht nur dem Abnehmer die Freiheit der äusserlichen Gestaltung, sondern sparte auch Transportkosten. Denn Bücher, zwar wertvolle Ware, sind schwer und sperrig gewesen, vor allem in

<sup>137</sup> Giesecke, *Der Buchdruck*, S. 366.

<sup>138</sup> Febvre/Martin, *L'apparition du livre*, S. 229f.

<sup>139</sup> Ebenda, S. 342.

<sup>140</sup> Giesecke, *Der Buchdruck*, S. 374.

gebundenem Zustand. Der Versand in Lagen resp. Blöcken machte sie allerdings noch empfindlicher auf Beschädigungen durch Schlag oder Feuchtigkeit. Sie wurden deshalb in (Leder-)Ballen oder, in Tücher eingeschlagen, in Holzfässer verpackt. Die Spedition erfolgte in relativ kleinen Einheiten, vom einzelnen Buch bis zu Lieferungen von 10–20 Exemplaren. «D'ordinaire les livres devaient être diffusés par très petits lots, quelques exemplaires d'un même ouvrage, un seul parfois, était compris dans chaque expédition.»<sup>141</sup>

Transportiert wurde auf Flussläufen und Landstrassen. Im Spätmittelalter war die Flussschifffahrt sehr wichtig, weil die Strassen oft unsicher und in schlechtem Zustand waren. Die Flussfahrt war zwar nicht ungefährlich, aber viel schneller und billiger. Man fuhr auch auf kleinen Nebenflüssen mit Schiffen. Die Buchfässer hatten deshalb robust und möglichst wasserdicht zu sein. Auf dem Landweg waren nicht nur Schlaglöcher in den Strassen Ursache für Verluste und Beschädigungen, sondern auch die häufigen Plünderungen durch Wegelagerer und Raubritter. Ausserdem musste häufig umgeladen werden. Qualität in der Verpackung war auch hier gefragt.

Eine gute Verkehrsanbindung war also als Standortfaktor für den Buchdruck dreifach wichtig: Erstens für die Beschaffung des Rohstoffs Papier, sofern keine lokale Papierindustrie vorhanden war. Zweitens für die Knüpfung von Kundenkontakten durch regelmässige Besuche bei Abnehmern, Agenten und auf Messen. Und drittens und wichtigstens für den Versand der Bücher an ihren Bestimmungsort. Dabei waren zuverlässige Boten, erfahrene Fuhr- und Schiffeute gefragt, welche die Qualität der Verpackung und den gefahrlosen Transport sicherzustellen vermochten. Die beste Verkehrslage nutzte wenig, wenn die Transportmittel unsorgfältig gehandhabt wurden.

Eine gute verkehrgeographische Lage brachte den Buchdruckern der Frühzeit am meisten, wenn ihr Druckort durch bestehende Export- und Transitverbindungen mit anderen Handelsplätzen, Markorten und Finanzplätzen vernetzt war. Wir haben gesehen, dass der Versand von Büchern zu Beginn in kleinen Mengen erfolgte: ein Lederballen für 1–2 Buchblöcke, ein kleines Fässchen für vielleicht 5–10 Folianten. Deshalb war es für die Drucker wichtig, dass sie das bereits existierende Fernhandelsnetz der lokalen Kaufleute mitbenutzen konnten, um ihre Bücher als

<sup>141</sup> Febvre/Martin, *L'apparition du livre*, S. 225.

Mitläuferware ganzen Wagen- oder Schiffsladungen beifügen zu können. Für ganze Wagenladungen von in der Regel drei grossen Fässern<sup>142</sup> waren ihre Lieferungen zu klein. In späteren Jahren, insbesondere nach dem Einstieg der Handelsgesellschaften ins Buchverlags- und Buchhandelsgeschäft, wurden die Fernhandelsnetze auch als Absatzkanäle genutzt. Die lokalen Vertreter wurden zu Absatzmittlern von Büchern und bildeten eine wertvolle Ergänzung zu den von den Druckerherren selbst oder deren Buchführern besuchten Agenten.

Noch ein Wort zur Bedeutung der Messen im Handelsnetze des Buchgewerbes. Messen waren von Beginn des Buchdrucks an Umschlagsplätze für Bücher. Bedeutende Messen konzentrierten Angebot und Nachfrage auf kleinstem Raum. Für den Buchhandel in Deutschland sind die beiden Städte, die als erste das Messeprivileg erhalten haben, von herausragender Bedeutung gewesen, nämlich Frankfurt am Main (1240) und Leipzig (1268). Leipzig hat allerdings zur Inkunabelzeit noch keine bedeutende Rolle gespielt und seinen Konkurrenten Frankfurt erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts überflügelt. Frankfurt hingegen, dem 1330 Ludwig der Bayer das Privileg einer zweiten, zusätzlichen Frühjahrmesse verlieh, wurde zum grössten Austauschplatz Europas. Hier wurde mit allem Handel getrieben, keine Warengattung fehlte. In den 60er Jahren des 15. Jahrhunderts kamen auch die Druckwerke hinzu. «1478 besuchten die Basler Druckerverleger Johann Amerbach und Michael Wenssler nachweislich die Messe in Frankfurt, und noch vor ihnen soll sich dort – als erster seines Berufsstandes – Peter Schoeffer eingefunden haben.»<sup>143</sup> Hans Knebel, Kaplan am Münster zu Basel, schrieb 1476 in sein Tagebuch, dass seit langer Zeit nicht so viele Waren auf dieser Messe angeboten worden seien. Bemerkung eines regelmässigen Besuchers? «Interessant ist, dass ein Geistlicher von Basel über die Marktlage so gut Bescheid wusste; vielleicht war er dort gewesen, beispielsweise um Bücher einzukaufen.»<sup>144</sup> Die Privilegien des freien Warenverkehrs und des garantierten Geleitschutzes waren unabdingbare Voraussetzungen für einen reibungslosen Messebetrieb. Das Geleitgeld war zu jener Zeit eine Art Transportversicherung, es schützte allerdings nur gegen

<sup>142</sup> Geering, *Handel und Industrie*, S. 333.

<sup>143</sup> Janzin/Günter, *Das Buch vom Buch*, S. 167.

<sup>144</sup> Ehrensperger, *Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr*, S. 212.

Diuini hūani pit q̄ juris doctoz ex vtrozq; sentēcijs  
peritissimis. libellū eū qui mortalis lepre pctōz septem  
mortaliū p̄btim. cōfessorū manuale intitulat̄. domi vene  
rabilis & sacre theologie p̄fessoris jobis nyder. ordi  
p̄dicatoz cōfratris p̄ omnī maxime & curatoz & cō  
fessorū informatiōe. s̄b cōpēdio accuratissime collectū cō  
parare volens. In domo vbi infra foro in cōpetēti reper  
et.

Cuius totius q̄s: libri p̄ciales duo. Primi. ptes adhuc  
tres. Pars prima de cōfessōz p̄cedere debentib; sex ca  
pitula cōtinet. Prīm de cōfessoris sciētia necessaria. de ca  
sib; ep̄o reſuatis. quō peccet q̄ iſti? dormitās v̄l ob au  
diēs cōfessōs audit. de excōicacōnis a iure vel ab homiē  
late drā. Scdm̄ capl̄m d̄ casib; excōicacōis fidē tāgē  
tibo. Terciū de casib; papā cōcernētibo. Quartū de casib;  
bus clez & emūtatē eccl̄iasticā respiciētibo. Quintū de  
casib; religiosos & religiosas tāgentibo. Sextū de ca  
sib; tāgentibo pene omnē statū & specialiter seculares.  
Sede p̄tis sep̄. capla. Prīm de cōfessoris dispositiōe.  
Scdm̄ de generalit̄ a cōfiteēte querēdis. Terciū de repe  
riēdis luxurie peccatis. Quartū de in cōfessōis fine cor

Abb. 8. Bücheranzeige von Michael Wensler für Johannes Niders «Manuale confessorum»,  
um 1475 (Fragment, der Schluss ist verloren).



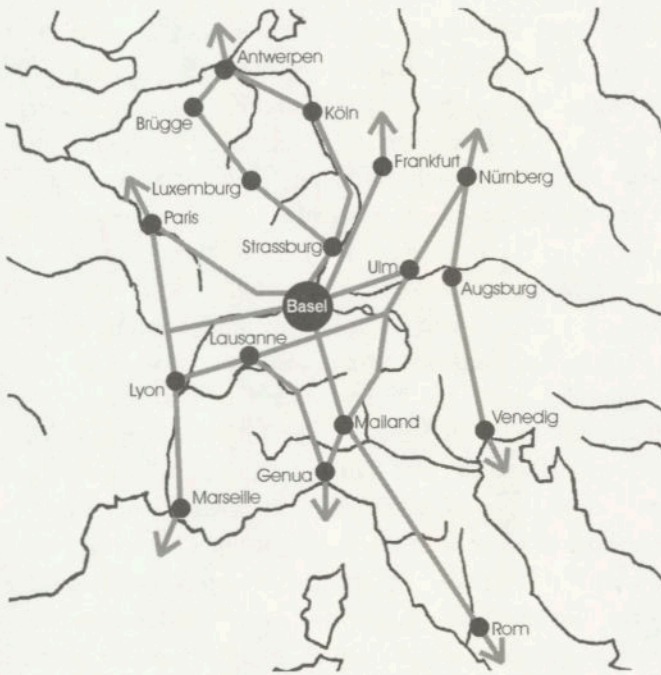
Überfälle, nicht aber gegen Verkehrsunfälle infolge schlechter Strassen oder unvorsichtigen Fahrens.

Frankfurt spielte nicht nur eine Rolle als Warenmesse, sondern auch als Zahlungsort. Die zweite Woche der Messe hiess «Messzahlwoche», in ihr wurden nicht nur die in Frankfurt geschlossenen Kaufgeschäfte, sondern auch die auswärts eingegangenen Verpflichtungen geregelt. Im Spätmittelalter wurde ja normalerweise wie in allen Handelszweigen so auch im Buchhandel auf Kredit und Vertrauen verkauft. Für viele Händler war es unmöglich, eingekaufte Waren sofort bar zu bezahlen. Zwischen Käufer und Verkäufer wurde als Zahlungstermin ein Zeitpunkt vereinbart, zu dem die gekauften Waren mit Gewinn wieder abgesetzt waren, und eine internationale Messe war der Ort, wo sich Schuldner und Gläubiger, Käufer und Verkäufer am ehesten trafen. Die Frankfurter Messen galten für viele Händler als Zahlungsort und -termin, auch für Basler Kaufleute und Krämer, was durch viele Stellen in den Gerichtsakten belegt ist<sup>145</sup>. Um 1470 war sie der bedeutendste europäische Handelsplatz und Zahlungsort für Bücher; erst im Ausgang der Inkunabelzeit wurde vermehrt auch die Lyoner Messe von Buchhändlern und Druckern frequentiert.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Ausführungen wieder den speziellen Verhältnissen in Basel zu. Hat die Stadt punkto Transport- und Verteilhaftigkeiten die Erwartungen eines Druckers erfüllen können? Unbestritten und herausragend ist seine verkehrsgeographische Lage. Von Natur aus ein Transitpunkt, wo der Rhein, der die wichtigsten Wasserläufe der Zentralalpen sammelt, nordwärts abbiegt, und wo die von den Alpen gegen Norden führenden Landstrassen gebündelt in die Ebene zwischen Schwarzwald und Vogesen drängen. Es gab im Spätmittelalter vier internationale Strassenverbindungen für den Nord-Süd-Verkehr vom Mittelmeer in die Niederlande oder zu den deutschen Hansestädten: die Brenner-Route von Venedig nach Augsburg/Nürnberg und weiter Richtung Nordostdeutschland, die Septimer-Route von Mailand an den Bodensee, nach Ulm und weiter gegen Norden, die Gotthard-Route von der Lombardei über Basel nach Flandern oder Norddeutschland sowie die St. Bernhard-Route von Turin über den grossen Sankt Bernhardpass und durch den Waadtländer Jura ins Burgund und weiter nach Nordfrankreich oder Flandern. Durch den Einbezug des Rheins blieb das *caminum Basiliense* die

<sup>145</sup> Ehrensperger, a.O., S. 217.

wichtigste Verbindung zwischen den Niederlanden/Flandern und den lombardischen Städten<sup>146</sup>. Die west-östliche Verbindung war für Basel von minderer Bedeutung, sie konzentrierte sich in erster Linie auf den schwäbisch-fränkischen Verkehr nach Mittelfrankreich, weil die Handelsströme von Augsburg nach Lyon die Achse Bodensee–Genf auf eidgenössischen Landstrassen benützten.



Der Rhein und die Landstrassen durch die oberrheinische Tiefebene – linksufrig nach Strassburg, rechtsufrig durch den Breisgau – nach Frankfurt sowie die Strasse durch den Sundgau zur Burgundischen Pforte waren die wichtigsten Transportwege von Basel gegen Norden und Westen. Gegen Süden waren es die Landstrassen über die Jurapässe Bözberg und die beiden Hauensteine Richtung Zürich, Luzern–Gotthard sowie Genf–Lyon. Basels Lage war also gekennzeichnet durch die Anbindung an zwei unentbehrliche Verkehrswege. «Der Austausch von Norden nach Süden hatte hier Station einer seiner Hauptstrassen, für den Verkehr von Flandern und

<sup>146</sup> Vgl. dazu Geering, *Handel und Industrie*, S. 349.

des gesamten Rheingebiets mit Italien und zum Teil mit Südfrankreich; für den Verkehr zwischen Schwaben und Mittelfrankreich war Basel der durch Strom und Gebirge vorgezeichnete Durchgangspunkt.»<sup>147</sup>

«Der Rhein, der die Stadt an diese Stelle gerufen, genährt und emporgebracht hatte, war ihr gewaltigster Diener.»<sup>148</sup> In Basel begann die grosse Stromschiffahrt bis zum Meer. Aber der Rhein war meist nur Transportweg gegen Norden, der Verkehr nur Talfahrt, kein Hin und Her wie bei den Fuhrleuten und Bottenwagen. Die Schiffe blieben an ihrem Zielort liegen, um dort als Nutzholz verbraucht zu werden. Die Folge war eine ständige Erneuerung der Flotte in Basel. Der Rhein als Transportweg war freier, schneller, ungefährlicher und kostengünstiger als der Landweg. Die Freiheit wurde im 15. Jahrhundert allerdings immer stärker eingeschränkt, zuerst durch Zölle, dann auch durch Transportrechte. Hauptsächlich mit Strassburg lagen die Basler deswegen in Fehde. Nach zwei Sperrungen des Stroms in Strassburg wurden 1453 die Berechtigungen so geregelt, dass die Strassburger von aller Schiffahrt in und oberhalb Basels ausgeschlossen blieben, die Basler hingegen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kein Schiff über Strassburg hinaus führen durften. Überdies gab es eine Vereinbarung mit Breisach, nach welcher die Steuer- und Lotsenrechte für die Strecke von Breisach bis Strassburg bei den Breisachern lagen. «Wie die Basler Schiffahrt bei Strassburg ein Ende hatte, so das Basler Steuerrecht bei Breisach.»<sup>149</sup>

Die Frachtkosten an sich waren bei der Schiffahrt nicht sehr hoch, verteuern wirkten aber die Abgaben an den vielen Zollstationen längs des Flusses. Von Basel rheinabwärts wurde der erste Zoll bereits bei Kleinkembs erhoben<sup>150</sup>, es folgten Neuenburg, Breisach, Germersheim, Strassburg usw. Geering meldet, dass auf einer Reise von Basel nach Köln nicht weniger als 31 Zölle gezählt worden seien<sup>151</sup>. Die Gebühren wurden im 15. Jahrhundert derart vermehrt und summierten sich so, dass der Verkehr auf die Landstrasse auszuweichen begann.

<sup>147</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,1, S. 504.

<sup>148</sup> Wackernagel, a.O., S. 487.

<sup>149</sup> Wackernagel, a.O., S. 494.

<sup>150</sup> Für Basler und ihre Waren zollfrei. Über Kauf und Sicherung der Zollrechte durch Basel und die Auseinandersetzung mit dem Markgrafen vgl. Geering, *Handel und Industrie*, S. 188.

<sup>151</sup> Geering, *Handel und Industrie*, S. 190.

Bei den Kosten des Landverkehrs fielen das Geleitgeld und natürlich ebenfalls die Zölle ins Gewicht. Für die Sicherheit der Wege bis zu den Jura Höhen konnte Basel als Territorialherrin im Baselbiet gegen entsprechendes Entgelt selber garantieren; der Geleitschutz im Elsass wurde durch ein Bündnis mit Strassburg – zeitweise unter Einbezug von Freiburg, Colmar und Schlettstadt – organisiert. Die Gewährung von Geleit war im Spätmittelalter eine übliche Institution; wenn die entsprechende Gebühr bezahlt wurde, ist es auch ohne weiteres gewährt worden. Die Basler mussten bei ihren Fernreisen von vielen Fürsten und Städten Geleit verlangen und bezahlen.

Auf den Landstrassen gab es kaum weniger Zollstationen als auf dem Rhein, nur die Ansätze waren im allgemeinen bescheidener. Auf dem Weg nach Zurzach zum Beispiel stand das erste Zollhaus bereits bei der Brücke in Augst; man zahlte in Liestal und in Waldenburg auf der Hauenstein-Route, aber auch schon in Ottmarsheim und selbstverständlich in Strassburg. Aber die Zollbelastungen auf den Wegen von und nach Basel waren nicht höher als anderswo, die Strassen eher besser ausgebaut und um 1470 wieder relativ sicher, nachdem die Sundgauer Händel beendet und 1468 in Waldshut zwischen der österreichischen Herrschaft und der Eidgenossenschaft Friede geschlossen worden war. Basel bot also als Standortgute gute Verkehrswege mit dem schiffbaren Rhein und den guten Landstrassen, die einerseits dessen Ufer folgten und weiter bis zur Nordsee liefen, andererseits südwärts über die Alpenpässe nach Italien führten.

Basel scheint um 1470 kein so ausgebildetes Speditionswesen besessen zu haben wie Strassburg<sup>152</sup>. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass im oberrheinischen Verkehr nicht Basel, sondern Strassburg die wichtigere Station gewesen ist. Zwar verfügte auch Basel über Karrer und Karrensaler, aber die auswärtigen Fuhrleute, speziell diejenigen aus Strassburg, scheinen den besseren Ruf gehabt zu haben, während man bei den Schiffsleuten eher die Basler vorzog. Das mag auch daran gelegen haben, dass es in Basel kein hervorragendes Exportgewerbe gab – mit Ausnahme vielleicht des Schürlietz und später der Bücher<sup>153</sup>. Mangelnder Eigenbedarf liess wohl ein leistungsfähiges Transportgewerbe nicht aufkommen, von der zünftisch wohlorganisierten Rheinschiffahrt abgesehen.

<sup>152</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,1, S. 486.

<sup>153</sup> Ehrensperger, *Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr*, S. 235 u. 338.

Das Basler Fernhandelsnetz ist von Johannes Apelbaum (1915) und Franz Ehrensperger (1970) beschrieben, ihre beiden Dissertationen zeigen die internationalen Verflechtungen auf und würdigen seine Bedeutung<sup>154</sup>. Im Transithandel nahm der Safran als Handelsgut eine überragende Stellung ein, er wurde in Barcelona und Mailand eingekauft und in Nürnberg, Frankfurt usw. und auch in den Niederlanden abgesetzt<sup>155</sup>. «Tatsächlich hat nicht nur Basel als Transitort und Marktplatz eine internationale Rolle gespielt, sondern auch die Basler Kaufleute selbst.»<sup>156</sup> Die Akteure sind bekannt, ihre Gruppierungen ebenfalls. Wir können uns deshalb mit kurzen Hinweisen auf die Tätigkeit der Basler Handelsgesellschaften während der uns interessierenden Zeitspanne begnügen, insbesondere derjenigen der Rieher-, Irmi- und der Grossen Handels-Gesellschaft.

Bei der Familie Irmi stand die Verbindung zu Italien im Vordergrund. Die eher traditionelle Firma handelte mit Reis, Getreide, Tuch und Metallen. Und natürlich betrieb sie auch Geldgeschäfte. Hans Irmi war Geschäftsfreund des Hauses Medici, er hatte ausserdem beste Beziehungen zur Mailänder Regierung und dem Herzog Francesco Sforza. Als Basel im November 1473 Geld brauchte, wollte Irmi für die Stadt eine Anleihe von bis zu zwanzigtausend Dukaten beim Herzog aufnehmen und verwies als Sicherheit auf seine Waren und Guthaben im Mailändischen<sup>157</sup>.

Die Rieher-Gesellschaft hat ihre Wurzeln in der Färberei und der Tuchproduktion. Neben Textilien hat sie mit Spezereien und Eisenwaren gehandelt. Die Gesellschafter waren wie die meisten Basler Kaufleute gleichzeitig Engros- und Detail-Händler. Ihre hauptsächlichen Geschäftsverbindungen reichten nach Deutschland, z.B. nach Frankfurt und Memmingen.

Die Grosse Handelsgesellschaft schliesslich, deren Partner Meltinger, Zscheckenbürlin, Bischoff, Labhart, Bär und Told, wie bereits aufgezeigt, sich auch im Buchgeschäft engagierte, hatte Verbindungen und Handelsbeziehungen in ganz Europa. Und zwar unterhielten die Sozietät wie auch einzelne Partner Faktoreien oder zum mindestens Vertretungen in den wichtigsten Handelszentren, in Frankfurt, Konstanz, Brügge, Antwerpen, Venedig, Lyon, aber auch in den wichtigsten Städten Badens, des Elsass

<sup>154</sup> Apelbaum, *Die Basler Handelsgesellschaften*, und Ehrensperger, a.O.

<sup>155</sup> Ehrensperger, a.O., S. 362.

<sup>156</sup> Ehrensperger, a.O., S. 362.

<sup>157</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,1, S. 521.

und der Eidgenossenschaft, etwa in Freiburg i.B., Strassburg, Genf, Zürich<sup>158</sup>. Bei Bedarf konnten also die Basler Fernkaufleute den Erstdruckern jederzeit ihre internationalen Verbindungen, ihre Vertreternetze und ihre Messeerfahrungen zur Verfügung stellen, aber auch Speditionsgelegenheit für mitzuladende Bücher bieten.

Noch ein Wort zur Bedeutung der hiesigen Basler Messe für das aufstrebende Buchgewerbe. Im Mittelalter nahmen Messen im Wirtschaftsleben eine herausragende Stellung ein, vor allem wenn sie mit den vollen Privilegien ausgestattet waren, nämlich freiem Geleit, Handelsfreiheit und Befreiung vom Zoll. Wir haben im Zusammenhang von Frankfurt als Messestadt darüber berichtet.

Basel hatte sich, zwar relativ spät, ebenfalls eine Messe von Rang und Namen gewünscht. Der Empfehlungsbrief von Papst Pius II. aus dem Jahre 1459, der sich beim Kaiser für eine Messe in Basel verwendete, erreichte zwar nie seinen Adressaten, weil ihn der Rat aus unbekanntem Gründen zurückbehalten hat. Aber dem Gesandten Hans von Bärenfels war dann auf dem Regensburger Reichstag von 1471 Erfolg beschieden: Kaiser Friedrich III. erteilte am 11. Juli 1471 den Baslern das Privileg, jährlich zwei Jahrmärkte, jeweils in den zwei Wochen vor Pfingsten und Martini, durchzuführen. Die Basler Messen wurden an Rechten und kaiserlichem Schutz ausdrücklich denjenigen von Frankfurt und Nördlingen gleichgestellt<sup>159</sup>. Als am 26. Oktober 1471 die erste Basler Messe<sup>160</sup> eröffnet wurde, galt auch auf ihr die Freiheit, dass jeder handeln konnte, womit er wollte. Es gab kein Monopol, die Fremden genossen gleiches Recht wie die Einheimischen. Wichtig war auch die Befreiung vom Zoll<sup>161</sup>.

Um die Attraktivität zu fördern und Messebesucher anzulocken, veranstaltete die Stadt Pferderennen und Gabenschüssen, vor allem aber einen «Glückshafen», eine Lotterie unter obrigkeitlicher Leitung und Garantie. Wer seinen Plappart in den Glückshafen warf, musste seinen Namen angeben. Die Listen sind erhalten und geben Auskunft über die Besucher und

<sup>158</sup> Dazu Wackernagel, a.O., S. 520–523, Ehrensperger, a.O., S. 361–363 und Apelbaum, *Die Basler Handelsgesellschaften*.

<sup>159</sup> Ehrensperger, a.O., S. 334.

<sup>160</sup> Messeplatz war zuerst das Kaufhaus an der Freien Strasse; die Tuchhändler hatten ihre Tische im Haus zur Mücke am Münsterplatz, überdies wurden die Marktplätze und einzelne Zunfthäuser genutzt, vgl. Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,1, S. 482.

<sup>161</sup> Wackernagel, a.O., S. 482.

das Einzugsgebiet der Basler Messe. Ehrensperger zeigt auf, dass die Messe keine so internationale Ausstrahlung verzeichnete wie diejenige von Frankfurt, und diese sich auch nur zum Teil mit den Verbindungen des Basler Handels deckte. Die Besucher kamen mit Schwerpunkt aus Süddeutschland, dem Elsass und der heutigen deutschsprachigen Schweiz<sup>162</sup>.

An der Messe bauten auch die lokalen Händler und Produzenten ihre Stände auf. Urkundlich haben wir keinen Hinweis darauf gefunden, dass sich die Basler Erstdrucker beteiligt hätten. Vielleicht bewirkte aber der Zustrom auswärtiger Besucher, dass sich in den sowieso existierenden Verkaufsläden der Offizinen mehr Käufer einfanden als zu normalen Zeiten.

Wenn wir den Beginn des Buchdrucks in Basel aufs Jahr 1469, spätestens 1470 ansetzen, kann die erste Messe im Herbst 1471 ohnehin kein entscheidender Standortfaktor gewesen sein. Auch für die Zeit des Aufschwungs nach 1480 scheint uns die Bedeutung der lokalen Messe für den Basler Buchdruck eher gering. Einerseits war und blieb Frankfurt für den Buchhandel der herausragende Messeplatz, Basel konnte nicht mit gleich internationaler Käuferschaft aufwarten. Andererseits war der Buchdruck als zunftfreies Gewerbe nicht auf die temporäre Handelsfreiheit angewiesen, Buchdrucker durften in Basel ihre Bücher das ganze Jahr ohne Einschränkungen anbieten. Nur das lokale Krämergewerbe empfand es als Schaden und Bedrohung seiner Existenz, dass zweimal jährlich die Monopole, insbesondere des alleinigen Rechts auf Detail-Verkauf, wegfiel. Die Herrenzünfte der Kaufleute erwirkten deshalb bereits 1491 wieder die Aufhebung der Handelsfreiheit an den Messen, und 1494 wurde die Basler Pfingstmesse für immer abgeschafft<sup>163</sup>. Die Martini-Messe im Spätherbst blieb indessen bestehen; ihre Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung Basels resultierte aus der Aufrechterhaltung der Verkehrsfreiheit für alle Messebesucher.

Fassen wir zusammen: Auf Grund seiner geographischen Lage hatte Basel eine Schlüsselstellung als Handels- und Transitort. Der Nordsüd-Verkehr spielte dabei die grösste Rolle. Dass man in Basel zudem oft das Fuhrwerk gegen das Schiff tauschte, steigerte die Bedeutung als Etappenort.

<sup>162</sup> Ehrensperger, a.O., S. 336.

<sup>163</sup> Wackernagel, a.O., S. 531.

Sind nun Buchdrucker nach Basel gekommen, weil die Rheinstadt über eine gute verkehrsgeographische Lage und ausgezeichnete internationale Handelsverbindungen verfügte? Die Ausbreitung des Buchdrucks in Europa folgte den natürlichen Verkehrslinien, und die ersten Drucker sind wohl auf diesen Wegen nach Basel gelangt. Aber ob die gute Verkehrsanbindung ein Entscheidungskriterium für die Standortwahl gewesen ist, entzieht sich gesicherter Kenntnis.

Für die Zeit vor dem Aufkommen des eigentlichen Exportes im Buchgeschäft wissen wir wenig davon, wo die Absatzschwerpunkte der Drucker lagen. Wir haben eingangs des Kapitels die Vermutung ausgesprochen, dass die Erstdrucker sich vorrangig auf das lokale und regionale Gebiet konzentrierten und, weil in erster Linie lateinischsprachige Werke produziert wurden, die traditionelle Kundschaft skriptographischer Erzeugnisse bedienten. Dabei waren natürlich gute Verbindungen zu Abnehmern wie den Klöstern in Colmar, Murbach, Lützel, Moutier-Grandval oder Freiburg im Breisgau von Bedeutung. Sicher sind aber auch schon um 1470 vereinzelt Expeditionen an überregionale Bezüger in ganz Europa vorgekommen, denn das regionale Absatzgebiet hätte auch bescheidene Auflagen nicht voll absorbieren können.

Um doch zu gewissen Anhaltspunkten über die Absatzwege der ersten in Basel gedruckten Bücher zu gelangen, haben wir in den einschlägigen Bibliographien die heutigen Standorte der ersten neun Basler Inkunabeln ausgezogen. Dabei sind neben Basel selber die eigentlichen Zentral-, Landes- und Sammler-Bibliotheken weggelassen worden, weil ihre Bücher häufig von anderswo stammen. Wenn aber ein Druck in einer kleineren kommunalen oder klösterlichen Bibliothek liegt, darf man doch vermuten, dass er in vielen Fällen von Anfang an in die Gegend oder gar in die betreffende Sammlung gelangt sei. Wir haben ferner aus denjenigen Bibliographien, welche Angaben zur Herkunft der Exemplare bieten, alle frühen Erstbesitzervermerke festgehalten. Diese gesicherten Provenienzen – es handelt sich fast ausschliesslich um Klöster – sind wegen ihrer Nähe zum ersten Käufer in einer separaten Kolonne aufgeführt.

<i>Druck</i>	<i>Bibliotheken</i>	<i>Provenienzen</i>
Biblia latina, Ruppel 1468/70 (vH I,1 = GW 4207)	Bamberg, Beromünster, Freising, Heidelberg, Klosterneuburg, St. Gallen, Solothurn, Winterthur	Frankfurt a.M., Rott/Inn
Nicolaus de Lyra: Postilla, Ruppel 1470/72 (vH I,2 = H 10384)	Stans, Zug	Paulinerkloster in Langnau
Gregorius I.: Moralia, Ruppel um 1472 (vH 1,1 = GW 11430)	Bamberg, Besançon, Bourg-en-Bresse, Brescia, Memmingen, Metz, Mul- house, Neuburg, St. Gallen, Tübingen, Verdun	Beromünster, Frankfurt, Freiburg i.B., Steingaden, Trier
Arnoldi Henricus: De modo per- veniendi, Wenssler nn 1472 (vH 5,1 = GW 2511)	Colmar, Dillingen, Eich- stätt, Mainz, Neuburg, St. Gallen, Schaffhausen, Tübingen, Trier	Ottobeuren, Thierhaupten, Kloster Waldsee, Wettingen
Barzizius: Epistolae, Wenssler und Biel nn 1472 (vH 6,1 = GW 3676)	Eichstätt, Freiburg i.B., Fribourg, Metten, Nürn- berg, Tübingen	Rottenbuch
Gregorius I.: Regula pastoralis, Flach nn1472 (vH 10,1 = GW 11441)	Colmar, Einsiedeln, Klosterneuburg, Neustadt, Strassburg, Trier, Tübingen	Rothenburg a.T., Wettingen
Nider: Praeceptorium, Ruppel um 1472 (vH 1,2 = H 11782)	Frauenfeld, Freiburg i.B., Zug	Eichstätt, Frank- furt, Rottenbuch, Wettingen
Biblia latina, Ruppel und Richel um 1472/1473 (vH 2,1 = GW 4213)	Amberg, Colmar, Einsie- deln, Trier	Frankfurt, Haute-Rive, Prüll, Wettingen
Bernardus Claravallensis: Specu- lum de honestate vitae, Flach um 1472/1473 (vH 10,2 = GW 4041)	Freiburg i.B., Mainz	keine

Aus der vorstehenden tabellarischen Aufstellung ergeben sich für die Absatzgebiete der Basler Frühdrucke folgende Vermutungen:

1. Der früheste Basler Buchhandel ist nordwärts orientiert. Wir finden keine Standorte in Spanien, Südfrankreich oder auch, mit der einen Ausnahme von Brescia, in Italien.

2. Der früheste Basler Buchhandel folgt den traditionellen Handelsströmen, rheinabwärts und auf der West-Ost-Achse von Besançon bis Augsburg/Nürnberg.

3. Der früheste Basler Buchhandel ist lokal, regional und beschränkt überregional. Die überregionalen Absatzgebiete konzentrieren sich auf Süddeutschland (Klöster!), das ans Elsass angrenzende Lothringen (Épinal, Metz; im Zusammenhang mit Papierbezügen?) sowie die nördliche deutschsprachige Eidgenossenschaft.

Diese Vermutungen werden durch die Debitorenforderungen von Bernhard Richel an seine Kunden im Jahre 1475 gestützt: «Herr Nicolaus Rauchfass, Kilchherr zu Obern Eysshein (Elsass), bekennt, dass er Bernardo Richel dem Buchtrucker 40 Gulden für Bücher schuldig sei» (28. Juli 1475), «Jacob von Rotenburg am Neckar bekennt, dass er B. R. dem Trucker 80 rheinische Gulden für verkaufte Bücher schuldig sei» (4. Sept. 1475) und «Conradus Otto von Ulm bekennt, dass er B. R. dem Buchtrucker 20 rheinische Gulden schuldig sei» (20. Sept. 1475)<sup>164</sup>.

Wir haben das Bestehen eines Transport- und Verteilpotentials basierend auf der guten Verkehrsanbindung und einem speziell durch die Basler Handelsgesellschaften getragenen Fernhandelsnetz aufgezeigt. Wie diese Möglichkeiten ursprünglich benutzt worden sind, bleibt unklar. Anfänglich scheint der überregionale Absatz gebietsmässig eher beschränkt gewesen zu sein. Später haben die Basler Drucker ein eigentliches Exportgeschäft mit in Basel gedruckten Büchern aufgebaut. Basel verdankt die Blüte seiner Offizinen zu Ende der Inkunabelzeit und zu Beginn des 16. Jahrhunderts auch seiner verkehrsgeographischen Lage und seinen internationalen Handelsbeziehungen.

#### *4.1.4. Das Potential vorgelagerter Produktion*

Wir haben bei der Schilderung des Werdegangs einer Inkunabel gesehen, dass die eigentliche Arbeit des Druckers in seiner Werkstatt normalerweise mit der Herstellung der Typen, d.h. mit dem Giessen der einzelnen Buchstaben aus Hartblei, begonnen hat. Vorgelagert war bei der Schriftherstellung der Schriftentwurf durch den Schreiber oder Schriftenmaler und die Übertragung des Entwurfs auf einen Stempel durch den Graveur, Stempelschneider oder Goldschmied. Manche Druckerherren haben selbst Schriften entworfen oder waren in der Kunst des Stempelschneidens bewandert. Vorgelagert war auch die Beschaffung des Papiers, das der Druk-

<sup>164</sup> Stehlin, «Regesten», 39, 40 und 41.

ker nie selber produzierte, sondern zukaufte. Es ist deshalb zu untersuchen, ob das Bestehen dieser vorgelagerten Produktionen einen wesentlichen Einfluss auf die Standortwahl der Frühdrucker gehabt haben könnte.

Zuerst zum Papier. Wir wollen an dieser Stelle weder seine Geschichte repetieren noch den technischen Fortschritt in der Produktion bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts nochmals abhandeln<sup>165</sup>. Uns interessieren die Verfügbarkeit und die Preise des Papiers in seinen als Ausgangsmaterial für den Buchdruck üblichen Qualitäten und Formaten.

Das Papier ist von den Arabern aus dem Orient gekommen. Sein Weg führte über Spanien, wo die erste Papiermühle um die Mitte des 11. Jahrhunderts nachzuweisen ist, und über Italien, wo 1276 in Fabriano die Produktion begann. Von diesen beiden Ländern ausgehend breitete sich die Herstellung in ganz Europa aus: Ab Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden die ersten Papiermühlen in Frankreich, um die Jahrhundertwende folgte Deutschland (1390 Nürnberg, 1407 Ravensburg und 1415 Strassburg). Hundert Jahre später existierten allein in Deutschland zwischen 25 und 50 Papiermühlen. Die Versorgung der europäischen Frühdrucker war damit sichergestellt: Neben den Italienern als Exporteuren waren im 15. Jahrhundert vor allem noch die Produzenten aus Nord- und Nordostfrankreich bedeutend.

Papier wurde also zwischen 1460 und 1470 nicht gerade überall geschöpft, war aber im Handel ohne Schwierigkeiten und Einschränkungen zu haben. Unterschiedlich und für die Drucker wichtig war aber sein Preis. Piccard stellt nach dem Vergleich verschiedener Kanzleirechnungen aus Deutschland fest: «Wir erhalten einen ungefähr einheitlichen Preis für 1 Ries (= 500 Bogen) Schreibpapier im Kanzleiformat von etwa 1–1½ Gulden. Die Preisschwankungen erklären sich durch verschiedene Qualität, aber auch durch die verschiedene Höhe der Transportkosten. Der Preis für grossformatige (Regal)-Papiere beträgt 5 bis 6 Gulden, wobei zu berücksichtigen ist, dass die angegebenen Preise für Regalpapier mailändischer Provenienz wesentliche Anteile an Transportkosten enthalten, während die normalen Kanzleipapiere vorwiegend deutschen Ursprungs waren.»<sup>166</sup> Grossfolio-Papiere (Regal und Imperial) wurden vorwiegend in Basel und in der Lombardei produziert, die lokalen Papiermühlen beschränkten sich

<sup>165</sup> Febvre/Martin, *L'apparition du livre*, S. 34ff.

<sup>166</sup> Piccard, «Papierherzeugung und Buchdruck», S. 1945.

oft auf das gängige Format. Italienische Papiere waren im allgemeinen qualitativ hochstehend, im Preis aber durch den langen Transport belastet. Der Einstandspreis des Papiers hing also für den Drucker von der Distanz zwischen Papiermühle und Offizin ab, es kam aber auch auf das verfügbare Sortiment und die Qualität an. Ein lokaler oder regionaler Produzent bot dann eindeutige Kostenvorteile, wenn er die gewünschte Ware im verlangten Format liefern konnte.

Dann die Schrift. «Die Erfindung des Buchdrucks und die Entdeckung der Möglichkeit, verschiedene Druckereien aus einer Quelle mit Schrift zu versorgen, fallen zeitlich nicht zusammen. Die frühen Pressen umgibt noch etwas von dem Halbdunkel der *«geheimen Kunst»*, des Schweigens, zu dem Gutenberg seine Strassburger Partner verpflichtete. Man experimentierte noch durch Jahrzehnte lieber für sich und hielt sich die Konkurrenz möglichst vom Leibe. Die Schrift war noch keine Ware, für die es einen regulären Markt gab. Persönliche oder verwandtschaftliche Beziehungen konnten es bewirken, dass ein Drucker einem andern oder einer dritten Person Schrift lieh, verkaufte oder vererbte. Die Vorteile regulären Schriftbezugs aus fremder Hand waren noch zu entdecken.»<sup>167</sup> Zur Zeit der Frühdrucker war es keineswegs anormal, dass der Drucker seine Schriften selbst schnitt, sofern er die Kunst des Stempelschnitts beherrschte. Einige Drucker waren selbst gelernte oder angelernte Graveure oder Stempelschneider, zum Beispiel Peter Schöffler in Mainz, der auch ein begabter Schriftschöpfer war. Aber normalerweise beauftragte man Goldschmiede, Siegelgraber oder andere mit der Metallschneidetechnik vertraute Personen, für die Offizin eine Schrift nach Vorlage zu schneiden. Es gab also noch keinen Schriftenhandel. Die Einzelanfertigung bewirkte die für jede einzelne Presse charakteristischen Typen. Eine lokale Tradition der feinen Metallbearbeitung, wie sie das Goldschmiedehandwerk und verwandte Berufe verkörperten, war somit für das Druckergewerbe von grossem Nutzen. Fachwissen in der Metallbearbeitung (Münzstecher, Siegelgraber, Stempelpräger usw.) allein genügte jedoch nicht, der Stempelschneider musste auch in der Kalligraphie beschlagen sein, das Wesen der Schriftarten und deren Eigentümlichkeiten annähernd kennen, um gute, global brauchbare Schriftstempel herstellen zu können. «Eine Druckerei konnte daher nur erfolg-

<sup>167</sup> Wehmer, «Zur Beurteilung des Methodenstreits», S. 283.

reich arbeiten, wenn ihr ein schrifterfahrener und technisch begabter Stempelschneider zur Verfügung stand.»<sup>168</sup>

Wie stand es nun mit der Tradition und Leistungsfähigkeit der beiden skizzierten, dem eigentlichen Druckereibetrieb vorgelagerten Produktionen im spätmittelalterlichen Basel? Die Papierherstellung hatte in Basel schon Jahrzehnte vor Beginn des lokalen Buchdrucks Fuss gefasst. Die Geschichte des Gewerbes ist eng mit den Namen der Familien Halbysen und Gallizian verbunden, sie ist von Gerhard Piccard und insbesondere Hans Kälin ausführlich behandelt worden<sup>169</sup>. Noch vor 1440 errichtete als erster Heinrich Halbysen, Ratsherr und Handelsmann, eine Papiermühle im Haus zu Allenwinden vor dem Riehtor im Kleinbasel. Aber die Konkurrenz liess nicht lange auf sich warten. 1452 erwarb Anton Gallizian aus Casella (Piemont), ein Angestellter Halbysens, die Rümelinbach-Mühle vor dem Hertor, 1453 übernahm er die Klingenthal-Mühle am St. Albanteich. Gallizian wurde damit Nachbar von Halbysen, der bereits 1448 die Zunzgermühle im St. Albanthal als Papiermühle eingerichtet hatte. Die Standorte Kleinbasel und Rümelinsbach wurden aufgegeben, das Papiergewerbe konzentrierte sich fortan mit sechs Mühlen an den beiden Gewerbekanaln des St. Albanteichs innerhalb der Stadtmauern. Unter dem Druck der Konkurrenz gaben die Halbysen das Gewerbe bald wieder auf und beschränkten sich auf die Verpachtung der Mühlen. Die Gallizian aber, die Tradition und Praxis aus der Papierregion Piemont mitbrachten, führten die Papiermacherei in einen mächtigen Aufschwung, sie wurde zum ersten eigentlichen Exportgewerbe Basels. Das Absatzgebiet erstreckte sich über ganz Nord-europa mit starker Konzentration auf das deutsche Gebiet zwischen Rhein, Elbe und Donau sowie auf die traditionellen Handelsgebiete Elsass, Lothringen und die Eidgenossenschaft<sup>170</sup>.

Haben nun die Basler Erstdrucker von der lokalen Papierproduktion profitiert? Entscheidungskriterien waren auch für Ruppel, Richel und Wensler der Preis des Papiers, seine Qualität und die Verfügbarkeit in Menge und Formaten.

Basler Papier stand im Wettbewerb mit Importprodukten. Kälin hat die Wasserzeichen in den baselstädtischen Rechnungsbüchern untersucht und

<sup>168</sup> Lange, «Buchdruck, Buchverlag, Buchverkauf», S. 56.

<sup>169</sup> Piccard, «Papierzeugung und Buchdruck»; Kälin, *Papier in Basel*.

<sup>170</sup> Vgl. Kälin, a.O., S. 209 die Karte «Verbreitung des Basler Papiers».

festgestellt, dass ihre Papiere in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts zu rund 55 % Importe aus Frankreich (Champagne, Burgund, Elsass, Vogesen) waren, weitere ca. 10 % kamen aus Deutschland (Ravensburg). Aus Italien (Oberitalien inkl. Piemont) stammten nur noch zu 15 % – im 14. Jahrhundert war diese Region Exklusiv-Lieferant gewesen –, und ebenfalls 15 % aus baslerischen Mühlen. Selbst wenn der Prozentsatz der lokalen Papiersorten in den Gerichtsbüchern und Ratsprotokollen vielleicht etwas höher gewesen sein könnte, erstaunt der bescheidene Anteil der Basler Papiere. Entweder muss der Preisunterschied zwischen einheimischem und importiertem Papier nicht so bedeutend gewesen sein, dass alte Einkaufsgewohnheiten geändert wurden, oder aber die Basler Papiermacher haben mehrheitlich für den Buchdruck und den Export produziert<sup>171</sup>.

Der Preis pro Ries des üblichen Schreibpapiers mittlerer Qualität in Kanzleifolio bewegte sich in Basel nach Kälin in den Jahren von 1460 bis 1475 zwischen 17 Schilling und 1 Pfund 8 Schilling 6 Pfennig. Aus Nürnberg ist für das Jahr 1460 ein Preis von 1 lb 18 s 6 hlr für Kanzlei-Papier urkundlich überliefert<sup>172</sup>. Piccard nennt, wie weiter oben zitiert, einen Durchschnittspreis von 1–1½ Gulden pro Ries (1 Gulden = 1,2 Pfund) auch für Basel. Leider gibt Kälin keine Angaben über Preisdifferenzen je nach nach Herkunftsort der Ware. Obwohl deshalb seine Zahlen für Kanzlei-Papiere der Basler Amtsstuben keine schlüssigen Aussagen über Preisunterschiede zwischen lokalen und importierten Papieren zulassen, dürfen wir vermuten, dass für die Basler Druckereien die am Ort produzierten Papiere der wegfallenden Transportkosten wegen etwas günstiger gewesen sind als Importpapiere gleicher Qualität, dass aber dieser Vorteil nicht ausschlaggebend gewesen ist. Sonst wäre gewiss in den Basler Kanzleien der Anteil einheimischer Papiere wesentlich höher gewesen, obwohl dieser Bedarf weniger als 1 % der geschätzten Basler Papierproduktion um 1460 ausmachte<sup>173</sup>.

Viel wichtiger war die Verfügbarkeit. Die Verfügbarkeit an Ort und damit verbunden extrem kurze Lieferzeiten bewirkten, dass die Basler Buchdrucker mit kleinen Lagerbeständen auskamen und nach fortschreitendem Bedarf ordern konnten. Wenn man daran denkt, dass anfänglich die Pa-

<sup>171</sup> Kälin, a.O., S. 100.

<sup>172</sup> Kälin, a.O., S. 61f.

<sup>173</sup> Kälin, a.O., S. 100.

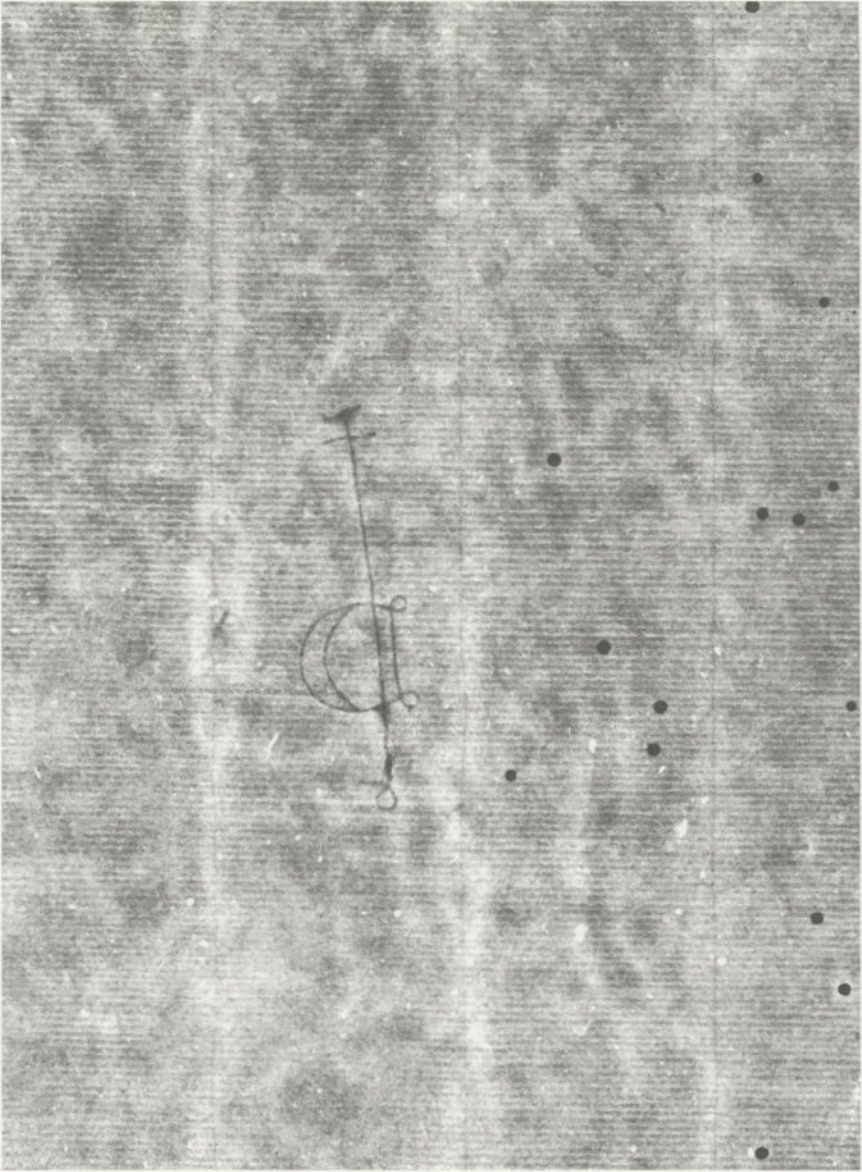
pierkosten gut 50 % der gesamten Produktionskosten eines Folianten ausmachten und dass die Herstellung eines grösseren Werkes durchaus ein ganzes Jahr in Anspruch nehmen konnte, dann wird klar, dass kleinere Lagerhaltung und höhere Umschlaggeschwindigkeit des Papierlagers für den Buchdrucker einen echten Kostenvorteil bedeutete. Vielleicht noch entscheidender war die Verfügbarkeit an geeigneten Formaten. Das Kanzlei-format oder Klein-Folio wurde in allen Papiermühlen hergestellt; in diesem für Buchdruck und Schreibstuben geeigneten Format war der Preiskampf am grössten. Grossfolio-Formate hingegen, also Folio regalis (Royal) und Folio imperialis, waren teure Spezialitäten der italienischen und Basler Papiermacher. Piccard weist darauf hin, dass sich die Gallizian in Basel mit der Inbetriebnahme der Rychmühle ab Ende 1467 auf das Nischenprodukt Grossfolio-Papier spezialisierten. «Anton war es, der wohl als erster Papiermacher im Gebiet des Deutschen Reiches, bestimmt aber als ihr bedeutendster, die grossformatigen Papiere hergestellt hatte, deren sich der solemne Frühdruck so gern bediente. Indem die Herstellung der «Grossregal-papiere» in grossem Umfang durch die Galliciani in Basel erfolgte, machten sie nicht nur den ohnehin spärlichen deutschen Papiermühlen, sondern ihren eigenen Landsleuten im Piemont wie in der Lombardei Konkurrenz, die bis anhin die alleinigen Hersteller aller grossformatigen Papiere gewesen waren.»<sup>174</sup>

Ruppel hat für seine drei ersten Drucke sowie für die in Gemeinschaft mit Richel herausgebrachte Bibel das Grossfolio-Format gewählt, wie es zu jener Zeit für die zum Absatz in den Klöstern konzipierten Folianten üblich gewesen war. Hat er resp. haben die Basler Frühdrucker in ihren ersten Büchern aber auch wirklich Basler Papier verwendet? Wir haben die ersten Drucke bis 1472 nach Wasserzeichen resp. Herkunftsort untersucht. Dabei konnten wir uns für gewisse Ruppel- und Richel-Drucke auf die Forschungen von Piccard<sup>175</sup> und Schnitger/Ziesche/Mundry<sup>176</sup> abstützen. Die Resultate sind in nachstehender Tabelle zusammengefasst:

<sup>174</sup> Piccard, «Papierherzeugung und Buchdruck», S. 1851.

<sup>175</sup> Piccard, a.O.

<sup>176</sup> Schnitger/Ziesche/Mundry, «Elektronenradiographie» sowie Schnitger/Ziesche, «Elektronenradiographische Untersuchungen».



*Abb. 10. Ein Wasserzeichen der Galiziani. Aus den Vorsatzblättern im ersten Band der von Ruppel und Wensler um 1472/73 gedruckten Bibel.*

<i>Druck</i>	<i>Format</i>	<i>Wasserzeichen</i>	<i>Herkunftsort</i>
Biblia latina, Ruppel 1468/70 (vH I,1 = GW 4207)	Grossfolio	Hausmarke Gallizian	Basel
Nicolaus de Lyra: Postilla, Ruppel 1470/72 (vH I,2 = H 10384)	Grossfolio	Hausmarke Gallizian und Traube	Basel
Gregorius I.: Moralia, Ruppel um 1472 (vH 1,1 = GW 11430)	Grossfolio	Hausmarke Gallizian	Basel
Arnoldi Henricus: De modo perveniendi, Wenssler nn 1472 (vH 5,1 = GW 2511)	Quarto	Gothisches P mit vierblät- tigem Klee- blatt	Burgundischer Raum inkl. Oberrhein und Lothringen <sup>177</sup>
Barzizius: Epistolae, Wenssler und Biel nn 1472 (vH 6,1 = GW 3676)	Folio	Ochsenkopf mit Augen, Nasenlöchern und einkontu- riger Stange mit Stern	Oberitalien oder Süddeutsch- land <sup>178</sup>
Gregorius I.: Regula pastoralis, Flach nn1472 (vH 10,1 = GW 11441)	Quarto	Ochsenkopf mit Augen, Nasenlöchern und einkontu- riger Stange mit Stern	Oberitalien oder Süddeutsch- land <sup>179</sup>
Nider: Praeceptorium, Ruppel um 1472 (vH 1,2 = H 11782)	Folio	Gothisches P mit vierblät- tigem Klee- blatt	Burgundischer Raum inkl. Oberrhein und Lothringen <sup>180</sup>
Biblia latina, Ruppel und Richel um 1472/1473 (vH 2,1 = GW 4213)	Grossfolio	Hausmarke Gallizian	Basel

<sup>177</sup> Nach Piccard, *Die Wasserzeichenkartei*, Wasserzeichen P, Abt. VII–IX, S. 12.

<sup>178</sup> Nach Piccard, a.O., Ochsenkopf-Wasserzeichen, Abt. VI, S. 32.

<sup>179</sup> Nach Piccard, a.O., Ochsenkopf-Wasserzeichen, Abt. VI, S. 32.

<sup>180</sup> Nach Piccard, a.O., Wasserzeichen P, Abt. VII–IX, S. 12.

Bernardus Claravallensis: Speculum de Quarto  
honestate vitae,  
Flach um 1472/1473  
(vH 10,2 = GW 4041)

Ochsenkopf mit Augen,  
Nasenlöchern und einkontu-  
riger Stange  
mit Stern  
Oberitalien oder  
Süddeutsch-  
land<sup>181</sup>

Aus dieser Tabelle ergibt sich die erstaunliche Feststellung, dass auch die Basler Erstdrucker für ihre frühen Werke nicht nur Papiere aus einheimischer Produktion verwendet haben. Der Strassburger Wenssler, aber auch der Basler Flach verarbeiten Importpapiere. Nur Ruppel, auch in Gemeinschaft mit Richel, deckt sich für die Grossformate bei Gallizian ein, während er für den in normaler Foliogrösse gedruckten Nider französisches Papier verwendet. Wir können deshalb vermuten, dass für kleine Formate und für Bücher kleinen Umfangs – je bescheidener die Seitenzahl, desto weniger Papier musste an Lager gehalten werden – die Importpapiere durchaus konkurrenzfähig gewesen sind. Für grossformatige Werke und für Folianten mit 400–500 und mehr Seiten haben die einheimischen Spezialitäten der Grossfolio-Papiere den Wettbewerb für sich entscheiden können. Der Standortvorteil lokaler Papierproduktion scheint sich also bei den Basler Frühdruckern nur für die Hersteller umfangreicher theologischer Folianten ausgewirkt zu haben.

Das Goldschmiedehandwerk hatte in Basel eine lange und rege Tradition. Der Wohlstand der Basler Kaufleute und der Reichtum des Bischofs und der kirchlichen Institutionen förderten das auf repräsentative Geschenke und Gebrauchsgegenstände ausgerichtete Gewerbe. Der Rat von Basel bestellte Ehrengaben und Botenbüchsen, die Kaufleute Trinkbecher und Prunkpokale für Eigengebrauch und Zunftstuben, die Kirchen und Klöster Monstranzen, Kreuze und Messkelche für Gottesdienst und Altarschmuck. Bereits im 14. Jahrhundert zählte man in Basel 30 Goldschmiedemeister, das Konzil brachte einen gewaltigen Aufschwung, so dass im 15. Jahrhundert nicht weniger als 70 Meister für Bürgerschaft und Klerus arbeiteten. Bis zur Mitte der 1470er Jahre waren durchschnittlich etwa 10 Goldschmiedemeister gleichzeitig in Basel tätig<sup>182</sup>. Die offenbar gute Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst wurde genutzt durch Einwanderer

<sup>181</sup> Nach Piccard, a.O., Ochsenkopf-Wasserzeichen, Abt. VI, S. 32.

<sup>182</sup> Nach Barth, *Zur Geschichte des Basler Goldschmiedehandwerks*.

aus Schwaben und Franken, insbesondere aus den bekannten Goldschmiedezentren Augsburg und Ulm. Der Einwanderung von Fachleuten steht der Export von Produkten gegenüber: Eine Monstranz von Hans Rutenzweig geht 1477 nach Pruntrut, ein neues Siegel von Goldschmied Hans 1463 an den Rat nach Solothurn<sup>183</sup>. Die meisten Goldschmiede betrieben nämlich als Nebenbeschäftigung den Stempelschnitt für Siegel.

Dieses Reservoir an metallhandwerklichen Fähigkeiten konnten die Basler Erstdrucker für die Typenherstellung nutzen, indem sie den Buchstabenschnitt, also die Herstellung der Patrizen und Matrizen, an spezialisierte Goldschmiede vergaben. Aus diesen metallschnittkundigen Goldschmieden entwickelte sich der Beruf des eigentlichen Buchstabenschneiders, wie er uns zum Beispiel in der Person von Peter Kreyss, dem «Geschriftschnyder» an der Freien Strasse, urkundlich überliefert ist<sup>184</sup>. Der Schriftguss dagegen, den die frühen Buchdrucker noch selbst ausübten, entwickelte sich erst später zu einem selbständigen Berufszweig<sup>185</sup>.

Dass die Basler Buchdrucker solchen Spezialisten auch Aufträge erteilten, ist urkundlich gesichert. 1472 legte Bernhard Richel Beschlag auf den Nachlass von Jost Burnhart dem Siegelgraber für eine Forderung von 2 Gulden. «Von dieser Forderung sind abzuziehen etlich Buchstaben, welche der Siegelgraber für Berhard Richel gemacht hat.»<sup>186</sup> Den selben Nachlass liess auch der Drucker Friedrich Biel arretieren, denn auch er hatte mit Burnhart in Geschäftsbeziehungen gestanden. Ein weiteres Beispiel ist der Strassburger Hans Frank, urkundlich Buchstabenschneider oder Buchstabendrucker genannt, der am 13. Dez. 1472 safranzünftig wurde (die Goldschmiede waren sonst traditionellerweise zünftig zu Hausgenossen, die auch das Silberhandelsprivileg innehatten) und am 17. Okt. 1477 das Basler Bürgerrecht erwarb. Hans Frank arbeitete zuerst für Friedrich Biel und Michael Wenssler, die ihm 1473 eine Schuld von 5 Gulden zu zahlen versprochen; dann auch für Hans Winterheimer (= Schilling), dem er eine Anzahl Buchstaben gegraben hatte und den er vor Gericht für die Zahlung dafür belangte<sup>187</sup>. Am 15. April 1478 legten Heinrich von Werd der Gold-

<sup>183</sup> Wäckernagel, *Geschichte*, Bd. 2,1, S. 466.

<sup>184</sup> Stehlin, «Regesten», 1198 und 1594.

<sup>185</sup> Vgl. dazu Bruckner, *Die Schweizer Stempelschneider und Schriftgiesser*, S. 11–50.

<sup>186</sup> Stehlin, «Regesten», 5.

<sup>187</sup> Stehlin, «Regesten», 11 u. 50.

schmied und Bernhard der Drucker Beschlag auf Hans Franks Gut. 1479 ging Hans Frank, der Buchstabensetzer zu St. Alban, in Konkurs, für die Gläubiger resultierte eine Konkursdividende von 5 %<sup>188</sup>. Stehlin verzeichnet für das Jahr 1489 noch einen weiteren Zulieferer namentlich, nämlich Jacob (ohne Nachnamen) den Buchstabengiesser, der für Nicolaus Kessler gearbeitet hatte<sup>189</sup>.

Wir sehen also, dass es in Basel an Möglichkeiten für die Schriftherstellung nicht mangelte. Die Basler Buchdrucker haben sie auch genutzt, indem sie Siegelgraber und Buchstabenschneider beschäftigten, soweit sie nicht selber den Stempelschnitt praktizierten. Als positiv zu wertende Standortfaktoren sind die beiden vorgelagerten Produktionen Papier- und Typenherstellung vorhanden gewesen, deren Bedeutung war vielleicht aber nicht so gewichtig wie andere ökonomische Standortkriterien.

## 4.2. Sozio-politische Standortfaktoren

### 4.2.1. *Basel als spätmittelalterliche Zunftstadt am Oberrhein*

Die Liste der wichtigsten Druckerstädte in zeitlicher Reihenfolge bis zum Jahre 1470 (oben Seite 20) macht deutlich, dass Mittel- und Süddeutschland sowie Italien in den ersten zwei Jahrzehnten von den wandernden Buchdruckermeistern und -gesellen bevorzugt aufgesucht worden sind. Abgesehen von Paris sind in Frankreich, in den Niederlanden und in Norddeutschland erst mit zeitlicher Verzögerung Offizinen entstanden, gar nicht zu sprechen von Spanien und Grossbritannien. Wenn wir auch Orte wie Subiaco, Eltville und Beromünster, in denen die Drucker nur sehr kurze Zeit am Werk waren, beiseite lassen, fallen folgende Tatsachen auf: Die Buchdruckerkunst hat sich zu Beginn vorwiegend in grosse Städte ausgebreitet, allerdings fehlen am Anfang noch später so bedeutende Zentren wie Antwerpen und Leipzig. Welche sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen haben die mittel- und süddeutschen Städte den Erstdruckern ge-

<sup>188</sup> Stehlin, «Regesten», 98.

<sup>189</sup> Stehlin, «Regesten», 612.

boten, dass diese, abgesehen von den attraktiven Weltzentren Rom, Paris und Venedig, zuerst hauptsächlich im Raum südlich von Mainz, aber nördlich der Alpen sesshaft wurden? Die Distanz von Mainz kann nicht ausschlaggebend gewesen sein, denn einerseits würde ein Kreis mit dem Radius Mainz–Nürnberg oder Mainz–Basel ein Gebiet weit gegen Norden und Westen ebenfalls abdecken, und andererseits hat die beobachtete Ausbreitung mehr als ein Jahrzehnt gedauert. Dass die Agglomeration eventualiter eher Absatz- und Finanzierungspotentiale bot, haben wir in den vorangehenden Kapiteln gesehen. Was machte die mittel- und süddeutsche Stadt gesellschaftlich und politisch für die ersten Druckerunternehmer interessant? Nach der Untersuchung der ökonomischen Standortfaktoren wenden wir uns nun also den sozio-politischen Bedingungen zu.

Was macht soziologisch-ökonomisch das Wesen einer europäischen Stadt im späten Mittelalter aus? Wenn wir uns einleitend mit der Definition der Stadt beschäftigen, können wir auf das grundlegende Kapitel von Max Weber in seinem Standardwerk *Wirtschaft und Gesellschaft* zurückgreifen<sup>190</sup>. Nach Weber ist das Wesen der mittelalterlichen nordalpinen Stadt durch folgende Merkmale charakterisiert:

1. Die Stadt ist Marktansiedlung, ein Ort des regelmässigen Güteraus-tausches für Ortsansässige und Leute des nahen Umlandes.
2. Die Stadt ist Festungsort, mit Mauern und Gräben zum Schutze von Stadtherr und Bürgerschaft.
3. In der Stadt besteht ein Nebeneinander von Märkten (Kaufmann-schaft, Handwerk) und von grossen Patrimonial-Haushalten (Fürst, Gross-grundbesitzer, Bischöfe).
4. In der Stadt entsteht ein Bürgertum, die Bürger geniessen Privilegien in der Form von Stadtbürgerrecht und Zugehörigkeit zu einer Zunft oder Gilde.
5. Die Stadt hat autonome Herrschaftsorgane und übt mit eigener Ge-richts- und Fiskalgewalt eine autonome Rechtssprechung aus.
6. Die Stadt ist, basierend auf dem Gemeinschaftsgefühl, ein ökonomi-scher Zweckverband, aber auch ein Ort des Aufstiegs durch das Mittel geldwirtschaftlichen Erwerbs.

Die mittel- und süddeutschen Städte, zu denen auch Basel zählt, ent-sprechen im wesentlichen dem von Max Weber skizzierten Profil. Aber sie

<sup>190</sup> Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 513–600 (2. Teil, Kapitel VIII: Die Stadt).

weisen noch ein weiteres wichtiges Wesensmerkmal auf: Viele von ihnen sind in erster Linie auf gewerbliche Produktion ausgerichtete Binnenstädte. Sie unterscheiden sich darin von den norddeutschen Städten mit Zugang zum Meer und zur Schifffahrt, die mehr auf Handel ausgerichtet sind; aber auch von den französischen Binnenstädten, in denen die professionelle Verwaltung durch ernannte Beamte die Macht der Zentralgewalt verkörpert und damit Autonomiebestrebungen erstickt, und ebenso von den italienischen Signorien, in denen die Geschlechterherrschaft auf Grossgrundbesitz fusste. «Die europäische nordalpine Stadt des Mittelalters war ein Ort, wo ein arbeitendes, wirtschaftlich ausgerichtetes, handel- und gewerbetreibendes Bürgertum erstmals in der Geschichte sowohl politisch wie auch kulturell zum Zuge kam.»<sup>191</sup>

Unter den mittel- und süddeutschen Städten finden wir Musterbeispiele für den Aufstieg des Bürgertums und der Zünfte, während in den mehr auf Handel ausgerichteten norddeutschen Städten dem Zunftgedanken weniger Bedeutung zukommt. In den norddeutschen wie französischen Städten hat das Zunftwesen, welches sich aus dem Zusammenschluss von Handwerkerkern entwickelt, nicht die gleiche Kraft entfaltet wie in den gewerblichen Produktionsstädten Mittel- und Süddeutschlands.

Sombart leitet aus dem Gemeinschaftsgefühl das materielle Grundprinzip ab, auf dem alle Wirtschaftspolitik der mittelalterlichen Städte fusst: das Prinzip der ökonomischen Autarkie, also das Bedarfsdeckungsprinzip<sup>192</sup>. Die Triebkräfte der Zunfthandwerker liegen nach ihm in der Sicherung der Existenz (Nahrung); der Zweck des organisierten Handwerks ist die Monopolisierung der Arbeit und des Absatzes in der Stadt, die Gleichschaltung in der Rohstoffversorgung sowie die Fernhaltung der Konkurrenz<sup>193</sup>. Aber auch die stärker dem Erwerbsstreben als dem Nahrungsprinzip<sup>194</sup> frönenden Kaufleute machten sich für einen städtischen Protektionismus stark: Die Krämerzünfte verlangten ebenfalls Handelsmonopole und Stapelrechte. Ihr Streben ging nicht in erster Linie auf Selbstgenügsamkeit innerhalb der Mauern, sondern auf den Austausch von Waren auf einem

<sup>191</sup> Bürgin, *Die sozio-ökonomische Bedeutung* (überarbeitete Fassung: Bürgin, *Zur Soziogenese*, S. 151–178).

<sup>192</sup> Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, Bd. 1, S. 181.

<sup>193</sup> Sombart, a.O., S. 192 u. 195.

<sup>194</sup> Zur historischen Ambivalenz der Zunft und ihrer dynamischen Rolle in der Geschichte vgl. Bürgin, *Die sozio-ökonomische Bedeutung*, S. 23f. Anm. 40.

nicht völlig freien, d.h. einem nicht für alle unterschiedslos zugänglichen Markt. Die Stadt war bestrebt, die Zufahrtsstrassen zu ihrem Markt freizuhalten und die Handelsströme in ihre Mauern zu lenken, der Versorgung und der Besteuerung wegen<sup>195</sup>. In dieser Stadt, auf diesem Markt, machten aber die stadtsässigen und zünftischen Bürger Vorrechte gegenüber Fremden geltend.

Der städtische Markt ist auch Ausdruck der politischen und kulturellen Selbstverwaltung von Arbeitenden, eben den bürgerlichen Handwerkern und Kaufleuten. «Selbstverwaltung bedeutet, dass der Ertrag der Arbeit dem Arbeitenden selbst und ganz zukommt; sie entwickelt ein Interesse, sich die Arbeit durch technische Neuerungen zu erleichtern und das Arbeitsergebnis zu erhöhen; und sie führt auch dazu – trotz einer vorwiegend noch traditionellen Haltung –, das materielle Dasein durch Absatzsteigerungen mittels Marktbeziehungen zu verbessern.»<sup>196</sup> Die bürgerlich-gewerbliche Binnenstadt ist deshalb, wie Sombart ausführt, ökonomisch orientiert<sup>197</sup>. Die Stadtbürger waren am friedlichen Erwerb durch Handel und Gewerbe interessiert, der spätmittelalterliche nordalpine Stadtbürger war in erster Linie *homo oeconomicus*. Die in der Stadt eingebundenen, der Zunft verpflichteten Stadtbürger besaßen Rechte, Freiheiten und Privilegien, standen aber auch unter Zwängen, Pflichten und Lasten. Die Stadt bot dafür Aussicht auf eine erhöhte Lebensfreiheit und barg die Chance des wirtschaftlichen Erfolgs und damit des sozialen Aufstiegs, den alle wahrnehmen konnten, die zuzogen, das Bürgerecht erwarben und zünftig wurden.

Soziologisch bedeutete die zunehmende politische Dominanz und der wirtschaftliche Erfolg der arbeitenden bürgerlichen Schicht gegenüber der herrenstädtischen Ordnung kirchlicher oder weltlicher Prägung auch eine kulturelle Öffnung, Aufgeschlossenheit für Neuerungen, ohne die Traditionen über Bord zu werfen. Wir werden bei den informationstechnologischen Standortfaktoren auf diese Konstellation zurückkommen. Bei aller traditionellen Denkweise und konservativen Haltung der zünftig organisierten Arbeitenden färbten die neu errungenen Freiheiten eben doch auf die städtische Kultur ab: vermehrte Nutzung kapitalistischer Gewinnchancen, gesteigerte Toleranz für Innovationen im eigenen Gewerbe wie in

<sup>195</sup> Bürgin, a.O., S. 4.

<sup>196</sup> Bürgin, a.O., S. 6.

<sup>197</sup> Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, Bd. 1, S. 591.

neuen Technologien, bessere Akzeptanz für Flüchtlinge und Zuwanderer, verminderte Schranken zwischen Gebildeten und Handwerkern. Ein solches Klima herrschte in vielen gewerblichen Binnenstädten Mittel- und Süddeutschlands. Es ist für die Entwicklung des frühen Buchdrucks von grosser Bedeutung.

Durch den Aufstieg der Zünfte haben sich die «bürgerlichen» (im ökonomischen Sinne) Schichten die Teilnahme an der politischen Herrschaft gesichert. In der gewerblichen Binnenstadt Mittel- und Süddeutschlands hat das Zunftwesen seine besondere Ausprägung gefunden. Die aufgeführten Wesensmerkmale der nordalpinen Stadt, verbunden mit ihren städtischen Freiheiten und wirtschaftlichen Chancen und ergänzt durch ihre aufgeschlosseneren geistig-kulturelle Haltung haben dem beginnenden Buchdruck ein besseres Umfeld als anderswo geboten. Wir wollen es am Beispiel einer süddeutschen Stadt am Oberrhein, nämlich Basel, belegen.

Wir haben im Kapitel über das Absatzpotential<sup>198</sup> festgehalten, dass für Basel die Weberschen Kriterien einer Stadt zutreffen. Basel war freie Reichsstadt, Bischofssitz, mit eigener Gerichtsbarkeit und Fiskalität sowie eigenem Zoll- und Münzrecht ausgestattet, mit Mauern befestigt und mit einem Markt für die städtische Versorgung und den Transithandel versehen. In dieser Stadt gab um 1470 politisch und ökonomisch das Bürgertum den Ton an. Obwohl einer der wenigen Adligen des Rates, Hans von Bärenfels, von 1452 bis 1494 Bürgermeister war, hatte der Adel seine frühere Vormachtstellung politisch verloren. Auch unter den Achtburgern gab es noch einige Ritter und Junker, ehemalige Grossgrundbesitzer, deren Vermögen nach den Steuerlisten des Jahres 1470 beachtlich war<sup>199</sup>, aber die politisch mächtige und ökonomisch potente Schicht der Wohlhabenden wurde durch die aufgestiegenen Geschlechter aus Handel und Gewerbe dominiert: Die Murer, Fröwler, Sevogel, Schilling, Offenburg, Waltenheim, Zibol hatten in der Hohen Stube Einsitz genommen<sup>200</sup>. Zu den Achtburgern bildeten die Zünfte das Gegengewicht. «Die Gesamtheit der Zünfte imponiert als die Repräsentanz der Stadt. Sie ist die weite Einheit, in der Alles zusammenfliesst und zu städtischer Art sich formt, was jahrüber vom

<sup>198</sup> Vgl. oben S. 37f.

<sup>199</sup> Vgl. oben S. 48f.

<sup>200</sup> Zur politischen Entwicklung Basels im 15. Jahrhundert, vgl. Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,1, S. 221–405.

Land hereinströmt und städtisch werden will; und die ebenso unaufhörlich, freilich in kleineren Mengen und nur vereinzelt, wieder ihr Bestes abgibt an den oberen Stand.»<sup>201</sup> Den in der Hohen Stube vereinigten Handelsleuten und Grossgrundbesitzern steht in den Zünften die organisierte Arbeit gegenüber. Die Zünfte zeigen Gemeinschaftsgefühl, sichern ihre und der Stadt Existenz, kurz sie verkörpern recht eigentlich die Stadt. Die Vormachtstellung der Zünfte ist für uns Grund, einen kurzen Abriss der Entwicklung und der Bedeutung des Zunftwesens im spätmittelalterlichen Basel<sup>202</sup> einzuschieben. Wir werden speziell den wirtschaftlichen Aspekten der Zünftigkeit, insbesondere den ökonomischen Auswirkungen der Verpflichtungen und Privilegien Beachtung schenken.

Anlass zur Gründung der Zünfte waren drei Formen und Zwecke des gesellschaftlichen Zusammenschlusses: die handwerkliche Kooperation zur Durchsetzung berufseigener Interessen, die gesellige Vereinigung in den Zunftstuben und die Bildung religiöser Bruderschaften. Letztere, die sogenannte Seelzunft, diente der Erfüllung rein kirchlicher Dienste und Pflichten sowie zur Erlangung kirchlicher Gnaden, trat aber durch das Gewerbliche und Organisatorische im Zunftbegriff politisch und ökonomisch in den Hintergrund. Hingegen setzten sich die Berufszünfte bereits im 13. Jahrhundert durch und wurden vom Bischof als Stadt- und Marktherrn förmlich anerkannt. Der Stiftungsbrief der Kürschner von 1226 ist der älteste erhaltene Zunftbrief der Schweiz, der jüngste dieser Briefe für die Fischer und Schiffer schliesst 1354 die Entstehungsgeschichte der Basler Zünfte ab. In den folgenden hundert Jahren gewannen die Zünfte politisch gegen den Bischof, den Adel und die alte Achtburgerschaft immer mehr Gewicht. Bereits 1337 hatten sie den Eintritt in den Rat mit je einem Rats Herrn erreicht, 1382 kamen die 15 Zunftmeister samt dem patrizischen Oberstzunftmeister dazu. Bis zu den Jahren um 1470, dem uns interessierenden Zeitraum, hatte sich die zünftische Bürgerschaft von ihrem ursprünglichen Stadtherrn faktisch gelöst, auch wenn immer wieder Streit um die Hoheitsrechte aufflackerte und erst 1521 durch Verweigerung des

<sup>201</sup> Wackernagel, a.O., S. 388.

<sup>202</sup> Für den historisch umfassend interessierten Leser sei auf die allgemeine Übersicht von Rudolf Wackernagel in seiner *Geschichte der Stadt Basel*, Bd. 2,1, S. 387–473 verwiesen sowie auf die Monographien von Paul Koelner zu den Basler Zünften zu Schifflerleuten, Spinnwettern, Kürschnern, Metzgern, Rebleuten, Safran, Schlüssel und Himmel (alle erschienen in Basel zwischen 1935 und 1954).

Treueids die weltliche Herrschaft des Bischofs tatsächlich beendet wurde. Aber nicht mit Gewalt hatte die Bürgerschaft ihren Herrn verdrängt, sondern mit finanzieller Kraft, indem geschickt die permanente Finanznot des Hochstifts und des Bischofs ausgenutzt wurde, um alle Hoheitsrechte in die Hand der Stadt und des von den Zünften beherrschten Rats zu bringen.

Das Zunftwesen beruhte auf dem bereits erwähnten Gemeinschaftsgefühl, einerseits als genossenschaftliche wirtschaftliche Interessengemeinschaft, andererseits aber weitergehend als Hilfs- und Schicksalsgemeinschaft. Das einzelne Individuum fand in der Zunft die Solidarität der Berufsgenossen für sich und seine Familie in guten und schlechten Zeiten: Die Zunft sorgte für ihre Zünfter, sie bot ihnen durch Unterstützung im Krankheits- und Todesfall soziale Sicherheit. Andererseits verkörperte die obligatorische Mitgliedschaft in der Zunft die Anerkennung des fähigen Berufsmannes und bot die Plattform für den gesellschaftlichen und politischen Aufstieg. Nur wer einer Zunft angehörte, konnte im Gemeinwesen tätig werden und Ratsfähigkeit erlangen.

Zur Durchsetzung der gewerblichen Interessen wurden die Zunftordnung und der Zunftzwang geschaffen. Die Zunftordnungen reglementierten die Handwerksbetriebe in allen Einzelheiten: Vom Einkauf der Rohstoffe über den Produktionsprozess bis zum Verkauf der fertigen Ware galten feste Regeln. Der Zunftzwang erlaubte keine Berufsausübung ausserhalb der Zunft: Wer nicht in der Zunft ist, soll vom Recht des Arbeitens und vom Markt in Kauf und Verkauf ausgeschlossen sein, heisst es bereits im Zunftbrief der Kürschner<sup>203</sup>. Das protektionistische Zunftregime zielte auf die Fernhaltung der ausserstädtischen Konkurrenz und sicherte das Produktions- und Verkaufsmonopol. Immerhin wurde das rigide System dadurch gemildert, dass Mehrzünftigkeit erlaubt war – eine Möglichkeit, die besonders den wirtschaftlichen Interessen der Kaufleute diente.

Der Zunftzwang bewirkte Konzentration und Ausschliesslichkeit. Innerhalb eines Gewerbes bedeutete dies eine scharfe Abgrenzung gegenüber andern Handwerkszweigen: Kein Schneider durfte Seidenstickwerk an Festgewändern anbringen, während die Anfertigung von «Schnidwerk», z.B. Messgewändern oder Chorkappen, nur ihm erlaubt und den Seiden-

<sup>203</sup> «Qui in eorum societate noluerint ... a foro emendi et vendendi penitus excludantur» (Stiftungsbrief der Kürschnerzunft vom 22. Sept. 1226).

stickern verboten war. So weit ging der Schutz jedes Gewerbes, dass den Scherern verboten war, ihre Messer selbst zu schleifen<sup>204</sup>.

Die Zunftordnung bestimmte den Ort der Arbeit und des Verkaufs sowie die Anzahl der Produktionsmittel (Normierung von Arbeitszeit und Arbeitslohn, Festlegung der Anzahl Gesellen samt Abwerbeverbot, Lehrlingsausbildung usw.). Störarbeit war verpönt; die Waffenschmiede durften ihre Erzeugnisse nicht auf dem Markt, sondern nur in ihren Läden feilbieten; kein Weber durfte mehr als drei Stühle zur Arbeit einsetzen<sup>205</sup>. Der Zunftzwang war auch Schutz gegen aussen: Die Arbeit eines Fremden wurde in der Stadt nicht geduldet, und auch in der Bannmeile versuchte man den Werkstattbetrieb Fremder zu hindern. Einen Siebmacher, der wöchentlich nach Basel kam und sein Handwerk hier ausüben wollte, wies der Rat fort mit der Begründung, dass er ein Fremder sei und «wir für unsere Bürger zu sorgen haben»<sup>206</sup>.

Die Zunftordnung legte weiter Orte und Monopole des Einkaufs und Verkaufs fest. Dem Handwerker als Produzent war ein Monopol in der Beschaffung seiner Rohstoffe zur Verarbeitung eingeräumt, jedoch war ihm der Wiederverkauf untersagt. Die Einkaufsmöglichkeiten hatten grundsätzlich für alle Meister eines Gewerbes gleich zu sein. Das ging so weit, dass «die Wollenweber und Färber befugt waren, jedem, der in der Stadt oder in der Bannmeile Wolle auf Mehrschatz und nicht zum Verarbeiten bestellte oder ankaupte, in den Kauf zu fallen und die Ware an sich zu nehmen»<sup>207</sup>.

Das Recht auf Absatz bewirkte, dass der Kleinhandel den Einheimischen reserviert blieb. Das galt für die handwerklichen Erzeugnisse und für Waren und Mengen des täglichen Bedarfs, die auf dem Markt beim Rathaus anzubieten waren. Der Engroshandel hingegen war vom lokalen Monopol ausgenommen. Dafür mussten die Engroshändler allen Handwerkern ein Vorkaufsrecht an den im Kaufhaus lagernden Waren einräumen. Der Einheimische hatte somit das Recht des ersten Kaufes an fremden Produkten. Als Engroshändler waren auch Fremde zugelassen. Der Ort

<sup>204</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,1, S. 415.

<sup>205</sup> Wackernagel, a.O., S. 421.

<sup>206</sup> Wackernagel, a.O., S. 475.

<sup>207</sup> Wackernagel, a.O., S. 419.

des Verkaufs war auch ihnen vorgeschrieben, den Salzhändlern das Salzhaus, den fremden Engroshändlern das Kaufhaus an der Freien Strasse.

Die rigide Ordnung galt also sowohl für die Arbeit selbst als auch für das verarbeitete Produkt; sie schuf für alle gleiche Bedingungen in der Werkstatt wie auf dem Markt. Der einheimische Handwerker besass ein Monopol des Einkaufs für seine Rohstoffe und ein Monopol des Verkaufs auf dem lokalen Markt für seine Produkte. Hingegen hinderte ihn nichts, für den durch Vermittler oder Handelsgesellschaften getätigten Fernabsatz zu produzieren. Der Fremde durfte weder in der Stadt noch in der Bannmeile arbeiten; nur beim Handel war sein Recht freier: Als Käufer wurde er natürlich zugelassen, vorbehalten blieb allerdings das Erstkaufrecht des Einheimischen, und im Kleinhandel hatte er freien Marktzugang nur für Lebensmittel. Erlaubt war Auswärtigen der Grosshandel, der ja an sich frei war und jedem Bürger ohne Rücksicht auf seine Zünftigkeit zustand<sup>208</sup>. Kein Fremder war gezwungen, in Basel Station zu machen und sein Transitgut dort zu lagern; wenn er aber in Basel lagern und verkaufen wollte, konnte er es nur im Kaufhaus tun. Der Wettbewerb mit dem Einheimischen wurde zusätzlich erschwert durch den Umstand, dass der Fremde zollpflichtig war, während der Ansässige Zollfreiheit genoss. Das Kaufhaus war im übrigen nicht nur Lagerort für Transit- und Importgut, sondern auch Zwischenlager für die Basler Exportware. Sie wurde wegen allfälliger Zollansprüche zuerst revidiert und erst dann verladen; «sie konnte nur mit dem Wortzeichen des Kaufhauses die Stadttore passieren»<sup>209</sup>.

Bereits in den 1460er Jahren hatten die Handelsherren sich gegen die zünftischen Beschränkungen aufzulehnen begonnen. Handelsfreiheit stand auf der einen Seite, Garantie des Auskommens jedes einzelnen Bürgers auf der andern. Um diese Güter wurde gestritten, der wirtschaftliche Kampf kreuzte sich mit politischen und sozialen Bewegungen<sup>210</sup>. Vor allem die Handelsgesellschaften drängten auf Öffnung, ihnen wurde umgekehrt Monopolismus und Preistreiberei vorgeworfen. Die Sache des Handels wurde durch die Handelszünfte verfochten, vor allem durch die alten Widersacher der handwerklichen Stadtwirtschaft, die Krämer. Der Grosshandel stand wie gesagt jedermann frei, aber den reinen Grosshändler gab es

<sup>208</sup> Wackernagel, a.O., S. 476.

<sup>209</sup> Wackernagel, a.O., S. 480.

<sup>210</sup> Wackernagel, a.O., S. 527.

kaum, die meisten waren Engroshändler und Detaillisten zugleich. Damit war ein Konflikt gegeben, der sich bis 1491 zuspitzte und erst mit dem Sieg des Handwerks im Jahre 1495 endete.

Soviel zu den relativ starren, von den Zünften durchgesetzten, von Zunft und Rat bestimmten Bedingungen für Produktion und Handel in der Stadt Basel um 1470. Uns interessiert nun, wie die zugewanderten Drucker mit diesem Umfeld zurecht kamen. Mussten solche gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Standortfaktoren nicht eher abstossen als zum Verweilen einladen?

An dieser Stelle müssen wir eine aussergewöhnliche, für die Entwicklung des Buchdrucks eminent wichtige Tatsache festhalten: In Basel, wie auch in andern süddeutschen Städten, bestand für die typographischen Handwerker kein Zunftzwang. Buchdruck galt ebenso wie die Papiermacherei als ein akademisches Gewerbe, ab ca. 1480 bürgerte sich dafür die Bezeichnung als «freie Kunst» ein. «Als sich die ersten Buchdrucker in Basel niederliessen, fanden sie ein in jahrhundertalter Entwicklung gebildetes und abgeschlossenes wirtschaftliches System vor. Für eine nur den Buchdruckern angepasste Form war in diesem System kein Platz mehr, und zu einfacher Einfügung in eine der vorhandenen Formen, etwa in die Zunft der Krämer, erschien das Gewerbe als zu eigenartig, zu geistig.»<sup>211</sup> Neu war der Buchdruck auch als manufakturrell tätiges Gewerbe, das nicht in traditioneller Einzelanfertigung produzierte, sondern in Serien quasi Massenprodukte herstellte. Er stand, analog dem Papiergewerbe, ausserhalb der gegebenen zünftischen Wirtschaftsordnung und blieb deshalb ein freies Gewerbe und in Anlehnung an die *artes liberales* der Universität freie Kunst<sup>212</sup>. Aber nicht nur die Neuartigkeit des Handwerks war ein Grund für die Befreiung vom Zunftzwang, sondern vermutlich auch die Tatsache, dass die Drucker niemand sonst mit Konkurrenz bedrohten.

Der Buchdruck als Ganzes war in Basel nicht zünftisch organisiert, den einzelnen Meistern stand es aber frei, einer bestehenden Zunft beizutreten. Die Exemption des Gewerbes vom Zunftzwang bot handfeste wirtschaftliche und gesellschaftliche Vorteile, auf die wir noch eingehen werden. Wir können deshalb Severin Corsten nur bedingt zustimmen, wenn er sagt: «Im Kosmos der städtischen Gilden und Zünfte war für die Buchdrucker kein

<sup>211</sup> Wackernagel, a.O., S. 605.

<sup>212</sup> Wackernagel, a.O.

Platz, sie waren in dieser Hinsicht heimatlos. So mussten sie sich nach Korporationen umsehen, die bereit waren, sie aufzunehmen, und die zu ihnen passten» (in Strassburg war das die Malerzunft, in Köln die Goldschmiedegaffel)<sup>213</sup>. Eher geben wir Traugott Geering Recht, der festhält: «Wir haben mehrfach betont, dass gerade in der kapitalistischen Ungebundenheit der freien Künste ihre höchste wirtschaftliche Bedeutung besteht»<sup>214</sup>, wobei wir unter dem für das Spätmittelalter unpassenden Terminus «kapitalistisch» die zünftische Ungebundenheit verstehen. Aber die Buchdrucker strebten die persönliche Zunftzugehörigkeit nicht generell an. Die beiden Erstdrucker Ruppel und Richel sind nie in eine Zunft eingetreten, obwohl beide das Stadtbürgerrecht erwarben, Richel schon 1474, Ruppel erst 1477. Nur der «geschäftstüchtige» Michael Wenssler war sogar mehrfach zünftig, 1474 zu Safran, 1476 zu Schlüssel und 1478 zu Hausgenossen, nachdem er bereits am 8. Juni 1473 das Bürgerrecht gekauft hatte.

Zuerst scheint die Regelung der Zunftfreiheit stillschweigend gegolten zu haben; 1487 öffnete der Rat offiziell und mit Stolz seinen freien Künsten ausdrücklich fünf verschiedene Zünfte, ohne sie streng der einen oder andern zuzuweisen<sup>215</sup>. Der Sachverhalt der Zunftbefreiung für die *artes liberales* wird später auch durch ein Gerichtsprotokoll des Jahres 1491 bestätigt. Aus den Zeugenverhören in Sachen Lebhart gegen Wolfgang Krüss, einen fahrenden Sortimentler, der in Basel seine Bücher jeweils in einem offenen Kaufladen feilbot, geht hervor, dass die Herren zu Safran verlangt hatten, Wolfgang Krüss solle ihre Zunft kaufen. Derselbe habe eingewandt, er sei ein wandernder Mann, die Stadt ziehe Nutzen von seinem Gewerbe, und andere Städte gestatteten ihm auch den freien Betrieb seines Gewerbes. Der Streit wird durch einen Vergleich beigelegt, nach dem Krüss seinen Laden wie bisher betreiben und dem Rat den Pfundzoll «wie ein frömbder» entrichten, der Zunft aber 5 Gulden bezahlen solle, ohne zünftig zu werden. Von besonderem Interesse ist eine andere, durchgestrichene Fassung der Zeugenaussage, nach welcher Wolfgang Krüss als weiteren Weigerungsgrund angegeben habe, er betreibe eine freie Kunst. Der fahrende Buchhändler wird also gegen Entgelt von der Zunftpflicht befreit und muss Zollgebühren zahlen, ein Buchdrucker als Vertreter der freien Künste

<sup>213</sup> Corsten, «Der frühe Buchdruck», S. 142.

<sup>214</sup> Geering, *Handel und Industrie*, S. 335.

<sup>215</sup> Geering, a.O., S. 334.

dagegen hätte Zunft- und eventuell Zollfreiheit in Anspruch nehmen können<sup>216</sup>. 1507 bestätigte dann der Rat, dass das Buchdruckergewerbe frei und es dem einzelnen Drucker überlassen sein solle, sich nach Gutdünken eine Zunft zu wählen. Der zwischen Handwerkern und Kaufleuten in Basel tobende Kampf um die zünftische Wirtschaftsordnung war an den Buchdruckern vorbeigegangen.

Das Buchdruckergewerbe war also vom Zunftzwang ausgenommen, und viele Drucker blieben tatsächlich zunftlos. Möglicherweise scheuten die bestehenden Zünfte anfänglich auch das noch unbekanntes Risiko und drängten deswegen nicht, die Drucker in ihre Solidaritätsgemeinschaft aufzunehmen. Später war dann die Hilfe der Zunft bei den Erstdruckern nicht mehr so gefragt, weil sie sich durch ihr Vermögen materiell gesichert fühlten. Vermutlich war auch das Interesse an einer politischen Tätigkeit in der Generation der Zuzüger noch klein. Die bedeutenderen der späteren Drucker nutzten jedoch die Zunftzugehörigkeit als individuelle gesellschaftliche und politische Plattform für die Einbettung in die Bürgerschaft und für den sozialen Aufstieg. Johann Amerbach, Jakob Wolff, Michael Furter, Johann Petri und Johann Froben waren wie Michael Wenssler zu Safran (Krämer) zünftig; Wenssler auch zu Schlüssel (Kaufleute) ebenso wie Peter Köllicker und Nicolaus Kessler. Letzterer wird 1496 sogar Zunftmeister und in dieser Eigenschaft Mitglied des Rates.

Die Zunftfreiheit des Buchgewerbes und die damit verbundenen Gewinnaussichten waren sicher mit ein Grund, weshalb die Basler Kaufleute, wie wir gesehen haben, in den 1480er und 1490er Jahre massiv in die Produktion und den Vertrieb von Büchern investierten. Ein vom Zunftrecht freies Gewerbe bot eben ganz konkrete Vorteile: Der Druckermeister konnte seine Punzen und Matrizen selbst anfertigen, ohne sich mit den Goldschmiedemeistern anzulegen, und er durfte seine Schriften selbst entwerfen, ohne mit der Malerzunft in Konflikt zu geraten. Auch konnten andere Zünfte oder Zunftmitglieder wie etwa die Briefmaler nicht auf Einschränkung der Konkurrenz klagen. Zunftfreiheit bedeutete aber auch mehr Flexibilität im Betrieb: Es gab keine Vorschriften über Arbeitszeit und Arbeitslohn, die Anzahl der Gesellen war nicht beschränkt. Der Streik der Druckergesellen im Jahre 1471<sup>217</sup> weist auf diese Reglementierungs-

<sup>216</sup> Stehlin, «Regesten», 842.

<sup>217</sup> Vgl. Stehlin, «Regesten», 4. Der Streit ging um arbeitsrechtliche Belange.

lücke hin; das Stadtgericht und nicht die Zunftobrigkeit hatten im Streit zu entscheiden.

Auch beim Zoll galten für die Buchdrucker grosse Erleichterungen. Der selbständige Export von gedruckten Büchern aus eigenem Verlag, wie er zu Beginn des Buchdrucks die Regel war, blieb zollfrei; für die Ausfuhr von Lohndrucken im Auftrag auswärtiger Verleger war ein ermässiger Pfundzoll zu entrichten. Ein Vierteljahrhundert später, am 25. Okt. 1505, bewilligte der Rat sogar den drei Gesellschaftern Amerbach, Petri und Froben die völlige Zollfreiheit auf das für Anton Koberger in Nürnberg produzierte grosse Bibelwerk und zudem die Freiheit vom Kaufhauszwang für das importierte Papier<sup>218</sup>. Als Folge der Konzession an eine Druckersozietät wurde dann 1506 allen Basler Druckern die Ermässigung des Ausfuhrzolls bewilligt.

Für die Erstdrucker am interessantesten wirkte sich wohl die Exemption vom Zunftzwang in der Freiheit des Absatzes aus: Es bestand keine Notwendigkeit, auf dem Markt anzubieten, sondern die Möglichkeit in eigenen Läden, der Offizin angegliedert oder separat, zu verkaufen; ebenfalls kein Zwang, alle Exporte über das Kaufhaus abzuwickeln. «Gerade darin liegt der Wert der Ungebundenheit des Betriebes, dass sie das Produzieren für den Weltmarkt und die wirksame Konkurrenz im Ausland ermöglichen.»<sup>219</sup> Auch wenn der eigentliche Exportboom, «das Produzieren für den Weltmarkt», erst um 1480 einsetzt und erst dann der Beweis der Grenzenlosigkeit des Absatzgebietes erbracht und damit der profitorientierte Investor angelockt wird, so hat das Fehlen von Marktbehinderungen und Ausfuhrerschwernissen den Absatz im näheren und weiteren Umland wie in den traditionellen Exportgebieten Basels erleichtert und stimuliert. Da die Preise anderer, zünftisch organisierter Zulieferer wie z.B. der Stempelschneider oder Goldschmiede reglementiert waren, konnte das Buchdruckergewerbe auch ohne den Zunftstatus auf eine feste Kalkulationsbasis abstellen.

Ausser für Papier und Schürnitz hatte sich der Basler Fernhandel bisher nicht auf die lokale Produktion abstützen können, denn das durch Stadt und Zunft eingeeengte Handwerk vermochte keine Exportprodukte herzustellen. Die Ungebundenheit des Buchdrucks aber initiierte bereits in den

<sup>218</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 3, S. 135.

<sup>219</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 607.

1470er Jahre eine bescheidene Ausfuhr, die sich in den nächsten Jahrzehnten zu einem veritablen Export entwickelte, welcher Basels Ruhm und Namen in ganz Europa verbreitete.

Das Ringen mit dem Bischof um politische Freiheiten, die Bestrebungen der Kaufleute zur Lockerung des starren Zunftregimes, die Äufnung von Vermögen und das Streben nach Bildung, unterstützt von den *artes liberales* im Handwerk und von der Universität, haben auch zaghafte Ansätze zu geistig-kultureller Öffnung bewirkt. Handwerker und Kaufleute wurden gebildeter, Gelehrte volksverbundener. «Hier in diesen nordalpinen Städten, speziell in den deutschen, war die traditionelle Schranke zwischen den Trägern der literarischen und geistlichen Bildung und den Besitzern handwerklich-technischer Fähigkeiten so niedrig geworden, dass ein für die Entfaltung von Produktionstechnik und Wissenschaft günstiger und wegweisender Nährboden sich auftat.»<sup>220</sup> Viele Frühdrucker waren selbst Akademiker, hatten an der Universität studiert oder Lateinschulen besucht, so auch in Basel, wo der Drucker Michael Wenssler sich 1462 an der Universität immatrikulierte. Wann er das Studium beendete und wo er einen akademischen Grad erlangte, ist allerdings nicht überliefert. Als «Multitalente» gefordert, wiesen auch die übrigen nicht-akademischen Drucker-Handwerker einen höheren Bildungshorizont auf.

In den Anfängen gab es für den Basler Buchdruck auch keine Zensur. Zwar hatte schon während des ganzen Mittelalters die katholische Kirche die Überwachung von Wort und Schrift gegen ketzerische Meinungen und Irrlehren als selbstverständliche Aufgabe für sich in Anspruch genommen. Sogar das Lesen und Verbreiten der Bibel *in vulgari* war zeitweise verboten. Da der Buchdruck aber von führenden Männern des Klerus begrüsst, ja sogar gefördert wurde, übte die Kirche hier Toleranz. Das Verlagsprogramm der Erstdrucker war ja durchweg konservativ. Man beschränkte sich auf Bücher, die längst handschriftlich verbreitet und damit approbiert waren. Auch in Basel waren die Erstdrucker keine geistigen Revolutionäre, sondern ihr scholastisches und frühhumanistisches Verlagsprogramm bewegte sich in der Tradition. Immer natürlich auch, wie wir gesehen haben, mit Blick auf die Absatzchancen. Ruppel hat, mit Ausnahme des ebenfalls hergebrachten *Corpus iuris civilis*, nur lateinische Theologie herausgebracht; einzig Richel hat mit dem *Sachsenspiegel* und der *Melusine* schon früh deutsch

<sup>220</sup> Bürgin, *Die sozio-ökonomische Bedeutung*, S. 38.

gedruckt, aber auch er keineswegs in umstürzlerischer Absicht. Der Geist war in den süddeutschen Städten, auch in Basel, freier als zum Beispiel in Spanien, wo eine straffe Zentralgewalt unter den katholischen Königen und Kardinälen Worte und Schriften zensurierte. Das ist sicher mit ein Grund dafür gewesen, dass der Buchdruck in Spanien relativ spät Fuss fasste und dass dort, speziell nach der Zensur-Bulle von Papst Innozenz VIII.<sup>221</sup>, die gedruckten Bücher häufig Approbationsvermerke enthielten.

In Basel gab es um 1470 weder eine kirchliche noch eine weltliche Zensur. Die Gesetzgebung des Basler Rats lehnte sich eng an das Reichsrecht und die Praxis der Reichsstände an. Die erste Erwähnung einer nichtkirchlichen Präventivzensur datiert aus Köln 1475; der Basler Rat hat erstmals im August 1500 in die Publikationsfreiheit eingegriffen, indem er den Buchdruckern verbot, etwas «zu Schmach und Spott zwischen Switz und Osterich» zu drucken<sup>222</sup>.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass Basel als Stadt einen Standortvorteil bot, und zwar nicht nur wegen ihres quantitativen Absatzpotentials, sondern auch, und vielleicht noch bedeutungsvoller, als typische zünftisch organisierte, gewerbliche Binnenstadt am Oberrhein. Autonom, weder von einer allmächtigen Zentralgewalt abhängig noch unter einer strengen kirchlichen Fuchtel stehend, bürgerlich dominiert, zünftisch für die städtische Versorgungsautonomie organisiert, in klaren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen verankert, einen ökonomischen Zweckverband mit Aufstiegs- und Gewinnchancen verkörpernd, Ansätze kultureller und geistiger Öffnung zeigend, hat die Stadt Basel dem handwerklichen Buchgewerbe in den Anfangszeiten und in der Expansionsphase ein sehr interessantes sozio-politisches Umfeld geboten. Die Ansiedlung des neuartigen Handwerks wurde erleichtert durch die Nichtunterstellung des neuen Gewerbes unter den Zunftzwang, was den einzelnen Buchdruckern grosse Freiheiten in der Gestaltung ihres Betriebes und in der Ausschöpfung des Marktpotentials einräumte, ihnen aber als Individuen die Zunft als politische und gesellschaftliche Aufstiegsmöglichkeit offen hielt. Die

<sup>221</sup> 1487 erinnerte Papst Innozenz VIII. in einer Bulle an die gesamte Christenheit nachdrücklich an das Recht der Kirche, alle neu erscheinenden Bücher vor deren Erscheinen zu prüfen, und machte den geistlichen Behörden die strenge Ausübung dieses Rechts zur Pflicht.

<sup>222</sup> Lüber, «Die Basler Zensurpolitik», S. 87.

zünftische Ungebundenheit war für die am Standort Basel interessierten und niederlassungswilligen Drucker und später auch für die kapitalkräftigen lokalen Investoren ein interessanter wirtschaftlicher Anreiz.

Ein derart gut aufgenommenes und privilegiertes Gewerbe musste sich in dieser Stadt wohlfühlen. Nicht umsonst singt Michael Wenssler das Loblied im eingangs zitierten Vorwort zu den Briefen des Gasparinus<sup>223</sup>. Wenn die Drucker die Stadt, in der ihre Bücher zur Welt gekommen sind, als die «inlyta», die «egregia», die «celebris urbs Basilea»<sup>224</sup> priesen, so war dies nicht nur Äusserung des auch von ihnen geteilten städtischen Stolzes, sondern zugleich Antwort auf die gute Behandlung in der Stadtwirtschaft. Mit derartigen Titulaturen dankte das Gewerbe für seine Freiheit<sup>225</sup>.

#### 4.2.2. Basel als Bischofsstadt

Der Buchdruck wurde nicht nur als kunstvolle Verbesserung der traditionellen handschriftlichen Kopierverfahren gesehen, sondern von weitblickenden Männern auch als Gestaltungsmöglichkeit neuer Kommunikationsbeziehungen und Informationsflüsse. Die katholische Kirche feierte den Buchdruck als göttliches Geschenk, durch göttliche Eingebung aufgefunden<sup>226</sup>. Das Lob der Druckkunst ist zugleich das Lob des Schöpfers, wie es in vielen Kolophonen der Frühdrucke zum Ausdruck kommt. Schon im Mainzer *Catholicon* von 1460 wird dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geist für die Gnade gedankt, die er den Menschen erwiesen hat, indem er ihnen den Buchdruck schenkte<sup>227</sup>. Die Kirche sah im Buchdruck im wesentlichen drei Vorteile: die schnelle Herstellung von für alle Benutzer gleichen, textgetreuen, sorgfältig redigierten und von kirchlichen Autoritäten approbierten Schriften für den täglichen Gebrauch des Klerus (Liturgia); die Verbreitung heiliger und nützlicher Literatur zum Selbststudium der Gläubigen (Bibeln, Erbauungsbücher); und schliesslich die effiziente Kontaktmöglichkeit mit den Gläubigen durch kommunikative Gelegenheitsdrucke (Bullen, Ablassbriefe, Türkenkalender). Dabei hat sich die

<sup>223</sup> Vgl. oben S. 13.

<sup>224</sup> Die viel genannte, hervorragende, berühmte Stadt Basel.

<sup>225</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 606.

<sup>226</sup> Aus dem Mainzer Zensuredikt vom Jahre 1485, zitiert bei Giesecke, *Der Buchdruck*, S. 729 Anm. 170.

<sup>227</sup> Giesecke, a.O., S. 159.

Kirche immer vorbehalten, über Informationsträger und Informationszeitpunkt frei zu entscheiden; auch verstand es sich von selbst, dass sich der Informationsgehalt mit ihren traditionellen Ansichten zu decken hatte.

Die Kirche resp. einzelne ihrer Exponenten traten also schon früh als Förderer des typographischen Handwerks auf. Als Beispiele möge die Unterstützung der ersten deutschen Drucker in Italien (Subiaco, später Rom), der Meister Konrad Sweynheim und Arnold Pannartz, durch den päpstlichen Bibliothekar und Bischof von Alesia, Johannes Andreae de Bussis, dienen; oder die Gönnerschaft des Kardinals Johannes de Turrecremata für Ulrich Han in Rom, der als Erstdruck dessen *Meditationes* herausgab; ferner die Förderung des Bamberger Erstdruckers Albrecht Pfister durch den Fürstbischof Georg von Schaumberg, in dessen Diensten Pfister als persönlicher Sekretär und Lehensschreiber tätig war; aber auch in Augsburg erfreute sich Günther Zainer der besonderen Gunst seines Bischofs, des Kardinals Peter von Schaumburg; und schliesslich dürften auch die Strassburger Erstdrucker Johann Mentelin und Heinrich Eggstein vom Wohlwollen ihres Bischofs profitiert haben, der eine in seiner Stellung als bischöflicher Notar, der andere als bischöflicher Siegelbewahrer<sup>228</sup>.

Über die Rolle der kirchlichen Stellen, insbesondere des Bischofs und der bischöflichen Verwaltung, als Auftraggeber haben wir uns schon früher geäußert. Gönnerschaft war häufig eine hehre Geste, dazu brauchten die Drucker aber auch konkrete Unterstützung in Form von Aufträgen, denn nur ganz selten konnte einer von ihnen als besoldeter Verwaltungsangestellter auf direkte Geldbezüge zählen. Wir haben die drei Kommunikationsziele, welche die Förderung des Buchdrucks durch den Klerus begründeten, einleitend skizziert. Nur wenige Drucker hatten Gönner, die gleichzeitig Autoren waren und ihre eigenen Werke publizieren liessen. Als Aufträge kamen in erster Linie Liturgica (Messbücher, Breviere usw.) und Amtsdrucksachen (Verkündigung eines Ablasses, Nachdruck päpstlicher Bullen usw.) in Frage. Die für die Drucker interessanteren Aufträge, die liturgischen Bücher, welche der Geistlichkeit einer Diözese einen einheitlichen Text und gleiche Anweisungen vorgaben, waren einmalige Aufträge der Bischöfe, deren Anteilnahme häufig wieder erlahmte, wenn die benötigten Ausgaben vorlagen. Die Amtsdrucksachen wiederum waren zwar willkommene Gelegenheiten zur Auslastung der Pressen, aber umfangmäs-

<sup>228</sup> Vgl. dazu Corsten, «Der frühe Buchdruck», S. 126.

sig selten gross genug, um ein Auskommen zu bieten. Der Drucker konnte sich deshalb nicht allein auf seinen kirchlichen Gönner abstützen, er musste sich auch selber nach andern Auftraggebern umsehen. In der Frühzeit des Buchdrucks hat zwar die Kirche resp. haben deren weitsichtige Repräsentanten, speziell in Deutschland und Italien, die Buchdruckerkunst gefördert, doch «für ihre dauernde Blüte hatten allem Anschein nach andere Institutionen einzuspringen»<sup>229</sup>.

Hat die Bischofsstadt Basel oder ihr Oberhirte auch für solche Anstösse im Buchdruckergewerbe gesorgt? Bevor wir auf das Wirken des Basler Bischofs in der uns interessierenden Zeit der letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts näher eingehen, wollen wir kurz die Geschichte der Basler Bischöfe und ihrer politisch-weltlichen Stellung rekapitulieren.

Ursprünglich war der Bischof Stadtherr. Vom König mit Rechten in staatlichen und kommunalen Angelegenheiten ausgestattet, gebot er kraft der ihm verliehenen Banngewalt und seiner Regalien als Herr über Basel. Ihm hatte die Rechts- und Gerichtsgewalt unterstanden, er hatte Zölle und Steuern erhoben, die Stadt durch von ihm ernannte Institutionen und Organe verwaltet, er hatte die Marktgewalt inne, Mass und Gewicht gesetzt und Münzen geschlagen<sup>230</sup>. Dann hat ihm die Stadt in einem langen, im grossen und ganzen friedlichen Prozess praktisch sämtliche politischen Rechte und zudem viele Dörfer und Herrschaften entrungen; und zwar als Pfänder gegen Geld. Rudolf Wackernagel fasst in einer aufschlussreichen Übersicht den Zustand der Pfandschaften um die Mitte des 15. Jahrhunderts zusammen: 1373 erhält der Rat das Zoll- und Münzrecht, 1385 die Schultheisengerichtsbarkeit, 1400 die Herrschaftsrechte im Sisgau, 1425 die Siegeleinkünfte und 1439 noch das Dorf Füllinsdorf, alles in allem gegen Darlehen von 62'823 Gulden<sup>231</sup>. Die Finanzlage des Bischofs war so prekär, dass er kaum hoffen konnte, die Pfänder je zurückzukaufen, und so war faktisch die städtische Macht an den Rat übergegangen. Mit viel Geld, über das die Basler in entscheidenden Momenten verfügten, haben sie ihren Bischof «aus seinen Rechten und Besitzungen herausmanövriert, und ihn mit Hilfe von mancherlei Transaktionen kalt und unbarmherzig expro-

<sup>229</sup> Corsten, a.O., S. 129.

<sup>230</sup> Bruckner, «Das bischöfliche Basel», S. 44.

<sup>231</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2, 1, S. 198f.

priert und depossediert»<sup>232</sup>. Auch wenn ab 1466 der Streit um Rechte und Besitzungen zwischen dem Bischof und der Stadt neu aufflammte, und auch wenn die Handfeste, der jährliche Treueeid, pro forma noch geleistet wurde, blieb Basel nur äusserlich Bischofsstadt; tatsächlich war die Stadt autonom geworden und hatte alle Rechte in ihren Besitz gebracht.

Auch territoriale Umschichtungen in der Diözese haben die Stellung des Bischofs geschwächt. Graf Rudolf von Habsburg hatte als deutscher König 1274 dem Bischof von Basel und dem Domstift die Städte Breisach, Neuenburg am Rhein und Rheinfelden entrissen. Sie wurden zu massgebenden Stützpunkten der habsburgischen, später österreichischen Machtstellung am Oberrhein, unmittelbar vor den Toren Basels. Nach dem Verlust der drei festen Plätze am Rhein, Eckpfeiler einer angestrebten bischöflichen Herrschaft, war die Dominanz im nördlichen Vorgelände Basels nicht mehr zu verwirklichen. Damit wurde auch eine Umorientierung der bischöflichen Territorialpolitik ausgelöst. Sie richtete sich fortan gegen Süden, nach dem Jura, wo die Bischöfe hartnäckig und umsichtig ihre Landesherrschaft ausbauten. Die Residenz wurde nach Delsberg und Pruntrut verlegt. Gerade in den Jahren des beginnenden Buchdrucks zeigte sich der Bischof oft monatelang nicht mehr in Basel, obwohl er dort als unbestrittenes kirchliches Oberhaupt viele Aufgaben zu erledigen gehabt hätte. «Der alte Stadtherr war zum Nachbarn geworden.»<sup>233</sup>

Das Domkapitel dagegen, das Hochstift, blieb in Basel. Es wählte den Bischof, ihm stand die Regierung der Diözese bei einer Sedisvakanz bis zur Neuwahl zu. Das Kapitel nutzte sein Recht und stärkte in Wahlkapitulationen die eigne Macht, indem es den Bischof *in spe* unter Eid zu Zugeständnissen verpflichtete. Nicht nur wurde genau festgehalten, in welchen Fällen er den Rat des Domkapitels (*consilium*) einzuholen hatte, sondern auch fixiert, in welchen Fällen eine Zustimmung (*consensus*) notwendig war. Der *consensus* galt insbesondere für Geldaufnahmen und Veräusserungen oder Verpfändungen von Kirchengütern durch den Bischof. Zusätzlich sicherte das Kapitel in den Wahlkapitulationen auch Partikularinteressen der Domherren, so zum Beispiel 1458 durch die ausdrückliche Duldung von Mehrfachfründen, also des zusätzlichen Besitzes auswärtiger Benefizien.

<sup>232</sup> Bruckner, a.O., S. 47.

<sup>233</sup> Wackernagel, a.O., S. 202.

Das Domkapitel versuchte nicht nur gegenüber dem Bischof seine Rechte zu wahren und zu erweitern resp. seinen eigenen Weg zu gehen, sondern auch seine Privilegien gegenüber der Stadt zu behaupten. Das Kollegium umfasste grundsätzlich 24 Pfründen, seit 1442 waren davon fünf als Doktoralpfründen ausgeschieden. Letztere wurden nach dem Statut von 1470 von Graduierten resp. Gelehrten nicht-baslerischer Herkunft besetzt; für die Zulassung war der Nachweis ehelicher Geburt und das akademische Diplom Voraussetzung. Die übrigen maximal zwanzig Pfründen standen nur Adligen offen. Als Antwort auf die Öffnung des Rates für Vertreter der Zünfte hatte nämlich das Domkapitel beschlossen, keinen bürgerlichen Basler in seine Reihen aufzunehmen. Diese Regelung wurde 1453 bestätigt und 1470 noch verschärft. Jeder Bewerber für ein Kanonikat oder eine Pfründe musste vier adlige Vorfahren nachweisen<sup>234</sup>. Der Rat empfand diesen Beschluss als Affront; er war Ausdruck des Konfliktes zwischen dem niedergehenden Blutadel des Stiftes und dem aufstrebenden Geldadel der Bürgerschaft.

Als der Bischof seine weltliche Macht als Stadtherr verlor, gingen auch die Domherren ihrer diesbezüglichen Rechte verlustig. Ihr Einfluss beschränkte sich fortan auf die Regierungstätigkeit des Bischofs in der Diözese. In der Stadt verblieben dem Kapitel neben gottesdienstlichen Funktionen am Münster noch Kompetenzen in der kirchlichen Rechtssprechung: Der Archidiakon war Sendlrichter des Sprengels Basel und zuständig für die Jurisdiktion über Ehebrecher, Wucherer, Feiertagsschänder usw. Dass das Domkapitel aber reichen Besitz hatte und auch einzelne Domherren sehr vermögend waren, verlieh dem Hochstift eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Potenz.

Bischof und Domkapitel lagen also um 1470 in zeitweise mehr, zeitweise minder ausgeprägter Fehde mit der Stadt Basel. Konnten und wollten sie unter diesen Umständen wirklich ein neues Gewerbe fördern, das dem Selbständigkeitsdrang des Ratsregiments weiteren Auftrieb verleihen konnte? Hat der Basler Klerus den Buchdruck wenigstens für seine Kommunikationsziele benutzt und ist als Auftraggeber für Missalien oder Ablassbriefe in Erscheinung getreten?

Die während der Einführungszeit des Buchdrucks massgebende kirchliche Persönlichkeit war Johann von Venningen, Bischof von 1458 bis

<sup>234</sup> Vgl. dazu Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 645–656.

1478. Er war ein pfälzischer Adliger aus dem Dorf Niedenstein in der Diözese Worms, promovierte 1430 an der Universität Heidelberg zum Baccalaureus, wurde Domdekan zu Speyer und 1439 mit einer Domherrenpfürnde am Basler Münster ausgestattet, und zwar ohne Präsenzzwang, denn in den folgenden Jahren weilte er meist in Speyer. Als ihn das Kapitel am 17. Mai 1458 einstimmig wählte, amtierte er als Dekan. Es scheint, dass er sich erst kurz vorher dauernd in Basel niedergelassen hat, da noch 1455 Johann zu Rhein als Kapiteldekan genannt wird.

Johann von Venningen gilt als Bischof, der seinen kirchlichen und weltlichen Pflichten besser nachkam als viele seiner Vorgänger. Er versuchte, die zerrütteten Finanzen seiner Diözese wieder in Ordnung zu bringen, und verpfändete keine bischöflichen Rechte mehr an die Stadt; er war aber grosszügig und liebte die Prachtentfaltung. «Er hatte im Ausgeben eine grosse, im Einnehmen eine glückliche Hand», rühmt der Chronist<sup>235</sup>. Der Kampf mit der Stadt Basel um Hoheit und Rechte prägte seine Regierungszeit ebenso wie die Wiedergewinnung der verpfändeten Herrschaft Pruntrut. Er bemühte sich, kirchliche Zucht und religiöses Leben zu heben, zum Beispiel durch die Reformierung des Leonhardsstiftes und den Versuch der Reformation bei den Klosterfrauen zu Klingenthal; er setzte sich für die Renovation der vernachlässigten kirchlichen Bauten wie des Münsters ein. Schliesslich erwirkte er auch grosse Indulgenzen von Papst Pius II. und war an der Gründung der Universität beteiligt. So ging Bischof Johann von Venningen als starke Persönlichkeit und erfolgreicher Regent in die Geschichte ein, als Oberhirte der Diözese stand er noch ganz auf dem Boden der alten, traditionalistischen Kirche. Kirchliche Neuerungen bekämpfte er ebenso energisch wie Glaubenszweifel. Wie offen und offenerzig war seine Haltung gegenüber den Künsten und speziell den *artes liberales*?

Seiner Stellung als Bischof und seiner Neigung zur Prachtentfaltung entsprechend trat Johann von Venningen als Förderer der Künste auf. Seine laufenden Einkünfte versetzten ihn dazu in die Lage – obwohl sich trotz seiner Sanierungsbemühungen und der Erschliessung neuer Einkünfte das Gesamtdefizit seiner 20jährigen Regierungszeit auf 16'444 Gulden belief –, vielleicht half auch seine Privatschatulle aus. In seinem detaillierten Haus-

<sup>235</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,1, S. 205.

haltungsbuch, das uns als Originalmanuskript erhalten geblieben ist<sup>236</sup>, sind minutiös und lückenlos die Einnahmen und Ausgaben während seiner langen Herrschaft von 1458–1478 eingetragen. Bei den Basler Goldschmieden z.B. war Bischof Johann ein guter Kunde, speziell für kirchliche Kunst- und Kultgegenstände, aber auch für Becher und Ringe zum Verschenken<sup>237</sup>. Er vergab auch Aufträge an Kunstmaler und Glaskünstler zur prunkvollen Ausstattung von Residenzen und Kirchen mit Wandgemälden, Altarbildern sowie Glasfenstern und -scheiben<sup>238</sup>. Für Reparaturen und Verschönerungen an Kunstgegenständen oder Kultgeräten sind ebenfalls zahlreiche Ausgaben verzeichnet, wenige sogar für Arbeiten an Büchern. So hat er im März 1463 eingetragen «Item 1 gulden für Hansen den Kilchherr zu Hesingen von dem pontifical zu illuminieren»<sup>239</sup>, im Oktober 1463 erhielt der Spengler 1 Gulden 12 Blappart und 10 Schilling für Beschläge an zwei Missalien, und 1469 trug er mit eigener Hand «Item 1 gulden und 6 s. für eyynn laden zu dem urbarbuch mit leder überzogen» ein<sup>240</sup>.

Aber in den ganzen zwanzig Jahren habe ich nur einen Hinweis auf einen *Bücherkauf* gefunden, und zwar für ein Messbuch zum kirchlichen Gebrauch. Im Februar 1462 notiert er: «Item III Gulden Herrn Thomas Haczenbohel für dass messbüchlein dass er von speyer bracht hait.»<sup>241</sup> Sonst belegt kein einziger Eintrag den Kauf eines gedruckten Buches oder eine Zahlung oder Zuwendung an einen Buchdrucker. Johann von Venningen wird dennoch als gelehrter Herr geschildert, «flissig mit lesen und studieren» beschäftigt<sup>242</sup>, und «er liebte und las Bücher»<sup>243</sup>. Die Förderung der Gelehrsamkeit bewog ihn auch, aus Anlass der Unversitätsgründung die Kapitelsbibliothek des Münsters aufzustocken: Im Obergeschoss des Zwischenbaus zwischen den beiden Kreuzgängen liess der Bischof einen grossen Saal auf seine Kosten herrichten, und sein Freund Heinrich von Bein-

<sup>236</sup> Archives de l'ancien évêché de Bâle, Porrentruy, Comptes de la Cour (Hofrechnungen No. 4), publiziert und kommentiert von Stöcklin, *Johann VI. von Venningen*, S. 150–249 Beilage I.

<sup>237</sup> Stöcklin, a.O., S. 175.

<sup>238</sup> Stöcklin, a.O., S. 184.

<sup>239</sup> Stöcklin, a.O., S. 182.

<sup>240</sup> Stöcklin, a.O., S. 185.

<sup>241</sup> Stöcklin, a.O., S. 177.

<sup>242</sup> Nach Stöcklin, a.O., S. 16.

<sup>243</sup> Nach Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,1, S. 205.

heim bereicherte die Sammlung mit einer grosszügigen Bücherschenkung. Aber im Haushaltsbuch dieses gelehrten Herrn sind keine Bücherkäufe, auch nicht zum privaten Gebrauch, verzeichnet, obwohl er genau und minutiös Buch führte und auch kleinere Summen, die vergessen blieben oder falsch eingetragen waren, ein Jahr später noch nachtragen oder berichtigen konnte<sup>244</sup>. So wurde z.B. regelmässig die Ausgabe von 1 Blappart für Briefpapier festgehalten, selbst Ausgaben von Schillingen sind fein säuberlich notiert. Ein Buchkauf für einige Gulden wäre also sicher festgehalten worden. Josef Stöcklin nennt in seinem Verzeichnis der im Haushaltsbuch des Bischofs vorkommenden Personen keinen einzigen Namen, der als Drucker oder Buchverkäufer identifiziert werden könnte, und auch in den Basler Inkunabeln der Bibliothèque Cantonale Jurassienne, Fonds ancien, in welche die Bestände der fürstbischöflichen Bibliothek übergegangen sind, findet sich kein einziger Besitzer- oder Kaufvermerk von Bischof Johann von Venningen<sup>245</sup>.

Selbstverständlich ist der Bischof resp. die bischöfliche Verwaltung als Auftraggeber für Gelegenheitsdrucke aufgetreten. So hat 1475 Martin Flach den Erlass Johanns gegen die Unsittlichkeit im Bistum<sup>246</sup> gedruckt, 1479/80 Bernhard Richel mehrere Bullen von Papst Sixtus IV. betreffend die Reformation des Klosters Klingenthal<sup>247</sup> und die Exkommunikation der störrischen Nonnen<sup>248</sup>. Das waren aber Amtsdrucksachen und keine Förderprojekte.

Der einzige Fingerzeig auf eine Fördertätigkeit von Bischof Johann fällt in die Zeit kurz vor seinem Tode Ende 1478 und ist im Vorwort des *Breviarium Basiliense*<sup>249</sup> zu finden, das auf seine Veranlassung und diejenige seines Generalvikars Burkhard von Hanfstengel von Michael Wenssler nach dem 14. Mai 1478 gedruckt worden ist. In diesem ersten Basler Liturgicum heisst es vor dem Kalendarium auf Blatt 1b:

«Ad laudem et gloriam domini nostri Jesus Christi et eius gloriosissime matris virginis Marie, cuius quidem gratiose insignis cathedralis gaudet ecclesia Basiliensis patrocinio. Sub reverendissimo in Christo patre et domi-

<sup>244</sup> Stöcklin, a.O., S. 18.

<sup>245</sup> Jurot, *Catalogue des incunables*.

<sup>246</sup> Einblattdrucke E 773, KN 356.

<sup>247</sup> Einblattdrucke E 1358 u. 1359, KN 301/02.

<sup>248</sup> Einblattdrucke E 1360 u. 1361, KN 305/06.

<sup>249</sup> GW 5274, vH 5,26.

no, domino Johanne de Veningen eiusdem ecclesie presuli dignissimo ... necnon venerabili viro domino Burckhardo Hanffstengel eius in spiritualibus vicario ad hoc eum sedulo instigante, hic presens liber Orationum horarum canonicarum impressus atque secundum modum et consuetudinem chori dicte Basiliensis ecclesie accuratissime collectus. .... Considerans enim dictus dominus Episcopus ...»

Uns scheint die Formulierung der Vorrede bezeichnend für die – sicher finanzielle – Zurückhaltung des Bischofs zu sein, denn es heisst nicht wie üblicherweise in Liturgica der Inkunabelzeit «emendatus» oder «collectus est per ...» mit Namensnennung des Herausgebers, auch nicht «per mandatum» entsprechend einem klaren Auftrag, und schon gar nicht «sumptu» oder «impensis», d.h. auf Kosten, sondern es ist von «beflissenem Ansporn» die Rede, was mit «auf Veranlassung» ausgedeutet wird. Wir interpretieren den Wortlaut dahingehend, dass Bischof Johann von Venningen die Herausgabe dieses Basler Breviers veranlasst hat, weil ihm die Verbreitung eines einheitlichen Textes in der Diözese dienlich war, dass er sich aber jeglichen finanziellen Engagements enthielt. Möglicherweise hat er mit einer Empfehlung an seine Kleriker das Absatzpotential gefördert, das unternehmerische Risiko lag aber unzweifelhaft beim Drucker. Urkundlich sind keine Leistungen des Bischofs nachzuweisen, sei es, dass er nicht wollte, sei es, dass er seiner wenig rosigen Finanzlage wegen einfach nicht konnte. Auch Burkhard Hanfstengel kommt wohl als Sponsor nicht in Frage, denn seine Namensnennung erfolgte kraft seiner offiziellen Funktion als Generalvikar, also als allgemeiner Stellvertreter des Bischofs in geistlichen Sachen (*in spiritualibus*), der die Verantwortung für die kirchliche Akzeptanz des Breviertextes zu tragen hatte. Zu Beginn des Buchdrucks in Basel ist also keine bischöfliche Unterstützung auszumachen, aber auch noch 1478 ist die Förderung durch Bischof Johann von Venningen eher verbal denn finanziell.

Johanns Nachfolger im Amt, der herrische und kämpferische Kaspar zu Rhein, Bischof von 1479 bis 1502, machte im Kampf für Zucht und Ordnung vom Buchdruck stärker Gebrauch als sein Vorgänger. Er zeichnete selbst als Autor und damit als Auftraggeber von Weisungsschriften wie der *Forma Cartarum*, gedruckt 27. Mai 1488 von Michael Wenssler<sup>250</sup>, und der *Form der Copyen* und deren Auszug *Wie man messen haben mag in inter-*

<sup>250</sup> vH 5,60.

*dicto*, gedruckt vom «Drucker der *Form der Copyen*» um 1488<sup>251</sup>. Aber schon früher, gleich zu Beginn des Episkopats Kaspars zu Rhein, nämlich am 22. Jan. 1480, hat Bernhard Richel ein *Missale Basiliense* für Kaspar zu Rhein gedruckt<sup>252</sup> mit folgender Einführung:

«... Nobili Gaspari de Rheno in egregia urbe Basilea ... episcopatum gerente missales libros bene correctos ab eis exemplaribus maioris ecclesie eiusdem urbis ex quibus patres sacri concilii Basiliensis missas celebraverunt ... non atramentali penna cannavit, sed arte quadam ingeniosa imprimendi ... Bernhardus Richel feliciter consumavit.»

Das heisst: Als Vorlage haben die handschriftlichen Missalien des Domstiftes gedient; das neue Werk hat Bernhard Richel aber nicht mit der Feder, sondern durch die geniale Kunst des Druckens hergestellt. Wie weit sich der Bischof auch finanziell engagiert hatte, ist nicht mehr eruierbar.

Aber die Herausgabe von Basler Liturgica nimmt in den 1480er Jahren auch ohne Auftrag und Unterstützung des Bischofs und des Domkapitels rapid zu, wie nachstehende Aufstellung zeigt:

<i>Datum</i>	<i>Werk</i>	<i>Drucker</i>	<i>vH-Nummer</i>
n 14.5.1478	Breviarium Basiliense (auf Veranlassung von Johann von Venningen)	Wenssler	5,26
22.1.1480	Missale Basiliense (für Kaspar zu Rhein)	Richel	9,13
2.6.1480	Directorium Basiliense	Wenssler	5,36
um 1480/81	Missale abbreviatum Basiliense	Richel	IX,06
um 1480/81	Missale Basiliense	Richel	IX,07
nn 1481	Missale Basiliense	Wenssler	V,06
um 1483	Missale Basiliense	Meister u. Köllicker	XIII,01
um 1483/84	Missale Basiliense	Meister u. Köllicker	13,03
29.3.1485	Missale Basiliense	Kessler	XVIII,01
nn 1486?	Missale Basiliense	Wenssler	5,55
um 1488/90?			
18.3.1488	Missale Basiliense	Wenssler	5,59
um 1488	Antiphonarium Basiliense	Wenssler	5,61
um 1488	Antiphonarium Basiliense	Wenssler	5,62
um 1490	Breviarium Basiliense	Wenssler	5,66
um 1498	Breviarium Basiliense	Wolff	23,15
1499	Diurnale Basiliense	Bergmann	XXVIII,06

<sup>251</sup> Der möglicherweise mit Michael Wenssler identisch war; vgl. vH 21,1 und 21,2.

<sup>252</sup> HC 11266, vH 9,13.

Nos Nicolaus dei et Apostolice sedis gratia Episcopus Tripolitanus In  
 civitate Basiliensi residens. Commissarius a venerando in christo patre. dño Johanne de Cardona  
 Bauiuno maiorenensi & venerabili in christo patris & dñi. dñi magistri Conuētus et tom<sup>o</sup> Rhodi zc.  
 locum tenēte. rno et cōmissarijs ad infra scripta a sanctissimo in christo patre et dño nro. dño Sixto  
 diuina puidētia papa quarto. & vigore s'rañi sanctitatis sue. pro expeditione contra perfidos turcos  
 christiani nominis hostes. in refectionem infule Rhodi & fidei catholice facta & faciēda concessarij. ad  
 infra scripta. per vnicersum orbem deputato. subdeputatus. *Delicta Johanni*

*Linder* *aplic*  
 Salutē in dño sempiternā. Prouenit et tue deuotionis affectu quo Romanā ecclesiā reuerens. Ac te  
 huic sancte & pncessarie expeditioni grati reddis & liberalē. vt petitiones tuas pferim q̄ consuetē pa-  
 cem & anime tue salutē respiciat. ad exauditionis grā admittam<sup>o</sup>. Pncēst. q̄ nos tuas deuotionis suppli-  
 cationibus inclinari. tibi vt aliquē idoneū & discretū pibiterū secularē. vel cuiusuis ordinis regularē  
 in tua polia eligere pferore. Qui pfectione tua diligētē audita. p cōmissiōē p te quibusuis criminibus  
 excessibus & delictis. q̄ntumcuq̄ granib<sup>o</sup> & enomb<sup>o</sup>. etiā si talia fuerint. p̄ que sedes aplica sit quouis  
 modo merito cōuicta. Iniectionis manū i ep̄m. vel supiorē. ac libertatis ecclesiasticę offēse. seu con-  
 spirationis in psonā aut statū Romani pōntificis. vel cuiusuis offēse inobediētię. aut rebellionis sedis  
 eiusdē. ac pibitēndij. casib<sup>o</sup> dūtaxat exceptis. In reuērans semel tm̄. in alijs vero nō reuērans. tonēs  
 quonēsc fuerit oportuni. debita absolutiōe impendere. & penitentiā salutarē inuigere. ac omnij peccatorū  
 tuorū. & quib<sup>o</sup> corde cōtrū. et ore p̄fessio fuerit. semel i vita. & semel i mortis articulo plenariā remissio-  
 nem. & indulgētiā auctoritate aplica tibi pcedere possit. dicta auctoritate. qua p ipsius sedis iras suffi-  
 cienti facultate muniti fungimur. in hac pte indulgētiā. In quo & fidē. has iras iras sigilli negocij. di-  
 ctarū indulgētiarū. tom̄i fratris ordinis sancti Johānis Hierosolymitani Basiliens. deputati. Jussim<sup>o</sup>  
 & fecim<sup>o</sup> imp̄ssio. *1480*. Dat. Basileę sub anno a natiuitate dñi non. & Idus. Martij. Kalēlumo  
 quadringentesimo duodecimo. die vicesimali. sexta. mensis Octobris.

**Forma absolutiōis indulgētiarū datarū semel i vita & semel i mortis arti-  
 culo Infulę Rhodi. p defensionē ortu. dore fidei a dño Sixto papa quarto**

Dñs noster Iesus christ<sup>o</sup> te absoluit. & ego auctoritate eiusdē & aplica. absoluo te a vinculis excom-  
 nicationis. Et a synonie labe. ac cēsuris. si quas inde incurristi. Et dispēso tecū sup̄ regularitatibus  
 inde cōtractis. atq̄. mdo a te omnē inambulatus & infamie maculā inde lectā. ac alij cēsuris ecclesia-  
 sticis si ligaris. ab omnibus quocq̄ peccatis. criminibus & delictis. abs. iux. apostolica indulgentiorē.  
 Et restituo te gremio sanctę matris ecclesię. & sacramentorū. cuius participatiōis. plenariā tibi omniam  
 peccatorū tuorū remissionem indulgēdo. In nomine patris & filij & spiritus sancti. Amen.



*Einblatt Drucke XV 6. 4.*

Abb. 11. Ablassbrief zugunsten der Johanniter von Rhodus, 26. Oktober 1480,  
 gedruckt von Johann Amerbach. Das Exemplar ist für Johannes Linder in Basel ausgestellt  
 und von Nikolaus, Titularbischof von Tripolis, besiegelt.

Das Geschäft mit liturgischen Werken blühte in Basel in den letzten beiden Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts. Wenssler hat schon früh auch für andere Diözesen gedruckt, als erstes ein *Breviarium Constantiense* im Auftrag des Konstanzer Bischofs Otto IV. von Sonnenberg und später noch weitere Directorien und Rituale für Konstanz<sup>253</sup>. Er wurde zum eigentlichen Spezialisten für Liturgica und hat für Bistümer in ganz Europa produziert, insgesamt für über ein Dutzend Diözesen<sup>254</sup>, aber selten mit festem Auftrag. Gegen Ende seiner geschäftlichen Laufbahn versuchte er sich häufig mit einem derartigen Unternehmen zu sanieren, dann sicher immer auf eigenes Risiko.

Der Auftrag des Bischofs von Konstanz veranlasst uns zum Hinweis, dass die Stadt Basel an der Schnittstelle von zwei Diözesen lag, ein Faktum, das den Druckern wie Wenssler möglicherweise zusätzliches Absatzpotential eröffnete. Kleinbasel unterstand nämlich der kirchlichen Hoheit des Bischofs von Konstanz, dessen Herrschaftsgebiet rechtsrheinisch den südlichen Teil des heutigen Landes Baden bis über Breisach hinaus, linksrheinisch den Kanton Aargau bis Rheinfelden und weite Teile des Kantons Zürich umfasste. Die unmittelbare Nachbarschaft, die Spezialisierung der Basler Drucker auf Liturgica, vielleicht aber auch der Umstand, dass sich in Konstanz noch keine Offizin installiert hatte, bewirkte manchen Auftrag des Konstanzer Bischofs. Bischof Otto von Sonnenberg hat auch seine eigenen Schriften, *Von der Verachtung der Welt* in deutsch und lateinisch<sup>255</sup>, in Basel bei Amerbach erscheinen lassen. Dass Basel gleichzeitig auch zwischen zwei Erzbistümern lag (Basel gehörte nach Besançon, Konstanz nach Mainz), hat die Entwicklung des Buchdrucks in dieser Stadt nicht berührt. Der Metropolit von Besançon kümmerte sich sowieso kaum um die baslerischen Angelegenheiten.

Der Beitrag des Domkapitels zur Entwicklung des Basler Buchdrucks beschränkte sich auf die offizielle Rolle als Approbations- und Promotionsinstanz gottesdienstlicher Bücher für die Diözese. Die Ausstattung des Sprengels mit einheitlichen liturgischen Büchern lag in seinem Interesse; das gedruckte Buch war für die Pfarrherren ausserdem erschwinglicher als ein kostspieliges handgeschriebenes Exemplar. Der Generalvikar als Stell-

<sup>253</sup> vH 5,35; V,5; V,7; 5,45; V,8; V,9; V,28; V,38.

<sup>254</sup> Vgl. vH S. 329 im Register nach Druckern.

<sup>255</sup> vH 16,37 u. 37a.

vertreter des Bischofs in geistlichen Angelegenheiten hatte, wie wir bereits beim ersten *Breviarium Basiliense* gesehen haben, für die Publikation seinen Segen zu geben. Aber auch wenn die Herstellung von Basler Liturgica dem Domkapitel durchaus ein wichtiges Anliegen war, so gibt es doch keine Anzeichen für sein finanzielles Engagement. Die aktive Förderung überliess man gerne den einzelnen Domherren und Kaplänen. Aber auch von solch individueller Unterstützung haben wir aus der Frühzeit um 1470 kein urkundliches Zeugnis. Von der Bibliothek des Domkaplans Hans Kappler, der 1475 sechzig Bücher hinterliess, und von der Privatbibliothek des Domherrn Arnold zum Lufft mit rund 120 Bänden war schon die Rede, ebenso von der Schenkung Heinrichs von Beinheim anno 1460 an die Stiftsbibliothek. Arnold zum Lufft war auch Kunde bei den hiesigen Druckern; die beiden andern Bücherliebhaber sammelten vor den Anfängen der schwarzen Kunst in Basel.

Der grosse Mäzen des Basler Buchdrucks in den 1490er Jahren war der Priester und Kaplan des Domstifts, Johann Bergmann von Olpe<sup>256</sup>. Johann Bergmann ist ab 1482 als Kaplan am Basler Münster erwähnt, 1483 erwarb er zusätzlich die Pfründe in Sewen, einem Wallfahrtsort in den Vogesen, als Pfarr-Rektor ohne Präsenzzwang, und 1487 wurde er auch noch Archidiacon im Dekanat von Moutiers-Grandval, ebenfalls ohne Präsenz. Johann Bergmann dürfte schon von Haus aus begütert gewesen sein<sup>257</sup>, dazu kamen die Einkünfte aus seinen oben erwähnten Pfründen. Diese Mittel erlaubten ihm, neben seinem geistlichen Hauptberuf als «Promotor» Drucke seines Freundes Sebastian Brant zu verlegen. Bergmann war weder Drucker im handwerklichen Sinn noch Betreiber einer Offizin, sondern liess in eigenem Auftrag und auf eigene Kosten vor allem bei Michael Furter drucken<sup>258</sup>. So finanzierte er Sebastian Brants *Narrenschiff*, den *Ritter vom Turm* des Geoffroy de la Tour-Landry, die *Varia Carmina* als Sammlung von Brants Aufsätzen und Gedichten sowie weitere von Brant übersetzte oder bearbeitete Texte. Er liess 1499 auch ein *Diurnale Basiliense* bei Jakob Wolff erscheinen.

<sup>256</sup> Zu ihm vgl. Wilhelmi, «Johann Bergmann von Olpe in Basel».

<sup>257</sup> Wilhelmi, a.O., S. 79.

<sup>258</sup> Vgl. meine Vorbemerkung zu Johann Bergmann in: Van der Haegen, *Basler Wiegendrucke*, S. 246.

Johann Bergmann von Olpe war ein humanistisch gebildeter Mann geistlichen Standes, kein Drucker gewöhnlicher Art, kein handwerklicher Kapitalist um des Gewinnes willen, sondern ein Freund der Wissenschaft, der Gelehrten und der Bücher. «Diesem Mann hat das Urteil unserer Zeit den Ehrentitel eines Mäcenen nicht unverdient gegönnt, nur wird man sich keine zu grossartigen Vorstellungen von seinen verfügbaren Mitteln machen dürfen, es war gewiss ein bürgerlich beschränktes rechnendes Mäcenatentum, deswegen umso verdienstvoller.»<sup>259</sup> Johann Bergmann, der sich durch den Druck des *Narrenschiffs* bleibenden Ruhm gesichert hat, war neben dem herausragenden Johann Amerbach wohl eine der treibenden Kräfte für den Aufschwung, den der Basler Buchdruck in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts genommen hat.

Wenn wir zum Schluss dieses Kapitels die Bedeutung von Bischof und Kapitel als Standortfaktor für den Basler Buchdruck werten wollen, müssen wir zwischen der eigentlichen Frühzeit bis um 1480 und dem Aufschwung der folgenden beiden Jahrzehnte unterscheiden. Bischof Johann von Venningen war kein Förderer des Buchdrucks der ersten Stunde. Wohl hat er mit der Zeit den kommunikationstechnologischen Vorteil des neuen Mediums erkannt und ihn zuerst für die Verbreitung von Ermahnungen zur Sittlichkeit und von päpstlichen Bullen eingesetzt. Aber das waren doch nur sehr gelegentliche Amtdrucksachen, Einblattdrucke, die kein genügendes Auftragsvolumen auslösten. Selbst bei dem 1478 von Bischof Johann veranlassten *Breviarium Basiliense* ist keine finanzielle Beteiligung durch ihn oder das Domkapitel nachzuweisen. Der Vorteil der bischöflichen Unterstützung für den risikotragenden Drucker lag in der offiziellen Genehmigung eines einheitlichen Textes für die ganze Diözese und damit im absatzfördernden Hinweis, mit diesem Text spreche die Stimme des Bischofs: «*Considerans enim dictus dominus Episcopus ...*».

Auch das Domkapitel und die bischöfliche Verwaltung traten nicht als Besteller von Druckwerken auf, abgesehen von den wenigen Gelegenheitsdrucken, von denen aber eine Offizin nicht leben konnte. Domherren und Kapläne sind in den 1470er Jahren nur vereinzelt als private Bücherkäufer auszumachen. Das änderte sich ab ca. 1480. Schon Kaspar zu Rhein, der Nachfolger im Episkopat, hat unter seinem Namen publiziert und ein Missale für die Diözese in Auftrag gegeben. Aber speziell be-

<sup>259</sup> Koegler, *Johann Bergmann*, S. 1.

fruchtend für den Basler Buchdruck wirkte sich in den 1490er Jahren das Mäzenatentum eines einzelnen Klerikers aus, nämlich des Kaplans Johann Bergmann von Olpe. Der Initiative dieses durch den in Basel aufkommen- den Humanismus geprägten Geistlichen verdankte der Buchdruck im letzten Jahrzehnt sehr wertvolle Impulse. Der Bischof und sein Klerus waren sonst ein eher bescheidener Standortfaktor für die Frühdrucker.

#### *4.2.3. Basel als Universitätsstadt*

Universitäten wurden in Europa normalerweise von kirchlichen und weltlichen Obrigkeiten (Prälaten, Fürsten, Stadtregierungen) oder aber von Mäzenen (Vermögende, kirchliche Gönner) gegründet. Die Motive für die Gründung einer Universität waren vordergründig die Förderung der wissenschaftlichen Lehre und Forschung, die Vermittlung einer akademischen Bildung, allgemein gesprochen die Befriedigung geistiger Interessen, aber häufig auch die Pflege und Verbreitung des religiösen Dogmas und des rechten Glaubens. Hintergründig spielten handfeste materielle Interessen mit: der Beitrag der Studierenden zum lokalen Sozialprodukt, die Schaffung eines Reservoirs für den eigenen akademischen Nachwuchs sowie die Hebung und Verbreitung des Prestiges und des Ruhms der Stadt. Universitätsgründungen waren deshalb im 15. Jahrhundert auch Massnahmen zur Ankurbelung der städtischen Wirtschaft.

Universitäten hatten ihre Bedeutung für den beginnenden Buchdruck, jedoch war das Vorhandensein einer Universität keineswegs Voraussetzung für das Entstehen einer Offizin. Von den ersten 15 Druckorten sind nur vier Universitätsstädte, nämlich Köln, Rom, Basel und Paris, während bedeutende Zentren wie Mainz, Bamberg, Strassburg, Augsburg, Nürnberg und vor allem Venedig keine Hohe Schule aufwiesen. Severin Corsten<sup>260</sup> verneint deshalb einen kausalen Zusammenhang zwischen der Existenz einer Universität und der frühen Gründung einer Druckerwerkstatt: «Zieht man in Betracht, dass von den Hochschulstandorten die Städte Köln, Basel und Paris ohne Zweifel auch bedeutende und blühende Zentren von Wirtschaft und Handel waren, dann drängt sich der Schluss auf, dass in den cisalpinen Ländern die Drucker keineswegs in erster Linie von den Universitäten angelockt bzw. ausdrücklich gerufen wurden, wenn sie sich an ei-

<sup>260</sup> Corsten, «Universität und früher Buchdruck», S. 166.

nem der genannten Orte niederliessen.» Ohne Zweifel boten aber Universitäten den am gleichen Ort tätigen Druckern interessante Potentiale, die früher oder später genutzt wurden, falls sie wirklich vorhanden waren. Wir wollen drei solche Vorteile kurz streifen.

Erstens ist die Universität ein Reservoir für Hilfskräfte resp. Mitarbeiter im Druckereibetrieb, insbesondere für Setzer und Korrektoren. Wir haben bereits gesehen, dass bei den Setzern neben den anlernbaren Fachkenntnissen vor allem die Beherrschung der lateinischen Sprache wichtig war. «Angesichts der besonderen Ansprüche, die an den Setzer zu stellen waren, verwundert es nicht, dass unter ihnen viele studierte Leute, Baccalarei und Magistri artium, waren.»<sup>261</sup> Die Durchsicht des Bogenabzuges erfolgte aber nicht allein durch den Setzer. «Es muss vielmehr jemand gewesen sein, der auch noch Eingriffe in den Text vorzunehmen in der Lage war. Wir dürfen uns darum bei diesen Männern nicht einen Hauskorrektor heutigen Zuschnitts vorstellen, sondern werden in ihnen eher den wissenschaftlichen Berater der Offizin zu sehen haben.»<sup>262</sup> Das waren aber häufig Lehrer oder Lernende der Hohen Schule, was auch das Schlussgedicht der Justinian-Ausgabe Schöffers von 1468 deutlich macht:

Credere difficile est, doctores, quam preciosa  
Pendant mercede scripta recorigere  
Orthosintheticum cuius sintagma per orbem  
Fulget Franciscum presto magistrum habet.

Es ist schwer zu glauben, ihr Doktoren, welch kostbaren Lohn es kostet, die Schriftstücke für den Druck herzurichten; ihre innerlich richtige Zusammenfügung durch Magister Franciscus glänzt über den Erdkreis<sup>263</sup>.

Zweitens muss auf die mögliche Rolle der Universität als Auftraggeberin und der Professoren als Autoren und Editoren hingewiesen werden. Im Unterricht der spätmittelalterlichen Universität war das Mitschreiben der Vorlesungen an der Tagesordnung. Wir wissen, dass es z.B. in Paris Schreibwerkstätten gab, die aufs handschriftliche Kopieren von Vorlesungsunterlagen spezialisiert waren. Das Standard-Lehrbuch der Artistenfakultät war die lateinische Grammatik des Aelius Donatus; bei den Theologen war es der Kommentar des Petrus Hispanus. Donatus hat schon Gu-

<sup>261</sup> Corsten, «Die Erfindung», S. 144.

<sup>262</sup> Corsten, a.O., S. 149.

<sup>263</sup> Corsten, a.O., S. 149f.

tenberg gedruckt, während Titel, die zum Lehrstoff der höheren Fakultäten gehörten, erst seit den frühen 70er Jahren gedruckt vorliegen<sup>264</sup>. Die Produktion der *Summulae logicales* des Petrus Hispanus, ein vielbenötigter und in den Lehrplänen aller Universitäten vorgeschriebener Text, setzt z.B. erst um die Mitte der 70er Jahre ein<sup>265</sup>. Die Universität tritt also, wenn überhaupt, erst relativ spät als Auftraggeberin für Lernhilfen auf.

Zum Druck von Werken, welche im Studium benötigt wurden, konnten auch die akademischen Lehrer anregen, wenn sie ein Lehrbuch bearbeiteten und edierten oder einen eigenen Kommentar dazu herausgaben. Severin Corsten zählt solche Beispiele der 1470er Jahre aus Perugia, Bologna und Köln auf<sup>266</sup>. Er schliesst diesen Abschnitt allerdings mit der folgenden Feststellung: «Aber es muss doch verwundern, dass die Hochschullehrer soviel Zeit benötigten, ehe sie den Nutzen des Buchdrucks für ihre Zwecke erkannt haben.»<sup>267</sup>

Schliesslich bot eine Universität dem Frühdrucker Möglichkeiten zur eigenen Aus- und Weiterbildung. Das Studium an der Artistenfakultät resp. das Erlangen eines Baccalaureats artium sicherte die Beherrschung des Lateinischen, das als Sprache im Verlagsprogramm der Frühdrucker dominierte. Von vielen Druckern, denen wir in der Matrikel von Universitäten begegnen, wissen wir aber nicht, ob sie sich erst nach Beendigung ihres Studiums dem Buchdruck zugewandt haben oder ob sie schon vorher als Gesellen tätig waren und dann aus Wissensdrang oder zur Vervollkommnung der lateinischen Sprache an die Hohe Schule gingen<sup>268</sup>. Ob Drucker-tätigkeit vor, während oder nach aktiven Studienjahren: ein Promovierter konnte mit seiner Bildung und seinen Lateinkenntnissen ein Programm zusammenstellen, das sich an gebildete Schichten und Käufer richtete. Ob er als Drucker und Verleger dann reüssierte, wurde vom Markt und damit von Faktoren entschieden, die mit dem akademischen Studium nichts zu tun hatten.

Nach diesen allgemeinen Ausführungen zu Universität und Buchdruck wenden wir uns den speziellen Verhältnissen in Basel zu. Hat die Grün-

<sup>264</sup> Corsten, «Universität und früher Buchdruck», S. 177.

<sup>265</sup> Corsten, a.O., S. 178.

<sup>266</sup> Corsten, a.O., S. 168f.

<sup>267</sup> Corsten, a.O., S. 170.

<sup>268</sup> Piccard, «Papierherzeugung und Buchdruck», S. 1903.

derung der Universität in Basel 1460 auch dem frühen Basler Buchdruck um 1470 genützt? Oder hat sich die finanzielle Anstrengung der Bürgerschaft, «über die materielle Wohlfahrt hinaus nach der Befriedigung geistiger Interessen strebend»<sup>269</sup>, für das Basler Buchdruckergewerbe erst später befruchtend ausgewirkt? Wir wollen also der Bedeutung der Universität Basel im 15. Jahrhundert, der Ausstrahlung und den Aktivitäten ihres Lehrkörpers sowie ihrer Rolle als Auftraggeberin und Förderin des frühen Basler Buchdrucks nachgehen.

Die Anfänge der Universität Basel sind von Rudolf Wackernagel in seinem Standardwerk<sup>270</sup> sowie von Wilhelm Vischer<sup>271</sup> und Edgar Bonjour<sup>272</sup> in Monographien ausführlich behandelt worden. Wir können uns auf eine kurze Rekapitulation der Vorgeschichte und der Entwicklung in der ersten Dekade bis zum mutmasslichen Beginn des Basler Buchdrucks beschränken.

Schon während des Konzils hatte in Basel eine in die Kirchenversammlung eingegliederte Kuriuniversität bestanden. Als *alma mater universitas studii curiae Romanae* war sie 1440 eröffnet worden, und zwar als Nachfolgeinstitution der bereits 1432 vom Konzil gegründeten Hohen Schule für das *studium generale* der Delegationsmitglieder. Mit dem Abzug der Konzilsväter verschwand auch die Kuriuniversität, was von der Basler Bürgerschaft und speziell den hiesigen Gelehrten sehr beklagt wurde. Schon zehn Jahre nach Auflösung des *studium generale* ist der Wunsch der Basler Bürger nach einer Hohen Schule wieder manifest geworden. Als Förderer des Projekts waren vor allem Bürgermeister Hans von Flachsland, der Rechtsgelehrte Peter von Andlau, der Stadtschreiber Konrad Künlin und der Domherr Heinrich von Beinheim aktiv, aber auch die Bürger Johann Steinmetz, Bernhard Sürin und Heinrich Zeigler. Nachdem der Konzilsteilnehmer und Freund Basels Aeneas Sylvius Piccolomini am 18. August 1458 als Pius II. zum Papst gewählt worden war, erschien die Gelegenheit günstig, bei der höchsten kirchlichen Instanz um das Privileg zur Gründung einer Universität zu bitten. Die Sache wurde im Sommer 1459 mit der Entsendung von zwei Delegationen an den päpstlichen Hof zu Mantua

<sup>269</sup> Bonjour, *Die Universität Basel*, S. 7.

<sup>270</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2.

<sup>271</sup> Vischer, *Geschichte der Universität Basel*.

<sup>272</sup> Bonjour, *Die Universität Basel*.

vorangetrieben; der Papst nahm die Supplikation gnädig auf und bewilligte sie mündlich. Die Ziele des Rates und die Stimmung in Basel werden am besten durch die Schilderung der Ratsberatungen ausgeleuchtet.

Der Rat bestellte bei hiesigen Gelehrten, die aufgrund ihres Studiums an einer auswärtigen Universität entsprechende Erfahrungen mitbrachten, ein Gutachten über Einrichtung und Kosten einer Hohen Schule in Basel. Als Gutachter fungierten Heinrich von Beinheim, Peter von Andlau und ein unbekannter Dritter. Die Gutachten sahen zwischen 6 und 14 Professoren vor und rechneten mit Auslagen, je nach Anzahl der Lesemeister, von 700, 1200 bis 1300, im dritten Gutachten extrem mit 3000 Gulden. Auf der Einnahmeseite wurden aber mindestens 500 Studenten mit einem durchschnittlichen Jahreskonsum von 20 Gulden budgetiert. Wegen der Befürchtung, die Besoldung der Lehrkräfte könnte letztlich an der Stadt hängen bleiben und sie zu stark belasten, wurde in den Räten heftig gestritten. Um die Finanzierung sicherzustellen, sollten der Hohen Schule einige Pfründen inkorporiert werden. «Die Behörden waren von Anfang an gewillt, zwar ihren Teil an Verpflichtungen auf sich zu nehmen, die Hauptlast aber der finanziell kräftigeren Kirche aufzubürden.»<sup>273</sup> Die Befürworter hatten aus der Ratsmitte manch kleinliches Argument zu entkräften, schliesslich siegte aber die ökonomische Sichtweise mit der Hoffnung, die Ausgaben der angelockten Studenten könnten die städtische Wirtschaft beleben; aber es spielte auch der Konkurrenzneid zu Freiburg i.Br. mit, das bereits 1457 von Erzherzog Albrecht den Stiftungsbrief für eine – damals noch nicht eröffnete – Universität erhalten hatte. Traugott Geering bemerkt zur Stimmungslage kritisch: «Die Verhandlungen über die Stiftung der Universität bilden für den damaligen Basler Rat ein bedenkliches Armutszeugnis. Es ist wahrhaft demütigend, nachzulesen, mit welchen Bedenken diese Krämerseelen dem freundlichen Anerbieten des Papstes entgegneten ...»<sup>274</sup> Tatsache bleibt, dass auch bei der Gründung der Basler Universität handfeste materielle Interessen ausschlaggebend waren; sie war für die Basler Behörden eine Massnahme zur Belebung der städtischen Wirtschaft, deren Kosten sie teilweise auf die Kirche abzuwälzen hofften.

<sup>273</sup> Bonjour, a.O., S. 27.

<sup>274</sup> Geering, *Handel und Industrie*, S. 322.

Nachdem die Räte am 10. Oktober 1459 zugestimmt hatten, beschloss man also, das Versprechen des Papstes mit Dank anzunehmen und sich als Bestätigung des Privilegs eine päpstliche Bulle zu erbitten. Im Schreiben vom 15. Oktober an Pius II. wurde nochmals Wert darauf gelegt, dass der Hohen Schule einige Pfründen inkorporiert würden. Der Gesandte Hans von Flachsland wurde sogar dahingehend instruiert, die Zueignung von Pfründen als Bedingung für die Errichtung einer Universität in Basel zu stellen. Die Stiftungsbulle von Papst Pius II. datiert vom 12. November 1459. Sie begründet in Basel das *studium generale* und die höheren Studien der Theologie und des kirchlichen und kaiserlichen Rechts nach dem Muster von Bologna mit ausdrücklicher Erwähnung der Gewährung gleicher Privilegien und Freiheiten, wie sie Bologna genoss. Aber die Wünsche der Basler nach Pfründen wurden nicht erfüllt. Erst in einer zweiten Bulle vom 27. Dezember 1459 liess sich der Papst erweichen, ausser den vier Basler Pfründen noch fünf weitere Kanonikate ausserregionaler Stiftskirchen einzuverleiben, nämlich der Stifte von St. Felix und Regula in Zürich, St. Moritz in Zofingen, St. Ursus in Solothurn, St. Martin in Colmar und St. Ursicinus in St. Ursanne. Sie vertraten in etwa den gedachten engeren Einzugsbereich der neugegründeten Universität: deutschsprachige Schweiz und Elsass. Nur Pfründen aus Süddeutschland waren nicht dabei.

Die Stadt konkretisierte ihre Privilegien für die Universität durch den Freiheitsbrief vom 28. Mai 1460. Die Universität war autonom, sie hatte wie auch die einzelnen Fakultäten das Recht zum Erlass von Statuten und Ordnungen. Ihre Angehörigen genossen freies Geleit und obrigkeitlichen Schutz; sie waren von Zoll-, Steuer- und Ungeldpflichten befreit. Der Rektor hatte Rechts- und Strafkompetenzen in allen Klagen gegen Universitätsangehörige. Die feierliche Eröffnung der Universität Basel hatte schon etwas vorher, am 4. April 1460, mit Bischof Johann von Venningen als Kanzler und Dompropst Georg von Andlau als erstem Rektor stattgefunden.

Welche Ausstrahlung ging nun in den ersten zehn bis fünfzehn Jahren, der für den frühen Buchdruck relevanten Zeitspanne, von der neu gegründeten Universität aus? Welche Impulse wissenschaftlicher und publizistischer Art hat der Lehrkörper dem neuen Gewerbe in der Zeit um 1470 gegeben?

Lassen wir zuerst die Dozenten dieser ersten Jahre vor unseren Augen Revue passieren. Wir haben aus der Matrikel der Universität, in der eigent-

lich alle Namen der Lehrenden und Studierenden aufgeführt sein sollten, sowie aus den übrigen Quellen eine Liste der «Lesemeister» mit Angabe der Fakultät und der Referenz zusammengestellt. Vorausgeschickt sei, dass die Aufstellung nur die offiziellen Dozenten umfasst, sowohl die besoldeten (bei den Artisten mit «collegiatus» bezeichnet) als auch diejenigen mit Lehrauftrag ohne feste Besoldung (mit «legit» bezeichnet). Aber Dozieren und Studieren waren an der spätmittelalterlichen Hohen Schule nicht streng geschieden, sondern flossen ineinander über. Die Baccalaurei unterrichteten Scholaren, die Magistri artium studierten an einer höheren Fakultät weiter und hielten gleichzeitig Vorlesungen für das *studium generale*, in welchem über 90 % aller Studierenden sassen. Der Lehrbetrieb basierte also nicht nur auf den berufenen Dozenten, sondern auch auf studierenden Graduierten. «Dergestalt erscheint die Universität vor uns als ein grosser, in gewissen Abstufungen zugleich lehrender und lernender Körper»<sup>275</sup>, speziell in der Artistenfakultät, was bei der Interpretation der nachstehenden Liste der Professoren zu berücksichtigen ist.

<i>Semester</i>	<i>Rectores</i>	<i>Professores</i>	<i>Fakultät</i>	<i>Referenz</i>
S 1460	Georg von Andlau (Domprobst)	Peter zum Luft	iur.	M 3:2
		Peter von Andlau	iur.	M 3:3
		Johannes Kreuzer	theol.	M 4:5
		Werner Wölflin	med.	M 5:22
		Heinrich Mengos	art. (legit)	M 6:28
		Peter Medici	art. (legit)	M 6:30
		Rudolf Ment	art. (legit)	M 6:32
		Johannes Grütsch	iur.	M 6:35
		Adam Brun	art.	M 7:37
		Blasius Meder	art. (collegiatus)	M 7:38
		Konrad Jacobi	art. (collegiatus)	M 7:40
Johannes Blocher	art. (collegiatus)	M 8:67		
W 1460/61	Kaspar zu Rhein (Domcustos)	Matheus Steinmetz	iur.	Kisch 2
		Kaspar Maner	theol.	M 16:58
		Gerhard Im Hof	iur.	M 17:86
		Johannes Helmich	iur.	M 17:87

<sup>275</sup> Wackernagel, *Geschichte*, S. 570.

		Johannes Blichenrod	art. (collegiatus)	M 17:88
S 1461	Peter zum Luft (Dr. decr., Domherr)	Johannes Steynmetz	iur.	M 23:99
		Johannes Rucherat von Wesel	theol.	M 24:107
		Friedrich de Guarlettis	iur.	M 24:108
W 1461/62	Johannes Kreuzer (Prof. theol., Domherr)	Franciscus de Vinaldis	iur.	M 26:13
S 1462	Gerhard Im Hof (Prof. iur., Domherr zu St. Peter)	Wilhelm Textoris	theol.	M 30:2
W 1462/63	Werner Wölflin (Prof. med.)	—		
S 1463	Wilhelm Textoris (Prof. theol.)	Mattheus Müller	iur.	M 42:51, Kisch 64
W 1463/64	Johann Helmich (Prof. art., Chorherr zu St. Peter)	Peter Anthonius de Finale	art. et iur.	M 43:4
S 1464	Johann Blicherod (Prof. art.)	Johannes de Giliis	iur.	M 45:1
		J. Nauclerus (Fergenhans)	iur. (a.o. lector)	M 45:2
		Peter Luder	art. (lector)	M 45:3
		Johann Heynlin	art.	M 46:11
		Johannes de Kunitz	art.	M 46:12
		Theobald Rasoris	art.	M 46:13
		Joh. Augustinus de Vicomercato	iur.	Kisch 43
W 1464/65	Arnold Truchsess von Wolhusen (Domherr)	Bonifatius de Gambarossa	iur.	M 50:16
		Petrus Perrotus de Cabureto	iur.	M 52:57
S u. W 1465/ 66	Niklaus Betzlin (Mag. art.)	Johannes Mathias de Gengenbach	art.	M 54:26
		Johannes Capellini	iur. (a.o.)	M 58:110, Kisch 68
S 1466	Johannes Grütsch (Dr. iur., Custos zu St. Peter)	Codeus de Sancto Benedicto	iur.	Kisch 47
W 1466/67	Stephanus Mistralis (stud. iur.)	Matthäus Paletta	iur.	Wack. 580
S 1467	Peter zum Luft (Dr. decr., Generalvikar)	—		

W 1467/68	Wilhelm Textoris (Prof. theol., Domherr)	—		
S 1468	Georius Bernolt (stud.iur.)	—		
W 1468/69	Jodocus Guglinger (Mag. art.)	Heinrich Nolt	theol.	M 72:32
S 1469	Gerhardus de Eremberg (Canonicus Mainz)	—		
W 1469/70	Petrus Testoris (lic. decr., Domherr)	—		
S 1470	Peter Brunnenstein (Canonicus Luzern)	—		
W 1470/71	Johannes Siber (Mag. art., Chorherr zu St. Peter)	Jacobus Jacobi Publicius von Florenz	art.	M 89:42
S 1471	Hiltprandus Brandenburg (Kaplan)	Johannes Geyler de Kaysersberg	art. et theol. (legit)	M 96:69
W 1471/72	Peter von Andlau (Dr. can., Probst zu Lutenbach)	—		
S 1472	Otto Klingen (stud. iur.)	—		

M = *Die Matrikel* (zitiert mit Seitenzahl: Nummer); Kisch = Kisch, *Die Anfänge*; Wack. = Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2.

Welche Schlussfolgerungen drängen sich aus der Analyse dieser Aufstellung auf? Als Erstes: *Um 1470 war der offizielle Lehrkörper auf rund die Hälfte des geplanten Solls abgesunken.* Am Anfang hatte der städtische Rat viel guten Willen und Eifer für die neu gegründete Hohe Schule an den Tag gelegt und versucht, ihr durch Berufung bekannter und tüchtiger Lehrer Ansehen und Qualität zu verschaffen. Die Anstellung italienischer Rechtsgelehrter für die Professuren des kaiserlichen Rechts hatten eine kurze Blüte der juristischen Fakultät von 1460–1468 bewirkt. Der letzte Legist hatte aber Basel 1468 verlassen, ohne dass ein Nachfolger gesucht worden wäre.

Noch 1464 war der Rat gewillt gewesen, seine ursprünglichen grossen Pläne einzuhalten, wie eine im Staatsarchiv erhaltene handschriftliche Notiz über die von der Stadt besoldeten «Lesemeister» dokumentiert<sup>276</sup>.

1.	Ordinarius der Heiligen Schrift	Dr. Wilhelm (Textoris)	75 Gulden
2.	Ordinarius der päpstlichen Rechte	Dr. Johann Helmich	70 Gulden
3.	Ordinarius der päpstlichen Rechte	Dr. Gerhard (Im Hof)	60 Gulden
4.	Ordinarius der alten päpstlichen Rechte	Dr. Johann Gilij	80 Gulden
5.	Ordinarius der kaiserlichen Rechte	Dr. Johann Augustus	400 mailändische Gulden
6.	Ordinarius der kaiserlichen Rechte	Dr. Bonifatius Gamba-rupta	66 Gulden
7.	Ordinarius der Medizin	Dr. Werner (Wölfflin)	36 Gulden
8.	Ordinarius artium	Mag. Adam Brun	25 Gulden
9.	Ordinarius artium	Mag. Konrad von Kemp-ten	25 Gulden
10.	Collegiatus artium	Mag. Blasius (Meder)	20 Gulden
	Summa summarum		682 Gulden

Noch zu besetzen waren:

2. Ordinarius der Heiligen Schrift,
3. Ordinarius der päpstlichen Rechte,  
Ordinarius der Decretalien,  
Ordinarius der kaiserlichen Rechte (Institutionen).

Die zehn besoldeten Dozenten belasteten den öffentlichen Haushalt also mit 682 Gulden, bei Besetzung der vier Vakanzten wäre ein jährliches Budget von rund 1000 Gulden notwendig gewesen, abgesehen von der Besoldung übriger Universitätsangehöriger wie Pedell und weiterer zweckgebundener Ausgaben. Aber die Einnahmen hielten nicht Schritt mit den Ausgaben. Weder trugen die erhofften Pfründen den geplanten Teil bei, noch entsprachen die Studentenzahlen den Erwartungen.

<sup>276</sup> StABS, Erz. X 1, Nr. 50.

Trotz schriftlichen Zusagen, trotz Strafdrohungen ist Basel nie in den Genuss auch nur einer der zugesicherten auswärtigen Pfründen gelangt. Es verblieben zu Beginn nur die vier Kanonikate der städtischen Stifte, je zwei am Domstift und zu St. Peter, deren jedes einen Universitätslehrer tragen und erhalten sollte<sup>277</sup>. Bei St. Peter gingen 1463 fünf zusätzliche Kanonikate, also insgesamt sieben von zehn, an die Universität über. Rat und Universität legten natürlich Wert darauf, eine inkorporierte Pfründe auch tatsächlich für ein Ordinariat nützen zu können. Es konnte aber geschehen, dass ein zum Dozieren untauglicher oder ungeneigter Inhaber darauf sitzen blieb oder der Inhaber seine Pflicht nicht oder nur nachlässig erfüllte<sup>278</sup>. Die Finanzierung der Professuren war deshalb durch die Inkorporation von Pfründen keineswegs gesichert, die Stadt hatte manche besoldeten Lehrstellen aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Abgesehen davon machte der Ertrag einer Pfründe häufig nur einen Bruchteil der versprochenen Besoldung aus.

Aber auch die in den Gutachten und Ratschlägen angenommene Zahl von jährlich mindestens 500 Studierenden wurden nie erreicht. Zwar versprachen die gut besoldeten italienischen Professoren – man beachte die Besoldungsunterschiede zwischen den einzelnen Fakultäten –, insbesondere Graf Johann Augustinus von Vicomercato, viele auswärtige Studenten nach Basel zu bringen, aber diese Hoffnungen erfüllten sich nicht. Der jährliche Durchschnitt der Studierenden betrug im ersten Jahrzehnt 260 Studenten, im zweiten noch 220<sup>279</sup>. Auch die Erwartung, dass die Studenten durchschnittlich 20 Gulden pro Jahr ausgeben würden, war zu hoch gegriffen: Aus Wittenberg liegt (zwar für das Jahr 1508) eine Vergleichszahl vor, dort waren es pro Student und Jahr 8 Gulden<sup>280</sup>. Wegen der Zoll- und Steuerbefreiung entfielen sonstige direkte Einnahmen von den Universitätsangehörigen resp. den Studenten, selbst die Immatrikulationsgebühr musste manchmal erlassen werden, «quia pauper».

Die finanzielle Last, die sich die Stadt mit der Universität aufgebürdet hatte, wurde als immer drückender empfunden. Deshalb zögerte man, erledigte Dozenturen wieder zu besetzen, und dezimierte dadurch den Lehr-

<sup>277</sup> Wackernagel, a.O., S. 563.

<sup>278</sup> Wackernagel, a.O., S. 565.

<sup>279</sup> Bonjour, *Die Universität Basel*, S. 70.

<sup>280</sup> Geering, *Handel und Industrie*, S. 323.

körper, was die Attraktivität auch nicht förderte. Erst ab 1474 einigte man sich darauf, wieder auf die Zahl von zwölf Professuren aufzustocken. Ein Ordinarius der Theologie, fünf ordentliche und ein ausserordentlicher Professor für die Juristen, ein Mediziner und vier Dozenten für die Artistenfakultät sollten es sein.

Weiter lähmte *der Streit zwischen den Nominalisten und den Realisten* die wissenschaftliche Tätigkeit an der Artistenfakultät. In der spätscholastischen Wissenschaft war ein erbitterter Schulstreit zwischen zwei Denkrichtungen entbrannt, die Spaltung zwischen Nominalisten und Realisten ging quer durch alle Studien und Universitäten. Die *via antiqua*, der Weg der Realisten, sah das wahrhaft Wirkliche nur in den Gattungen; die Realität konnte mit allgemeinen Begriffen bezeichnet werden. Die *via moderna* hingegen, die Methode der Nominalisten, hielt solche Begriffe für blosser Namen (*nomen*), die Einzeldinge seien das wirklich Bestehende. Die Realisten beriefen sich auf Thomas von Aquin, die Nominalisten auf Wilhelm von Occam.

Bei der Gründung der Universität Basel hatte man den Streit vermieden, indem man auf die Empfehlung des Gutachtens, bei der Berufung der Professoren beide Wege zu berücksichtigen, nicht eingetreten war<sup>281</sup>. Zu Beginn war die Artistenfakultät mit lauter Nominalisten besetzt. Auch der einflussreiche Peter von Andlau war Nominalist. Die Ruhe dauerte bis 1464. Im Sommer dieses Jahres kamen drei Magister von Paris nach Basel, alles überzeugte Realisten, darunter Johann Heynlin, lateinisch Johannes de Lapide genannt. Mit der Aufnahme dieser drei Männer wurde die bisher geschlossene Haltung der Artistenfakultät als Verfechterin der *via moderna* aufgebrochen. Heynlin setzte beim Rat die Zulassung des Realismus als Lehrmethode und zugleich seine eigene Berufung zum Professor der Artistenfakultät durch, obwohl sich die Nominalisten wehrten und in einem Gutachten dem Rat empfahlen, den Frieden durch die Beibehaltung des bisherigen einzigen Weges zu wahren<sup>282</sup>. Unter dem Dekanat und dank persönlichem Einsatz von Heynlin wurden die Universitätsstatuten neu gefasst und beide Wege ausdrücklich anerkannt. Zwar verliess Johannes de Lapide Basel bereits im folgenden Jahr wieder, um nach Paris zurückzukehren, aber die Parität der Methoden war hergestellt, und sie wurde unter Festhaltung an einer einheitlichen Fakultät auch beachtet. Das Jahr 1470

<sup>281</sup> Vischer, *Geschichte der Universität*, S. 44.

<sup>282</sup> Vischer, a.O., S. 144 Anm. 5.

brachte dann die völlige Trennung: Die Artistenfakultät wurde aufgeteilt in eine Abteilung der *via antiqua* und eine solche der *via moderna*, jede mit ihrem Dekan und eigenem Fakultätsrat.

Der Methodenstreit hatte in Basel eine doppelte Wirkung. Einerseits bereicherten die Realisten den Lehrkörper mit manchem ausgezeichneten Gelehrten: Ausser Heynlin ist hier Johann Mathias von Gengenbach (ab 1464) und später Geiler von Kaysersberg (ab 1471) zu nennen. Das rivalisierende Zusammenleben der beiden *viae*, die Lehrverschiedenheit, hatte sogar zu Beginn der 70er Jahre wieder eine Steigerung der Studentenzahlen zur Folge<sup>283</sup>. Andererseits lähmte die Kontroverse die wissenschaftliche Arbeit und Produktion. Neue Publikationen, ausser Streitschriften, blieben selten. Die Verschiedenheit der Weltanschauungen artete oft in persönlichen Hader aus. Es ging nicht mehr um philosophische Gegensätze, sondern um Prestigegezänk. Die teilweise üblen Reibereien waren zwar spannend für die Scholaren, für die publikationshungrigen Drucker behinderten sie aber eher den Nachschub von neuen Werken aus der Universität.

Damit kommen wir zur Frage, welche Impulse die *Professoren als Autoren und Editoren* dem frühen Basler Buchdruck gegeben haben mögen. Wenn wir das Verzeichnis der Dozenten an der Universität Basel in den ersten zwölf bis fünfzehn Jahren ihres Bestehens durchgehen, stellen wir fest, dass die bedeutenden Persönlichkeiten nur sehr kurze Zeit in Basel gewirkt haben. Beginnen wir mit den Theologen. *Johann von Wesel*, mit Familiennamen Rucherath, kam im Sommersemester 1461 nach Basel und blieb bis 1464. Er hatte schon 1450 mit einer Schrift gegen den Ablass auf sich aufmerksam gemacht und griff später als Prediger die kirchlichen Missstände und die orthodoxe Lehre scharf an, so dass er als Vorläufer der Reformatoren und Irrlehrer 1479 in Mainz vor ein Inquisitionsgericht gestellt wurde. Im stockkonservativen Basel scheint er sich fehl am Platz gefühlt und wissenschaftlich geschwiegen zu haben.

*Johann Naclerus*, auch Fergenhans genannt, wurde im Sommersemester 1464 zum Professor bestellt, wechselte aber bereits 1465 wieder ins Pfarramt. Seine wissenschaftliche Karriere begann mit der Berufung nach Tübingen, wo er 1478 als erster Rektor der neu gegründeten Universität erschien. Sein Hauptwerk, eine Chronik, ist lang nach seiner Basler Zeit erschienen.

<sup>283</sup> Bonjour, *Die Universität Basel*, S. 88.

Am längsten hielt sich unter den frühen Theologieprofessoren *Wilhelm Textoris* (Wilhelm Tzewers aus Aachen), nämlich vom Sommersemester 1464 bis 1472. Über seine publizistische Tätigkeit ist uns nichts bekannt. Der ihm manchmal zugeschriebene *Sermo de passione Christi*, welcher 1486 bei Wenssler erschienen ist<sup>284</sup>, stammt nicht aus seiner Feder und scheint auch nicht von ihm kompiliert worden zu sein.

Bei den Juristen haben wir die kurzen Gastspiele der italienischen Legisten bereits besprochen. Zwischen 1461 und 1466 wurden zehn Italiener berufen, die alle nur ein bis drei Jahre blieben. Als der namhafteste unter ihnen hat der Mailänder Graf *Johannes Augustinus de Vicomercato* gegolten<sup>285</sup>. Aber über ihre wissenschaftliche Leistung, ausser den gut besuchten, zeitlich aber im minimalen Rahmen gehaltenen Vorlesungen, ist nichts überliefert. Ihr Auftreten und ihre Besoldungsansprüche waren eindrücklicher als ihr publizistisches Wirken.

Der einflussreichste und bedeutendste Jurist in diesen Jahren war wohl *Peter von Andlau*, der von Beginn an 1460 bis zu seinem Tode 1480 an der Universität lehrte. Sein Hauptwerk *Von der kaiserlichen Monarchie*, die erste wissenschaftliche Darstellung deutschen Staatsrechts, ist aber erst 1602 postum publiziert worden.

Unter den zahlreichen Lehrmeistern der Artistenfakultät stechen drei Namen von europäischem Klang hervor: Johann Heynlin von Stein, Johann Geiler von Kaysersberg und Johannes Reuchlin.

Von *Johann Heynlin* als Professor in Basel von 1464 bis 1466 und Verfechter des Realismus haben wir bereits gesprochen. Als Streitschrift verfasste er nach Hossfeld<sup>286</sup> in dieser Zeit einen Traktat *Über die Kunst, den lästigen Beweisführungen der Sophisten zu begegnen*, dessen Publikation jedoch erst 1495 bei Amerbach erfolgte<sup>287</sup>. Erst bei seinem zweiten Basler Aufenthalt, als Prediger zu St. Leonhard 1474–1477, sind als Anhang zu Reuchlins *Vocabularius breuiloquus*<sup>288</sup> seine grammatikalischen Schriften *De arte punctuandi* und *De accentu* als Basler Drucke erschienen. Bedeutend für das Basler Geistesleben und den Basler Buchdruck wurde er dann vor allem ab 1484 als

<sup>284</sup> C 5773, vH 5,49.

<sup>285</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 580.

<sup>286</sup> Hossfeld, «Johannes Heynlin», 1908, S. 82 Anm. 3: *Tractatus de arte solvendi importunas sophistarum argumentationes*.

<sup>287</sup> H 9919 = 13300, vH 16,75.

<sup>288</sup> Basel: Amerbach 1478, C 6285, vH 16,2.

Prediger am Münster, ab 1487 bis zu seinem Tode als Ordensbruder in der Basler Kartause

Im Sommer 1471 war *Johann Geiler* nach Basel gekommen und wirkte an der Artistenfakultät, später auch bei den Theologen als Dozent. Als Mann des Wortes hat er schriftlich kaum etwas verfasst, ausser einigen kleinen Traktaten wie das *Irrig Schaf* (erst 1486 und nicht in Basel publiziert). Seine späteren Strassburger Kanzelpredigten sind von andern veröffentlicht worden. Als Herausgeber tritt er erst nach seiner Basler Zeit zusammen mit Peter Schott für die bei Kessler 1489 erschienenen *Opera* Gersons auf<sup>289</sup>.

Fast zu spät um dem Frühdruck noch Impulse zu geben, kam *Johannes Reuchlin* 1474 nach Basel und lehrte an der Universität bis zum Jahre 1477. Als Herausgeber mancher lateinischer und griechischer Texte und Verfasser des oben erwähnten *Vocabularius breviloquus* hat er zum Aufschwung des Basler Buchdrucks im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts beigetragen.

Als Zwischenbilanz müssen wir festhalten, dass der Lehrkörper der Universität den Basler Frühdruckern keine unterstützenden Impulse gegeben hat. In der Zeit bis etwa 1472 sind Professoren oder Magister nicht als Autoren oder Editoren hervorgetreten. Befassen wir uns deshalb noch kurz mit der Frage, ob die Universität als Lehranstalt den Buchdruckern zu Aufträgen verholfen hat.

Wir haben gesehen, dass das Mitschreiben und handschriftliche Kopieren der Vorlesungen an der spätmittelalterlichen Universität üblich war. Auch aus Basel sind handschriftlich notierte Vorlesungen erhalten, so z.B. von der Hand Jakob Laubers<sup>290</sup>. Gedruckte Vorlesungsvorlagen sind aber kaum nachzuweisen; sie hätten zu dieser Zeit weder der Lehrmethode entsprochen, noch wären sie für den durchschnittlichen Scholaren erschwinglich gewesen. Eine Ausnahme bilden vielleicht die Briefe des Barzizius, zu denen in der Universitätsbibliothek zeitgenössische Vorlesungsmitschriften überliefert sind, und die in Basel mehrfach aufgelegt wurden, zuerst nicht nach dem 1. Dez. 1472 von Wensler und Biel<sup>291</sup>, dann 1474 von Flach<sup>292</sup>

<sup>289</sup> GW 10715, vH 18,19.

<sup>290</sup> Bonjour, *Die Universität Basel*, S. 98.

<sup>291</sup> GW 3676, vH 6,1.

<sup>292</sup> GW 3677, vH 10,6.

und nicht nach 1499 von Furter<sup>293</sup>. Im Exemplar der frühesten Ausgabe aus dem Besitz der Universität (mit einem handschriftlichen Kaufvermerk 1474 von Rektor Johannes de Herborn) ist der Zeilenabstand möglicherweise absichtlich so gewählt worden, dass interlinear handschriftliche Bemerkungen und Korrekturen eingetragen werden konnten, was auf eine Verwendung in der Vorlesung hindeuten könnte. Andere gedruckte Lehrbücher, speziell die Donate und der verbreitete Textkommentar des Petrus Hispanus, sind so früh nicht nachweisbar.

Erst als die Bücher billiger geworden waren, fanden auch die an der Universität und andern Lehranstalten benötigten Unterrichtshilfen ihre Abnehmer. Die Basler Erstausgabe der *Ars minor* des Aelius Donatus hat Wenssler um 1480 aufgelegt (allenfalls könnten aber frühere Editionen verschollen sein). Ausgaben der *Summulae* des Petrus Hispanus fehlen in der Frühdruckzeit von Basel, nur das *Commentum in tractatus logicalium parvorum* ist 1487 bei Kessler erschienen<sup>294</sup>. Auftragsdrucke der Universität sind überhaupt nicht nachzuweisen. Im übrigen haben wir bereits festgestellt, dass das Verlagsprogramm der Basler Frühdrucker traditionell und scholastisch geprägt war. Auch an der Universität (durch Textoris und Nolt) wurde eine orthodoxe Theologie vertreten, und die vor allem aus Deutschland stammenden Dozenten des kanonischen Rechts (Grütsch, Im Hof, Helmich, Steynmetz) pflegten das traditionelle *ius canonicum*, sie standen in Opposition zu den italienischen Legisten. Für ihr Verlagsprogramm waren die Drucker aber nicht auf Impulse von Dozenten angewiesen; sie konnten sich vielmehr an bekannte Texte und Autoren halten, welche damals nicht primär für den akademischen Lehrbetrieb, sondern eher für Ordensbrüder oder Seelsorger bestimmt waren.

Die Anfänge der allerersten Hochschulbüchereien reichen in die ersten Jahre der neu gegründeten Universität zurück. Aber «den Eindruck einer gewissen Dürftigkeit vermag die erste offizielle Büchersammlung der Basler Universität nur schwer zu verbergen, was der schmalen materiellen Basis einigermaßen entspricht»<sup>295</sup>. Auch beschränkte sich ihr Gebrauch, wie aus den Statuten hervorgeht, auf einen kleinen Benutzerkreis, nämlich die dozierenden Mitglieder der Universitätskorporation. Immerhin hat neben

<sup>293</sup> GW 3687, vH XXII, 33.

<sup>294</sup> H 8707, vH 18,8a.

<sup>295</sup> Burckhardt, «Aus dem Umkreis», S. 167.

einigen Handschriften auch das zuerst 1460 in Mainz gedruckte *Catholicon* des Balbus zum Bestand gehört, 1471 von Johannes Institoris angeschafft<sup>296</sup>. Käufe von Drucken aus Basler Pressen der frühen 1470er Jahre lassen sich aber nicht nachweisen.

Im Normalfall kamen die Dozenten mit ihren Privatbibliotheken nach Basel. Bei Berufungen legte der Rat Wert darauf, dass die besoldeten Professoren ihre eigenen Bücher nach Basel mitbrachten. Den italienischen Legisten wurde in den Verhandlungen regelmässig die Übernahme der Transportkosten ihrer Bibliotheken zugesichert<sup>297</sup>. Johann Ulrich Surgant hat als Dekan ab 1483 angefangen, gezielt einzelne Bücher auf Kosten der Fakultät zu kaufen, so z.B. die *Secunda secundae* der *Summa theologica* des Thomas von Aquin<sup>298</sup>. Wenige Professoren haben also in der ersten Zeit die Nachfrage nach Basler Drucken belebt, an löblichen Ausnahmen kennen wir den späteren Prior der Kartause, Jakob Lauber<sup>299</sup>, und Peter zum Lufft, dessen Bücher wir in der Bibliothek seines Neffen Arnold zum Lufft später wieder finden.

Wir haben im allgemeinen Teil dieses Kapitels auf die Rolle der Universität als Ausbildungsstätte für Buchdrucker und als Reservoir für Hilfskräfte wie Setzer, Korrektoren usw. hingewiesen. Von den Basler Erstdruckern hat nur Michael Wensler studiert, er hatte sich bereits im Sommersemester 1462 an der Universität Basel immatrikuliert<sup>300</sup>. Wir wissen aber nicht, wann und wo er sein Studium abgeschlossen und was er bis zu den ersten Spuren seiner Druckertätigkeit in Basel um 1472 getan hat. Von den Druckern der zweiten Generation haben die Universität besucht Johannes Schilling<sup>301</sup>, Johannes Meister<sup>302</sup>, Johannes Besicken<sup>303</sup>, Peter Köllicker<sup>304</sup> sowie Nicolaus Kessler. Kessler hat 1471 zum Baccalaureus der Artistenfakultät promoviert, ein gleicher Abschluss ist auch für Schilling (1467) und Köllicker (1472) belegt. Dabei ist darauf hinzuweisen, dass der akademi-

<sup>296</sup> Burckhardt, a.O., S. 164. Das Exemplar: Inc 55.

<sup>297</sup> Kisch, *Die Anfänge*, S. 72f.

<sup>298</sup> Vgl. vH 1,3 mit entsprechendem Kaufvermerk.

<sup>299</sup> Burckhardt, a.O., S. 177.

<sup>300</sup> *Die Matrikel*, S. 32 Nr. 38: «Michahel Wensler de Argentina».

<sup>301</sup> WS 1460/61, *Die Matrikel*, S. 13 Nr. 6.

<sup>302</sup> SS 1462, *Die Matrikel*, S. 34 Nr. 71.

<sup>303</sup> WS 1469/70, *Die Matrikel*, S. 77 Nr. 11.

<sup>304</sup> SS 1470, *Die Matrikel*, S. 84 Nr. 55.

sche Bildungsgang des *studium artium*, am ehesten der heutigen Schulmatura des Typus A vergleichbar, im Mittelalter bereits mit 12–15 Jahren begann, und dass die Scholaren als Teenager zu Baccalaurei promoviert worden sind. Bis zur Aufnahme der Berufstätigkeit dauerte es bei allen Genannten noch weitere fünf bis zehn Jahre. Ein kausaler Zusammenhang zwischen Studium und Buchdruck ist deshalb in Frage zu stellen; sicher ist nur, dass das Erlernen und Beherrschen der lateinischen Sprache eine ausgezeichnete Voraussetzung für eine spätere Drucker- und Verlegertätigkeit bildete.

Auch was die Druckergesellen betrifft, haben die Frühdrucker nicht aus dem Reservoir der Studierenden an der hiesigen Universität geschöpft. Die namentlich bekannten Mitarbeiter der ersten Offizinen, so Anderiss Zwickdarm<sup>305</sup>, Hans von Kilchberg<sup>306</sup>, Peter Summerer der Setzer<sup>307</sup> und Claus Forster an der Fryestross<sup>308</sup> sind nirgends als Studenten verzeichnet. Und aus der Liste der möglichen Gesellen Ruppels vom Jahre 1477<sup>309</sup>: Hans Richenbach von Landseren, Ulrich Wirtemberger von Stuttgarten, Jacob Purlin von Kirchen, Wentzle von Brunn, Heinrich Keller von Laufenberg, Johannes Winter von Buhel, Caspar Veigler von Urach, hatte sich nur einer immatrikuliert, nämlich Ulricus Wirtemberg de Studgardia im Sommersemester 1475<sup>310</sup>. Weder durch Aufträge noch über Mitarbeiter sind also von der Universität wichtige Impulse für den Basler Frühdruck ausgegangen.

Wenn die Bedeutung der Universität für den Basler Buchdruck im ersten Dezennium eher gering war, so hellt sich das Bild auf, je näher wir den 1480er Jahre kommen. Damals begannen humanistische Bildungsbestrebungen die scholastische Tradition aufzubrechen, und die Handelsbeziehungen mit Italien und die Berufung italienischer Dozenten förderten die Rezeption der römischen Klassik in der Artistenfakultät. Die Professur für Poesie und Eloquenz wurde eine fest verankerte Institution, Texte und Zitate von klassischen Autoren flossen in den Lehrbetrieb ein, das Latein wurde vom kirchlich-mittelalterlichen Ballast gereinigt und die griechische Sprache neu entdeckt. Mit Reuchlin, der schon Mitte der 1470er Jahre beim

<sup>305</sup> Stehlin, «Regesten», 14.

<sup>306</sup> Stehlin, «Regesten», 60.

<sup>307</sup> Stehlin, «Regesten», 63.

<sup>308</sup> Stehlin, «Regesten», 1475.

<sup>309</sup> Wackernagel, *Aktensammlung*, zu Missiven XIV (Montag vor Katharina, 1477).

<sup>310</sup> *Die Matrikel*, S. 134 Nr. 36.

gelehrten Andronikos Kontoblakas Griechischunterricht genoss, mit Johann Mathias von Gengenbach und mit der Rückkehr Heynlin beginnt die Wende.

Die erste Blütezeit des Basler Humanismus Ende des 15. Jahrhunderts ist aber nicht allein durch den Lehrkörper an der Universität geprägt, sondern ebenso sehr durch einen Kreis von Gelehrten ausserhalb der Universität. Heynlin bekleidete eine Predigerstelle, bevor er in die Kartause eintrat; aber auch Kontoblakas und Wessel Gansfort waren nicht akademisch verpflichtete Lehrer<sup>311</sup>. Eine grosse Rolle kam den Ordensgelehrten zu. Stellvertretend für viele Namen<sup>312</sup> seien aus dem Barfüsserkloster, das seit 1471 eine eigene Lehranstalt betrieb, die Brüder Franz Wiler und Johann Meder genannt, aus dem Predigerkonvent der Prior Jacob Richer, aus dem Leonhardskloster Bruder Dodo und von den Kartäusern neben Johannes Heynlin noch Jacob Lauber sowie Urban und Ludwig Moser. Zum frühen Basler Humanistenkreis sind weiter die Domherren Michael Wildeck, Hartmann von Eptingen und Bernhard Oeglin, die Drucker Johann Amerbach und später Johann Bergmann von Olpe sowie von den Dozenten der 80er und 90er Jahre Johann Ulrich Surgant und ganz speziell Sebastian Brant zu zählen.

Die Bedeutung dieser frühhumanistischen Blütezeit möchten wir mit den Worten von Rudolf Wackernagel umreissen: «Das Wichtigste bei dem Allen ist, dass der Humanismus es war, der zuerst wieder die alte Literatur zum Gegenstand philologisch-historischer Untersuchungen machte, dass er überhaupt daran ging, den ersten Quellen nahezu kommen, und dass er die junge Buchdruckerkunst sofort für diese Zwecke benutzte. Ganz unzweifelhaft sind Wirkungen seines Geistes die zahlreichen monumentalen Editionen, die jetzt in Basel zustande kommen: die Ausgaben der grossen Kirchenlehrer Ambrosius und Augustinus, der kanonischen Rechtsbücher, der Bibel, unter diesen die denkwürdige Edition *Fontibus ex graecis* die erste, die unmittelbar nach griechischen und hebräischen Quellen gearbeitet ist. Aber auch Dekrete des Basler Konzils, die justinianeischen Rechtsbücher, ja der Sachsenspiegel werden hier gedruckt; anderen Richtungen des Humanismus dienen die Werke des Petrarca, die Briefsammlungen des

<sup>311</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 586.

<sup>312</sup> Wackernagel, a.O., S. 587.

Gasparini und des Filelfo, Poggios Facetien, Rhetoriken des Agostino Dato und des Enea Silvio, die Klassiker Sallust und Persius usw.»<sup>313</sup>

Zwei Beispiele sollen die Autoren- und Editorentätigkeit jener Zeit illustrieren: der Drucker Johann Amerbach und seine Verbindungen zu den Gelehrten Brant, Heynlin, Moser, Reuchlin und anderen sowie umgekehrt das Zusammenwirken des Gelehrten Brant mit den Druckern Amerbach, Bergmann, Furter, Kessler und Wolff.

Johannes Amerbach als einer der ersten wissenschaftlichen Drucker des deutschen Sprachraums und als Initiator der humanistischen Richtung im Basler Buchdruck hat sehr eng mit den Gelehrten des frühhumanistischen Kreises in und ausserhalb der Universität zusammengearbeitet. Er hat als sein erstes datiertes Werk den bereits erwähnten *Vocabularius* von Reuchlin herausgebracht<sup>314</sup>, zusammen mit den beiden Grammatik-Traktaten von Heynlin. Später hat er von Reuchlin noch die kleine Schrift *De verbo mirifico* publiziert<sup>315</sup>. Ebenfalls viel später (1495) erfolgte die Edition von Heynlin's *De propositionibus exponibilibus*<sup>316</sup> zusammen mit der zitierten Streitschrift gegen die Sophisten. Der Kartäuser Ludwig Moser erscheint im Amerbach'schen Verlagsprogramm nicht nur als Autor<sup>317</sup>, sondern auch als Herausgeber und Übersetzer des *Guldin Spiegel des Lebens* von Jacobus de Gruytrode<sup>318</sup> zusammen mit dem *Stundenbüchlein*<sup>319</sup>. Viele von Amerbach's wissenschaftlichen Editionen wurden von Sebastian Brant bearbeitet, der zuerst an den Ausgaben der Kirchenväter Augustinus<sup>320</sup>, Ambrosius<sup>321</sup> und der *Sermones* Augustins<sup>322</sup>, aber auch an den *Opera* des Lateinvorbilds Petrarca<sup>323</sup> mitwirkte, zu denen er jeweils eine Beigabe beisteuerte. Ein Höhepunkt dieser Zusammenarbeit waren die drei Bände des *Corpus juris canonici*, die Amerbach gemeinsam mit Froben anno 1500 herausbrachte<sup>324</sup>.

<sup>313</sup> Wackernagel, a.O., S. 593

<sup>314</sup> C 6285, vH 16,2.

<sup>315</sup> H 13880, vH 16,67.

<sup>316</sup> H 9919 = 13300, vH 16,75.

<sup>317</sup> *Bereitung zum hl. Sacrament*, vH 16,47.

<sup>318</sup> H 14951, vH 16,78.

<sup>319</sup> *Horae*, vH 16,79.

<sup>320</sup> 1489, GW 2887, vH 16,38.

<sup>321</sup> 1492, GW 1599, vH 16,57.

<sup>322</sup> 1495, GW 2920, vH 16,69.

<sup>323</sup> 1496, HC 12749, vH 16,76.

<sup>324</sup> GW 11389, 11502 und 4905, vH 17,1–3.

SEBASTIANVS BRANDVS  
Jurisc



*Iurisconsultus poteram, & simul esse Poëta:  
Barbaries seculi ni vetet ipsa mei.*

B v

Abb. 12. Sebastian Brant.

Sebastian Brant, der nach seinem Lizentiat in Jurisprudenz 1483 bis 1500 an der Universität Basel lehrte (als festbesoldeter Professor erst ab 1497), gab in Zusammenarbeit mit mehreren Druckern eine Fülle von Texten heraus, die er teilweise selbst verfasst oder ausgewählt hatte; er begleitete Editionen als Korrektor, versah sie mit Annotationen und Kommentaren, aber auch mit kleineren eigenen Beiträgen. Man schätzt, dass etwa ein Drittel aller im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Basel entstandenen Drucke auf die eine oder andere Weise durch seine Hände gegangen sind<sup>325</sup>. Seine engen Beziehungen zu Amerbach haben wir eben geschildert. Für Johann Bergmann hat Brant praktisch das gesamte Verlagsprogramm betreut. Bei Bergmann erschienen vor allem die Erzeugnisse seiner eigenen literarischen Produktion, allen voran die berühmte Moralsatire *Das Narrenschiff*<sup>326</sup>, die lateinisch und deutsch je dreimal aufgelegt worden ist, aber auch das fromme *Rosarium* zum Lobe Marias<sup>327</sup> und die Gesamtausgabe der *Carmina*<sup>328</sup>. Ferner sind das historisch-politische Werk zur Lobpreisung des Kaisers<sup>329</sup> und die Übersetzungen des *Cato*<sup>330</sup>, des *Facetus*<sup>331</sup> und des *Moretus*<sup>332</sup> bei Bergmann gedruckt worden.

Als juristische Lehrbücher und Rechtsquellen hat Brant bei Kessler die *Annotationes Margaritarum Decretalium*<sup>333</sup> herausgegeben, bei Wolff die Dekrete des Basler Konzils<sup>334</sup> und schliesslich bei Furter neben den prächtig illustrierten Meder- und Methodius-Ausgaben<sup>335</sup> seine eigene Rechtsschrift *Expositiones omnium titulorum legalium*<sup>336</sup>. So hat in der ersten Blütezeit Sebastian Brant als Universitätslehrer, Rechtsgelehrter und Literat dem Basler

<sup>325</sup> Sack, *Sebastian Brant*, S. 8; vgl. auch Thomas Wilhelmi, «Zum Leben und Werk Sebastian Brants» und Jürgen Geiss, «Herausgeber, Korrektor, Verlagslektor? Sebastian Brant und die Petrarca-Ausgabe von 1496», in: Th. Wilhelmi (Hrsg.), *Sebastian Brant. Forschungsbeiträge zu seinem Leben, dem «Narrenschiff» und dem übrigen Werk*, Basel 2001 (im Druck).

<sup>326</sup> Fasnacht 1494, GW 5041, vH 28,1.

<sup>327</sup> *Carmina in laudem BMV*, nv 1494, GW 5067, vH 28,5.

<sup>328</sup> *Carmina*, 1496, GW 5068, vH 28,15.

<sup>329</sup> 1495, GW 5072, vH 28,6.

<sup>330</sup> GW 6352, vH 28,17.

<sup>331</sup> GW 9699, vH 28,20.

<sup>332</sup> vH 28,21.

<sup>333</sup> H 10755 = C 2786, vH 18,39.

<sup>334</sup> GW 7284, vH 23,16.

<sup>335</sup> HC 13628, vH 22,21 u. HC 13629, vH 22,38.

<sup>336</sup> GW 5071, vH 22,48.

Buchgewerbe mächtigen Auftrieb gegeben, ja er kann als *der* Impulsgeber innerhalb des akademischen Lehrkörpers der Universität bezeichnet werden.

Diese eher euphorische Sicht aus der Optik des Buchdrucks darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Universität selbst gerade während der ersten Blütezeit des Humanismus in Basel mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Bereits die Burgunderkriege hatten zur Folge, dass die Studentenzahlen immer weiter sanken. Aber auch die finanzielle Lage der Stadt war wieder sehr angespannt geworden. Im Streit mit dem Bischof wurden inkorporierte Pfründen der Universität in Frage gestellt. Der Rat erwog finanzielle Beschränkungen; freigewordene Lehrstellen wurden nur zögerlich wieder besetzt. Die vakanten Lehrstellen drückten – neben der zunehmenden Konkurrenzierung durch neu gegründete Universitäten im deutschen Sprachraum – auf die Frequenz der Studierenden. Dazu kam, dass in gewissen Kreisen der Bürgerschaft immer noch eine Animosität gegen die Universität bestand, die sich mit dem Ausbleiben der erhofften wirtschaftlichen Impulse aufgrund der sinkenden Studentenzahlen noch verstärkte. Nachtbubenstreiche – die Akten sprechen von grobem Mutwillen, «*schnoder reden vnd flüchern*»<sup>337</sup> – erweckten den Unmut biederer Bürger. Durch den Bursenzwang versuchte man den studentischen Unfug in Grenzen zu halten. Insbesondere die jungen Studenten der Artistenfakultät mussten in sogenannten Bursen wohnen, in welchen eine strenge Zucht herrschte. Noch bei der Bestellung des Freiburger Rechtslehrers Ulrich Krafft nach Basel im Jahre 1495 wurde ihm mitgeteilt, «dass die Studenten, die er mitbringen oder nach sich ziehen werde, in Bursen wohnen müssten, sie des nachts nicht verlassen dürften, weder bei Tag noch bei Nacht Messer bei sich haben dürften und den Statuten der Universität gemäss ihr Leben einzurichten hätten, andernfalls ihnen gebührende Strafen drohten»<sup>338</sup>.

Aber die Zahl der Studenten nahm kontinuierlich ab. In den 1480er Jahren sank sie im Durchschnitt pro Jahr auf klar unter 200, im letzten Dezennium waren es im Schnitt noch 130. «Wie die Frequenz sank, so schwand allmählich die Frische und die Entschlossenheit, die bis dahin im Universitätsleben bestimmend gewesen war, und dem entsprach die Zu-

<sup>337</sup> Kisch, *Die Anfänge der juristischen Fakultät*, S. 204, Urkunde Nr. 50.

<sup>338</sup> Kisch, a.O., S. 70 u. Nr. 85.

rückhaltung der Behörden.»<sup>339</sup> Im Jahre 1497 musste der Rat sogar über einen Vorschlag zur Aufhebung der Universität debattieren. Man diskutierte ernsthaft über die Weiterführung der Hohen Schule, und wiederholt wurden in dieser Sache Kommissionen bestellt. Erst im Jahre des Beitritts Basels zur Eidgenossenschaft entschloss man sich zum offiziellen Bekenntnis zur Hohen Schule: «(anno 1501) uff montag nach invocavit nach vilfeltigen rattslegen handd beid rett erkannt, daz man die universitet nit verlossen soll.»<sup>340</sup>

So werden Bedeutung und Einfluss der Universität im 15. Jahrhundert nicht überall gleich gewertet. Fast überschwenglich äussert sich Rudolf Wackernagel, der die ganze humanistische Zeit, «von Enea Silvio bis Erasmus», anvisiert: «Kern und stärkster Halt dieses Lebens war die junge Universität. Nicht in ihr allein, aber in ihr vorzugsweise trat zu den schon vorhandenen Auszeichnungen Basels nun noch der Schmuck der Wissenschaften. Sie fesselte neue Mächte und Vorteile an die Stadt.»<sup>341</sup> Anders urteilt Werner Meyer über die «kümmerliche Universität»: «Wenn die Stadt Basel um 1500 zum Sammelplatz humanistischer Gelehrter wird, verdankt sie das sicher nicht der 1460 durch Papst Pius II. gegründeten Universität. Bis zur Reformation geniesst die bescheiden dotierte Basler Hochschule keinen besonders guten Ruf. Gepflegt wird vor allem spätmittelalterliche Scholastik, den humanistischen Gelehrten ein Greuel. Der grosse Elsässer Humanist Wimpfeling bemerkt, dass er keinen Studenten nach Basel schicken würde. Die bescheidenen Professoren, auf die Erhaltung ihrer bescheidenen Pfründe bedacht, verlieren sich im Gelehrtengezänk, das bis in handfeste Prügeleien ausartet, und widersetzen sich mit Erfolg allen Reformversuchen. Bedeutende Gelehrte, die nach Basel berufen werden, verschwinden jeweils nach wenigen Jahren, oft von Kollegen weggeekelt.»<sup>342</sup> Edgar Bonjour zeichnet ein positiveres Bild und streicht die einzelnen kraftvollen Vertreter des Geisteslebens besonders heraus, spricht aber auch von den «farblosen Gestalten» unter den Dozenten der Hohen Schule.<sup>343</sup>

<sup>339</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 620.

<sup>340</sup> StABS, Erkenntnis-Buch I, fol. 206.

<sup>341</sup> Wackernagel, a.O., S. 573.

<sup>342</sup> Meyer, «Ist Basel eine Humanistenstadt?».

<sup>343</sup> Bonjour, *Die Universität Basel*, S. 67.

Andreas Heusler schliesslich, dessen differenzierte Meinung wir teilen, sieht die Bedeutung der Universität in den ersten Dezennien ihres Bestehens in ihrer Leistung, den Boden für die kommende Blüte des Humanismus in Basel geebnet zu haben: «Es darf uns daran nicht irre machen, dass die Professoren, die damals die junge Universität in Ansehen brachten, heute selbst in der Geschichte der Wissenschaft beinahe verschollen sind; ihre Bedeutung für Basel liegt darin, dass sie ... der Bürgerschaft zum Bewusstsein brachten, dass es hier noch anderes, höheres zu gewinnen gebe ..., die allgemeine Bildung dadurch mit neuen Impulsen erfüllt und befruchtet wurde, mochten auch die wissenschaftlichen Leistungen noch im Banne der Scholastik befangen sein.»<sup>344</sup>

Das Urteil über die Bedeutung der Universität für die Basler Buchdruckergeschichte fällt eindeutig aus: Den direkten Einfluss auf das Entstehen und Gedeihen der Offizinen in den ersten zehn Jahren halten wir für viel geringer als von den eingangs zitierten Autoren<sup>345</sup> und auch sonst üblicherweise angenommen. Die kurze Glanzperiode unter den italienischen Legisten haben die Frühdrucker wohl kaum noch miterleben können; die 1470er Jahre waren einerseits durch viele Vakanzen im Lehrkörper, andererseits durch die Querelen zwischen den Vertretern der *via moderna* und der *via antiqua* geprägt. Bedeutende Gelehrte weilten zu kurze Zeit in Basel, um eine befruchtende Autoren- oder Editorentätigkeit zu entfalten; von den übrigen farblosen Dozenten war kein Beitrag zu erwarten. Auch ist die Behauptung, «als Korrektoren und Gehilfen, vielleicht auch als Setzer, zog Ruppel Studenten der Universität herbei»<sup>346</sup>, quellenmässig nicht belegt, auch für andere Frühdrucker nicht.

Erst in den beiden letzten Dezennien des 15. Jahrhunderts erhalten die Basler Buchdrucker wesentliche Impulse vom akademischen Lehrkörper und aus einem Gelehrtenkreis, welcher sich ausserhalb der Universität bildet. Reuchlin, Heynlin, Geiler von Kaysersberg und einige gelehrte Ordensbrüder sind die Promotoren der frühhumanistischen Strömung in Basel; Sebastian Brant ist derjenige Dozent an der Universität, der als Autor und Herausgeber den Buchdruck am stärksten befruchtete. Die wissenschaftliche Lehre und Forschung im allgemeinen, aber auch einige Profes-

<sup>344</sup> Heusler, *Geschichte der Stadt Basel*, S. 75.

<sup>345</sup> Vgl. oben S. 17f.

<sup>346</sup> Tschudin, «Papierer, Drucker und Humanisten».

soren der immer noch bescheiden ausgestatteten Universität werden zu einem wichtigen Faktor beim Aufschwung des Basler Buchdrucks in den 1480er und 1490er Jahren, mit Johann Amerbach als erstem humanistisch orientierten Drucker, der diese Impulse aufnimmt. Amerbach ist auch der erste Basler Drucker, der in seinem Beruf eine geistige und kulturelle Aufgabe sieht und sein Gewerbe nicht nur nach gewinnorientierten marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten ausübt. So kann man in Analogie zu den beiden Wegen an der Artistenfakultät von 1480 an vom Aufkommen einiger «Idealisten» bei den Druckern sprechen, die vom Geistesleben in und ausserhalb der Universität profitierten, und von den «Realisten», jenen Frühdruckern also, die noch keine Impulse von der Hohen Schule empfangen und sich dem Spiel von Angebot und Nachfrage zu unterwerfen hatten. Ihr Wirken wird durch die Dominanz der theologisch-scholastischen Editionen im Basel der 1470er Jahre dokumentiert.

Auch wenn unserer Meinung nach die ersten Drucker in Basel um 1470 aus der Existenz der Universität kaum oder wenig direkten Nutzen ziehen konnten und ihr Brot mit absatzgesicherten, scholastisch ausgerichteten Werken verdienen mussten, darf der indirekte Einfluss der Hohen Schule auf die Geisteshaltung auch der Stadtbürgerschaft nicht unterschätzt werden. Auf diese Wirkung der Universität als informationstechnologischer Katalysator und als wissensvermittelnde Plattform werden wir im nächsten Kapitel noch zurückkommen.

### 4.3. Informationsverarbeitung als Standortfaktor

Die menschlichen Kommunikations- und Informationssysteme haben sich von der oralen Ausdrucksweise über die skriptographische Tradition zur typographischen Technologie entwickelt (und heute weiter zu den elektronischen Medien). Beim dauerhaften Zusammenleben mehrerer Menschen war zuerst die Lautgebung resp. die Sprache Kommunikationsmedium, später entwickelte sich durch die gezeichnete, bildhafte Sprache (Pictogramme) und durch die Kodierung der Sprache mittels Alphabet die skriptographische Ausdrucks- und Übermittlungsweise. Im Altertum war die Rede, die klassische Rhetorik, noch das dominierende Mittel für die Weitergabe von Lehre und Information (Sokrates, Cicero usw.). Bis ins Mittelalter hielt die Kirche an der Dominanz der oralen Ausdrucksweise, der klassischen Predigt, fest. Noch Thomas von Aquin antwortete auf die

Frage, warum Jesus Christus seine Lehre nicht durch die Schrift weitergegeben habe, in seinem Standardwerk der mittelalterlichen Theologie, der *Summa theologiae*: «Erstens seiner Würde wegen. Je erhabener der Lehrer, desto erhabener muss auch seine Lehrweise sein. Deshalb entsprach es Christus als dem erhabensten Lehrer, seine Lehre den Herzen seiner Zuhörer (mündlich) einzuprägen.»<sup>347</sup> Aber die skriptographischen Medien, vor allem handgeschriebene Briefe, Urkunden, Erlasse, Bullen usw. setzten sich immer mehr durch, so dass man vom Altertum bis ins späte Mittelalter von einer bimedialen Kommunikationskultur sprechen kann, einem Nebeneinander von Rede und Schrift in Lehre, Religion, Recht und Handel. Dieses Nebeneinander von ist typisch für die Zeit vor der typographischen Revolution.

«Die Einführung des Buchdrucks bedeutete die Umschichtung überkommener kommunikativer Verhältnisse.»<sup>348</sup> Im ausgehenden 15. Jahrhundert beginnt die Abkehr von der oralen Information und die Zuwendung zur in gedruckten Büchern gespeicherten Information, dem Wissen. Die «freie» Kunst des Buchdrucks verkörperte den nun freien Zugang zur gespeicherten Information. Durch die marktwirtschaftliche Ausrichtung des neuen Mediums wurde der Zugriff verbreitert und verallgemeinert. Nicht mehr die mittelalterliche Institution entschied, wer welche Schriften in die Hand bekam und wer nicht, sondern die Marktteilnehmer erschlossen sich die verfügbaren Informationen; sie waren auch frei für jene, die nicht Mitglied entsprechender Sozialsysteme waren. «Das typographische Zeitalter ist von Anfang an mit dem Anspruch aufgetreten, dass ein jeder Zugang zu den im neuen Medium gespeicherten Informationen haben soll.»<sup>349</sup> Das führte auch zu vermehrten Schnittstellen zwischen den skriptographischen und den typographischen Systemen. Der Buchdruck ist auf die herkömmlichen handschriftlichen Formen der Informationsverarbeitung als Hilfsmittel angewiesen, z.B. auf das Manuskript als Vorlage zum Druck, aber auch auf die traditionellen Absatzwege des Handschriftenhandels. Zudem wird «das Schreiben und Lesen von Druck-Erzeugnissen nicht mehr ausschliesslich als Standesmerkmal oder als berufsqualifizierendes Merkmal,

<sup>347</sup> Giesecke, *Der Buchdruck*, S. 220.

<sup>348</sup> Giesecke, a.O., S. 22.

<sup>349</sup> Giesecke, a.O., S. 284.

sondern als eine allgemeine Kulturtätigkeit erlebt»<sup>350</sup>. Dies ist der Ausdruck einer gesteigerten Nachfrage nach Wissen, von neuen Bedürfnissen nach Information. Wir werden uns zuerst mit der skriptographischen Tradition in Basel und dann mit der Manifestation neuer Informationsbedürfnisse auseinandersetzen.

#### 4.3.1. Die skriptographische Tradition

Die typographische Kommunikation des 15. Jahrhunderts fusst, wie oben kurz skizziert, auf der skriptographischen Tradition des Mittelalters. «Das Technische des Buchdrucks gehört in die Geschichte des Kunsthandwerks, speziell derjenigen Künste, aus welchen die Typographie erwachsen ist, und mit welchen sie noch lange Hand in Hand geht: Miniatur, Karten- und Helgenmalerei, Holzschnitt, Kupferstich»<sup>351</sup>, aber auch Goldschmiedekunst, Feinmechanik und Metallbearbeitung. Ursprünglich hatten die «Briefmaler», wie sie im 15. Jahrhundert noch verallgemeinernd genannt wurden, mit dem Druck- und Verlagswesen nichts zu tun. Ihre Haupterzeugnisse, Spielkarten und Heiligenbilder, die noch im 16. Jahrhundert einfach «Briefe» genannt wurden, hatten guten Absatz. In Urkunden und Akten erschienen diese Kunsthandwerker auch unter der Bezeichnung Kartenmaler, Kartenmacher, Heiligenmaler, Heiligenmacher oder ganz einfach als Maler. «Der Übergang von der Zeichnung zum Umrissdruck bei immer gleichbleibenden Vorlagen durch Verwendung von Holz- oder Metallmodel lag nahe.»<sup>352</sup> Neben dem handgemalten Bild mit handgeschriebenem Text etablierte sich der kolorierte Blockdruck. Zu den Spielkarten und Heiligenbilder kamen Flugblätter, Kalender, *Artes moriendi*, Aderlassregeln usw. Diese xylo-(chiro)graphischen Erzeugnisse<sup>353</sup> haben aber mit den echt typographischen Werken nach Gutenberg nur in ihrer äusserlichen Erscheinung, nicht in ihrem technischen Werdegang etwas zu tun. Obwohl die meisten Blockbücher bei Briefmalern hergestellt worden sind<sup>354</sup>, haben

<sup>350</sup> Giesecke, a.O., S. 174.

<sup>351</sup> Geering, *Handel und Industrie*, S. 327.

<sup>352</sup> Lange, «Buchdruck, Buchverlag, Buchverkauf», S. 65.

<sup>353</sup> «Xylographisch»: Bild und Text in Holz geschnitten und gedruckt; «xylo-chirographisch»: die Bilder in Holz geschnitten und gedruckt, der Text handschriftlich eingetragen.

<sup>354</sup> Lange, «Buchdruck, Buchverlag, Buchverkauf», S. 66.

nur wenige dieser Kunsthandwerker den Übergang zur Typographie gefunden und sind selber Drucker und Verleger geworden.

Aber die skriptographische Tradition hat dem beginnenden Buchdruck mehrfach genutzt. Erstens hatte die Verknüpfung von Bild und Schrift von der Miniatur bis zum Blockbuch bereits zusätzliche Benutzerschichten erschlossen und die beginnende visuelle Wahrnehmungsweise gefördert, im Gegensatz zur dominierend audio-oralen Informationsverbreitung im Hochmittelalter. Zweitens waren vor dem Aufkommen gedruckter Lombarden gegen Ende des Jahrhunderts die Schreiber, Illuminierer, Briefmaler usw. zusammen mit den Buchbindern unentbehrlich als «Finisseure» gedruckter Werke, die sie zu rubrizieren, mit Initialen auszustatten und allenfalls zu kolorieren hatten. Drittens hatten die Schreibstubenbesitzer sowie besonders die Karten- und Heiligenmaler eine Absatzorganisation aufgebaut, von welcher der Buchdruck nur profitieren konnte. Die Pfennig-, Batzen- oder Groschenware wurde von den Briefmalern selbst oder von Kommissions-Händlern auf Kirchweihen, Jahrmärkten, Wallfahrtsfesten und Messen feilgeboten oder in Dörfern und Städten von Tür zu Tür «hausiert». Klöster und Kirchen waren ebenfalls Abnehmer von «Heyligenbildli» und «Erbauungstraktätli». Der Frühdruck hat in seinen Anfängen stark von diesen traditionellen Absatzwegen Gebrauch gemacht.

Der Vollständigkeit halber sei nochmals erwähnt, dass das klerikale Schreibmonopol bereits lange vor Beginn des typographischen Buchdrucks gebrochen war; und zwar sowohl durch die massive Zunahme schriftlicher Dokumente im Verwaltungsbereich, die den Einsatz von Kanzleischreibern nötig machte, als auch durch das Entstehen spezialisierter städtischer Skriptorien. Die dort nicht auf Bestellung gefertigten Manuskripte gelangten ebenfalls in die traditionellen Absatzkanäle, mit Ausnahme der allein für die Universitäten bestimmten Abschriften gebräuchlichster Unterrichtstexte, für die z.B. in Paris ein besonderes lokales Absatznetz bestand.

Die Stadt Basel kann schon vor der Etablierung typographischer Offizinen auf eine lange Tradition von Schreibstuben und vor allem von Kartenmachern zurückblicken. Die Spielwut hatte bereits 1431 im Volke so um sich gegriffen, dass ein Reichsabschied befehlen musste: «So sol nieman in den heren spilen; wer das dete dem soll man die hand abhauen.»<sup>355</sup> In Strassburg verbot man 1443 das Spielen zur Weihnachtszeit,

<sup>355</sup> Schreiber, *Basels Bedeutung*, S. 4.

und 1452 wurde das Kartenspielen in den Wirtshäusern überhaupt verboten. Basel hat da keine Ausnahme gemacht. Spielkarten werden in Basel erstmals schon 1377 erwähnt<sup>356</sup>, und zur Konzilszeit war Kartenspielen «in». Im Hinblick auf umfassende Regelung der öffentlichen Sitten erhob die Kirche Einspruch. 1437 gebot die Safranzunft, nicht höher zu karten als um einen Pfennig, «unn sol nieman mitt an keinem froemden spielen um der siben karten oder um der acht karten»<sup>357</sup>. Trotzdem hatten die Kartenmacher guten Absatz, der Spieltrieb beflügelte die Nachfrage. Noch die Universitätsprivilegien vom 6. September 1460 bestimmen, dass kein Universitätsangehöriger in seinem Hause «Spiel mit Würfeln oder sonst» bei zwei Gulden Strafe dulden dürfe.

Stehlin verzeichnet zwar in seinen *Regesten* für die Zeit vor 1470 nur zwei Namen von Kartenmachern, nämlich Jacob Lipss = Philips ab 1461 und Lienhart Ysenhuet, den späteren Drucker, ab 1464, aber seine Recherchen reichen nur bis in die 1460er Jahre zurück. Koelner zählt aus den Zunftrodeln der Safranzunft – die Karten- und Heilgenmaler waren vorwiegend zu Safran zünftig – vom faktischen Ende des Konzils 1440 bis 1470 neben den beiden Genannten noch weitere neun Namen auf, darunter bereits 1445 Adam von Spir (Speyer)<sup>358</sup>. Zu diesen elf Handwerkern kommen zwischen 1470 und 1500 noch weitere zwanzig Meister und Gehilfen hinzu, welche Stehlin in seinen *Regesten* vor allem aus den Verzeichnissen der Safranzunft aufführt und deren Namen bei Schreiber<sup>359</sup> vollständig aufgezählt werden. So sagt Wackernagel zu Recht: «Namentlich das vielgestaltige, durch alle Stufen von Handwerk zur Kunst gehende Wesen der Formschneider Kalendermacher Heiligenmaler Heiligendrucker Karten- und Briefmaler und dgl. ist zu nennen, dessen Ausdehnung gerade in Basel gross war. Zahlreiche Namen und mehrere noch erhaltene xylographische Werke lassen uns die Bedeutung dieser Betriebe, die wohl in einzelnen Schreibstubengeschäften zentralisierte Produktion und die Wichtigkeit dieses frühen Handschriften- und Büchermarktes Basel ahnen.»<sup>360</sup>

<sup>356</sup> Hofmann, *Schweizer Spielkarten*, S. 29.

<sup>357</sup> Paul Koelner, *Die Safranzunft zu Basel*, Basel 1935, S. 297.

<sup>358</sup> Koelner, a.O., S. 484f.

<sup>359</sup> Schreiber, a.O., S. 4.

<sup>360</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 604f.

Saturnus am heyn bñich genant .:  
 Der höchst planet gar wol bekant .:  
 Natürlich bñ ich treiben vnd kalt .:  
 Wurminen würden manigfalt .:  
 Gorch in seinen hysen stän .:  
 Dem kaimboldem wasserman .:  
 Den ein ich schaden zu der welt .:  
 Mit wasser vnd mit großer kelt .:  
 Mit erhöhung in der wage ist .:  
 Ein widerfall ich zu der feist .:  
 Vnd mag die zitelff zachen .:  
 In druffig raven errauchen .:



Abb. 13. Saturn im Basler Planetenbuch, um 1460–1465. In den sogenannten Blockbüchern wurden Text und Illustrationen in Holz geschnitten, ohne die von Gutenberg erfundenen metallenen Lettern.



Schreiber und Briefmaler waren also in Basel häufig anzutreffen, und bei den Künstlern unter ihnen waren viele Zuzüger aus Deutschland, z.B. aus Augsburg. Bekannt ist die frühe Herstellung von Blockbüchern in der Stadt Basel. Die xylographische Ausgabe der *Sieben Planeten*, mit Bild und Text in Holz geschnitten, ist nach Schreiber um 1460–65 von einem unbekanntem Basler Schreibstubenbesitzer herausgegeben worden<sup>361</sup>, zeitlich etwa gleichzeitig mit den im Heidelberger resp. Berliner Blockbüchersammelband enthaltenen andern Basler Blockbüchern, die teils voll xylographisch gefertigt worden sind, teils mit Bildern in Holzschnitt und handschriftlichem Text. Auch die chiro-xylographische *Ars moriendi*, mit Bildern nach Stichen des Meisters E. S., datiert Schreiber in die Jahre um 1465. Der berühmte Basler Blockbuch-Kalender dagegen, dessen Text in Holz geschnitten und nicht illustriert, aber von Meister Ludwig zu Basel signiert ist, dürfte erst in einer Zeit entstanden sein, in welcher der eigentliche Buchdruck bereits in voller Blüte stand. Schreiber nimmt an, dass er von Meister Ludwig Botschuh kurz vor 1487 geschaffen worden ist.

Einige Karten- oder Briefmaler haben es auch zu bescheidenem Wohlstand gebracht. Claus Forster an der Freien Strasse weist ein Vermögen von 75 Gulden aus<sup>362</sup>, Lienhart Ysenhuet an der Weissen Gasse ebenfalls 75 Gulden<sup>363</sup> und Adam von Spyr, ebenda, gar ein solches von 250<sup>364</sup> resp. 300 Gulden<sup>365</sup>. Die beiden letztgenannten haben sich später als Drucker und Verleger hervorgetan. Dass Adam von Spyr (Speyer) das *Breviarium Curriense*<sup>366</sup> vermutlich nicht selbst gedruckt hat, sondern als Verleger auf eigenes Risiko und eigene Kosten drucken liess, haben wir in unserem Verzeichnis der Basler Wiegendrucke dargelegt<sup>367</sup>. Lienhart Ysenhuet, dem wir neben andern illustrierten Werken vor allem das *Itinerarium Beatae Mariae Virginis* verdanken<sup>368</sup>, hat eine eigene Druckermarke geführt, und er wird auch in dem der Kartause geschenkten Exemplar als *impressor Basiliensis* bezeichnet. Diese beiden Beispiele zeigen, dass auch in Basel ein fast nahtlo-

<sup>361</sup> Schreiber, *Basels Bedeutung*, S. 22.

<sup>362</sup> Stehlin, «Regesten», 1467/1475.

<sup>363</sup> Stehlin, «Regesten», 1458/1468.

<sup>364</sup> Stehlin, «Regesten», 1459.

<sup>365</sup> Stehlin, «Regesten», 1468.

<sup>366</sup> GW 5332, vH 24,1.

<sup>367</sup> Van der Haegen, *Basler Wiegendrucke*, S. 231.

<sup>368</sup> C 3329, vH 25,2 u. H 9327, vH 25,3.

ser Übergang vom Kartenmaler/Verleger zum Drucker/Verleger stattgefunden hat. Rudolf Wackernagel bemerkt deshalb treffend: «Der wiederholte Übergang vom Schreiber (Johann Meister), vom Kartenmacher (Lienhart Ysenhuet, Adam von Speyer), vom Buchbinder (Jacob Spidler, Hans Wurster) zu der neuen Kunstübung zeigt, wie nahe sich die Gebiete lagen.»<sup>369</sup>

#### 4.3.2. Neue Bedürfnisse nach Information

Das Spätmittelalter und der beginnende Humanismus sind informationstechnologisch nicht nur durch das Aufkommen der Typographie, die sich den skriptographischen Medien überlagert, gekennzeichnet, sondern auch durch die Transition und Transformation der Inhalte. Die Nachfrage nach Information ändert sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht nur in der Form, sondern auch im Gehalt.

Giesecke weist auf einen wesentlichen Mangel der skriptographischen «Software» hin, indem er festhält, dass «weder die antike noch die mittelalterliche Kultur sich um die Operationalisierung der Wahrnehmung bemüht hat»<sup>370</sup>. Über viele Jahrhunderte hinweg sei in vielen Büchern und Manuskripten Wissen transportiert worden, welches zwar für Disputationen genutzt, von den Lesern aber nicht als Anleitung zur eigenen Wahrnehmung genutzt werden konnte. Der Zwang, autoritative Texte nicht zu verändern, sei so stark gewesen, dass die Erzähler oder Leser sich lieber mit einem unverständlichen Text begnügt, als dass sie sich der zeitgemässen Interpretation und damit der Veränderung des Textes schuldig gemacht hätten<sup>371</sup>. Die wissenschaftliche Erkenntnis sei verloren gegangen, weil sich mit dem scholastischen Wissen keine Dinge in der Natur mehr identifizieren liessen, klagen die naturwissenschaftlich orientierten Autoren des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts wie Breidenbach, Georg Agricola und Brunfels<sup>372</sup>.

In der Folge einer langen Entwicklung hat sich das Auge als dominantes Sinnesorgan durchgesetzt. Der Gesichtssinn wurde zum Ausgangspunkt der neuen Wahrnehmung. Das hatte sich bereits in der Malerei des

<sup>369</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 604.

<sup>370</sup> Giesecke, *Der Buchdruck*, S. 566.

<sup>371</sup> Giesecke, a.O., S. 568 u. S. 797 Anm. 95.

<sup>372</sup> Giesecke, a.O., S. 567.

Quattrocento und in den ersten Ausformulierungen des perspektivischen Sehens und Konstruierens angebahnt, obwohl einflussreiche kirchliche Autoritäten wie z.B. Bernhard von Clairvaux das Heil ausschliesslich durch die Ohren und gerade nicht durch die Augen zu den Gläubigen gelangen sahen<sup>373</sup>. Das Auge, dieser leicht zu betörende Sinn, galt als aktives, die Ohren als passives Organ. Und der aktiven Neugier schob man am besten den Riegel vor, wenn man sich auf die Ohren, und nicht auf die Augen, verliess. Der neue Zug, ja Zwang zur visuellen Information verlangte nun nach einer Visualisierung durch Bilder (Illustration des Textes) und nach einer neuen Art Wissen (Text zum Selbststudium).

Das neue Informationsbedürfnis geht weit über das traditionelle Wissen über die Natur hinaus. Vom Wissen über die Wirkung und Anwendung eines Krautes z.B. führt kein Weg zum Wissen über seine visuelle Gestalt, über sein Aussehen. «Die morphologischen Merkmale, die antike oder mittelalterliche Autoren berücksichtigten, wenn sie den Pflanzen ein «*nomen*» gaben und damit in die Kartei des Wissens aufnahmen, blieben so minimal, dass man sagen muss: ihr Aussehen ist im skriptographischen Speicher nicht repräsentiert – und damit den vielen Benutzern dieses Speichers, den Kopisten und Lesern, nicht bekannt.»<sup>374</sup> Die Beschreibung der Gestalt oder die Identifizierung der Gegenstände nach dem Augenschein verkörpert nun jenes neue Interesse, welches den Inhalt der Informationsspeicher verändert und vom gedruckten Buch befriedigt werden soll und kann.

Diese als «Wissen» bezeichnete und der «Erfahrung» sowie der «Kunst» gegenübergestellte Information kommt sowohl dem Bedürfnis der sich aus der scholastischen Tradition lösenden Gelehrten wie auch den nach Wohlfahrt und Freiheit strebenden Bürgern entgegen. Abkonterfeiuungen und Gestaltbeschreibungen erscheinen als ein Typus von Information, der ein Wiedererkennen von Orten, Kreaturen und Pflanzen «einem jeden» ermöglicht<sup>375</sup>. Eine solche Information ist also auch für den Laien nützlich; Bild und Text sollen die praktische Umsetzung ermöglichen. Wissen gilt als Mittel zum ewigen Behalten oder gegen das Vergessen. Bestes Beispiel sind die neuen Gattungen der *Horti sanitatis*, *Gart der Gesundheit* von Wonnecke/

<sup>373</sup> Nach Giesecke, a.O., S. 574ff.

<sup>374</sup> Giesecke, a.O., S. 350.

<sup>375</sup> Giesecke, a.O., S. 355.

Breidenbach, erstmals 1485 in Mainz bei Reuwich/Schöffler erschienen – als Nachdruck auch 1488/1490 in Basel bei Furter<sup>376</sup> –, aber auch Reiseberichte wie die *Peregrinatio in terram sanctam*, ebenfalls von Bernhard von Breidenbach, Mainz 1486<sup>377</sup>. Der neue Informationstyp diente nicht mehr nur oder in erster Linie der Erbauung des Gläubigen, dem Seelenheil des Lesenden, sondern war mehr als praktische Wegleitung quasi zur Erleichterung des Handelns und Erlebens jedes Individuums gedacht. Nützliches Wissen zu nutzen ist für den Leser mit der Hoffnung verbunden, auch persönlich materiell, und nicht nur geistig, zu profitieren. Und diese Art Information konnten sich dank der neuen typographischen Technik alle beschaffen; sie stand allen sozialen Schichten offen, soweit sie zahlungskräftig und lesekundig waren.

Damit kommen wir zu einem zweiten Aspekt des neuen Informationsbedürfnisses: dem Bedürfnis zum Selbstlesen und Selbstlernen. Anhand des gedruckten Textes hatte man begonnen, die Autorität von Lehrenden, Vortragenden und Predigenden zu hinterfragen. Mit dem beginnenden Humanismus entwickelte sich ein persönliches Bestreben, das im eigenen Gedächtnis oder in scholastischen Texten abgespeicherte Informationsprogramme zu modifizieren, zu ergänzen oder gar zu interpretieren. Ein jeder hatte nun die Möglichkeit, sich aus gedruckten Büchern Informationen zu besorgen, und zwar frei von allen bisherigen Vorschriften vor allem kirchlicher Autoritäten, welche das Lesen bestimmter skriptographischer Texte gewissen sozialen Schichten und Institutionen vorbehalten. Mit dem Selbststudium konnte man auch die Zensurvorschriften umgehen, denn die Zensur liess in der Frühzeit des Buchdrucks normalerweise alle Bücher durch, die wirklich neue Informationen enthielten. Reiseberichte, Kräuterbücher, Sachsenspiegel, Lernhilfen usw. mussten dem Bischof oder dem Generalvikar nicht vorgelegt werden, sondern nur die traditionellen scholastischen Texte und Kommentare der *Theologica*. Und vor allem das am Nutzen des Wissens interessierte, ökonomisch orientierte Bürgertum war hungrig nach neuem Wissen und nicht nach längst vorhandenen Informationen, deren Auslegung und Übersetzung erst noch der Zensur unterlag. Voraussetzung war jedoch die Beherrschung der lateinischen Sprache –

<sup>376</sup> H 8947, vH 22,1.

<sup>377</sup> GW 5075 u. 5077.

soweit diese Information nicht bereits *in vulgari* verfügbar war – und vor allem die Fähigkeit zum Lesen.

Ursprünglich war der Inhalt von Büchern nur für ein kleines Publikum bestimmt gewesen. Dieses war nicht unbedingt lesekundig; der Stoff konnte vorgetragen und somit gehört werden. Also mussten sich in erster Linie die Vortragenden Kenntnisse der Schrift erwerben. «Analphabetentum wird zwar im Mittelalter nicht unbedingt als Schande empfunden, aber die Kenntnis der Schrift war zu diesem Zeitpunkt auch bereits viel weiter verbreitet, als man heute für gewöhnlich vermutet.»<sup>378</sup> Die Beschäftigung mit der Theologie verlangte natürlich nach Kenntnissen des Lesens und Schreibens. Aber auch die nicht für den geistlichen Beruf bestimmten Jugendlichen wurden in Kloster- und Stiftsschulen ausgebildet, deren externe Abteilungen nicht nur Adligen, sondern auch den Söhnen des reichen Bürgertums offen standen. Bereits im 12. Jahrhundert waren zudem die ersten Stadtschulen entstanden. Im 15. Jahrhundert kam noch der Einzelunterricht durch selbständige Magister hinzu. Unter den Klosterschulen richteten sich vor allem diejenigen der Bettelorden an weitere Bevölkerungskreise. Das Bildungsbedürfnis war in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts so verbreitet, dass im gehobenen Bürgertum, auch bei den Handwerksmeistern, die elementaren Grundkenntnisse des Lesens normalerweise, wenn auch rudimentär, vorhanden waren. Auf dieser erweiterten Basis der Lesekundigen konnte der Buchdruck schon früh für private Abnehmer eingesetzt werden. Viele Einblattdrucke aus der Inkunabelzeit, wie Aderlassregeln oder Laxierkalender, kirchliche Kalender mit den Heiligenfesten, astrologische Kalender mit den Gestirnskonstellationen oder gar Kalender mit allen diesen Angaben in einem, richteten sich an die interessierten Laien. Es wurden einfache Hausmittel empfohlen, Bibelstellen zu den Daten des Kirchenjahres zitiert, die Tage des Vollmonds festgehalten, alles also Informationen, die das praktische Bedürfnis abdeckten. Später kamen die bereits erwähnten Reiseberichte und Kräuterbücher – auch in deutscher Sprache – hinzu. Nur die Typographie, die eine schnellere Verarbeitung und grössere Auflagen erlaubte, konnte die Nachfrage nach dieser neuartigen, in Form und Inhalt geänderten Information befriedigen.

Nur wer lesen konnte, konnte Informationen aus skriptographischen oder typographischen Medien aufnehmen und verarbeiten. Wenn wir von

<sup>378</sup> Vavra, «Kunst», S. 324.

einer ziemlich breiten Basis der Lesekundigen gesprochen haben, so meinen wir nicht das Lesens im heutigen Sinn, sondern in der eher rudimentären Art des Spätmittelalters. Lesen in seiner primitivsten Form war im Spätmittelalter ein Prozess des Lautierens und des Buchstabierens und erst dann ein Prozess der Erfassung und Umsetzung der Information, das Verstehen des Textes geschah im zweiten Schritt. Ausschlaggebend war die Tatsache, dass breiteren Schichten Informationen nicht mehr durch Vorlesen – normalerweise von Amtes wegen – oder durch Predigten – normalerweise von Bischofs Gnaden – mitgeteilt wurden, sondern Kaufleute und Handwerker ihre individuellen Interessen selbst befriedigen konnten. Wie stand es nun um 1470 mit dem Alphabetentum resp. der Zahl der Lesekundigen in der Stadt Basel? Und wie intensiv war die Förderung der elementaren Kenntnisse der Schrift in Schulen und andern unterrichtenden Institutionen?

Grundsätzlich war die Alphabetisierung in grossen, blühenden Städten wie Basel stärker entwickelt als in abgelegenen Kleinstädten und ländlichen Gemeinden. Dafür sorgten der ökonomische Wohlstand, die schulische Versorgung und die Zuwanderung. Aber wir haben weder in archivalischen Quellen noch in der Literatur verlässliche Angaben über den Prozentsatz der Analphabeten resp. die Zahl der Lesekundigen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung Basels gefunden. Dabei müssen wir, wie schon erwähnt, mit der Definition des Begriffs «lesekundig» vorsichtig sein. Wir teilen die Leser von (handschriftlichen oder gedruckten) Texten in vier Gruppen ein und versuchen, die Stärke jeder Gruppe zu schätzen.

Zur ersten Gruppe zählen Leser, die auch Latein beherrschten und lasen. Das waren neben den Gelehrten, die häufig auch Kleriker waren, vor allem die Leute der Kirche. Seit etwa 1400 war es die Regel – Ausnahmen sind bekannt –, dass Priester lesen und schreiben konnten. Ordens- und Weltgeistliche verkörperten in den süddeutschen Städten des 15. Jahrhunderts einen nicht unbedeutenden Teil der Stadtbevölkerung. Rolf Engelsing nennt als Vergleichszahlen gut 5 % der Einwohnerschaft in Strassburg und 5,6 % in Ulm<sup>379</sup>. Die Basler Stadtgeschichte<sup>380</sup> nimmt für Basel einen Satz von 10 % der Gesamtbevölkerung an, den wir bei einer Einwohnerzahl von 8000 doch eher für hoch halten. Selbst bei einer bescheidener ge-

<sup>379</sup> Engelsing, *Analphabetentum*, S. 11.

<sup>380</sup> Alioth/Barth/Huber, *Basler Stadtgeschichte* 2, S. 24.

schätzten Zahl von 500–600 spielen die Angehörigen des geistlichen Standes eine bedeutende Rolle im baslerischen Publikum.

Als zweites sind Leser zu nennen, die Deutsch beherrschten und fließend lasen. Diese Leserschaft war vor allem im gebildeten Adel und dem im Handel engagierten Bürgertum vertreten. Ein wichtiger Grund für den Erwerb von Schriftkenntnissen war nämlich der kaufmännische Geschäftsbetrieb. Der schriftliche Verkehr mit Agenten, Finanzinstituten, Gläubigern und Kunden hatte sich eingebürgert. Auch in Basel galt es in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts als Selbstverständlichkeit, dass ein angesehener Kaufmann lesen und schreiben sowie mit geschriebenen Verträgen und Zahlen umgehen konnte. Engelsing geht in Städten mit hohem kulturellem Standard von einem Anteil von höchstens 3–4 % dieser lesekundigen Oberschicht an der Gesamtbevölkerung aus. Für Basel müssen wir uns mit Schätzungen gestützt auf die Steuer- und Vermögenslisten der Jahre 1470 und 1475 begnügen. Schönberg hat aus den Margzalsteuer-Büchern 1470/71 und 1475/76 für die Stadt Basel folgende Vermögensschichtung zusammengestellt<sup>381</sup>:

<i>Vermögen</i>	<i>Anzahl Steuerpflichtige</i>
keines	427
1 – < 30 Gulden	578
30 – 60 Gulden	346
60 – 100 Gulden	143
100 – 200 Gulden	201
> 200 Gulden	562
Total Haushalte/Steuerzahler <sup>382</sup>	2257

Wenn wir die Schwelle für Wohlhabende bei 100 Gulden und für Reiche bei 200 Gulden ansetzen, so dürfte das Potential der uns interessierenden finanzkräftigen Oberschicht zwischen 550 und 750 Personen liegen. Wenn wir ausserdem nach den Namenslisten der Steuerzahler die Meister der niederen handwerklichen Berufe – also nicht herrenzünftig – von diesem

<sup>381</sup> Schönberg, *Finanzverhältnisse*, S. 476, Tabelle II.

<sup>382</sup> Die Anzahl Haushalte stimmt nicht ganz mit der Anzahl der Steuerzahler überein. Zwar waren nur die Haushaltsvorstände vermögenssteuerpflichtig, aber vermögende, im gleichen Haushalt lebende Dienstleute waren es auch.

Potential abziehen, bleiben schätzungsweise 450 bis 600 echte Lesekundige der vermögenden Oberschicht übrig.

Die dritte Gruppe bilden Leser, die lautierend oder buchstabierend lesen und damit zwar holprig, aber doch sinngemäss deutsche Texte erfassen konnten. Dazu gehörten wohl in erster Linie erfolgreiche Handwerker, die sich autodidaktisch oder durch elementare Schulung die Kenntnisse der Schrift angeeignet hatten. Ihre Zahl ist noch schwieriger abzuschätzen. Wir stützen uns wieder auf die Vermögenskategorien der Margzalsteuern der 70er Jahre, setzen aber die Schwelle tiefer, also auf 60 Gulden. Damit kommen wir auf ein Potential von 300–400 beschränkt Lesekundigen in Basel.

Schliesslich gab es «Leser», die den Inhalt eines Manuskriptes oder eines Buches nicht aus dem geschriebenen oder gedruckten Text, sondern aus der Miniatur, dem eingemalten Bild oder dem Holzschnitt aufnahmen. Solche interessierten Laien meint Sebastian Brants in der Vorrede zu seinem *Narrenschiff*:

«Wer jeman, der die schrift veracht oder villicht die nit kund lesen  
der siecht im molen wol sin wesen.»<sup>383</sup>

Da der Druck illustrierter Bücher in Basel erst nach 1475 begann und seine erste Blüte in den letzten zwei Dezennien erlebte, können wir von einer Schätzung dieser Schicht, die auch den «gemeinen Mann» umfasste, absehen. Für den Absatz der vielen bebilderten Editionen der Aufschwungsjahre des Basler Buchdrucks waren sie jedoch von grosser Bedeutung.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass die Basis der Lesekundigen in Basel zu Beginn des Buchdrucks verhältnismässig breit war. Unsere Schätzungen ergaben ein Potential von 1200–1500 Alphabeten, zwischen 15 und 20 % der Gesamtbevölkerung. Wenn wir bei den Gruppen 2 und 3 auf ökonomische Grundlagen abgestellt haben, möchten wir jedoch nicht die Gleichung Geld = Bildung vertreten. Es gab genügend Habenichtse unter den Studenten und Literati, wie es auch Analphabeten unter den erfolgreichen Geschäftsleuten gegeben hat. Aber Wohlstand resp. Geld war doch sowohl Motor wie auch Voraussetzung für Lesen und Schreiben. Das Bedürfnis nach Information war bei gutsituierten Bürgern ausgeprägter,

<sup>383</sup> In der Übersetzung von Karl Simrock, *S. Brants Narrenschiff*, Berlin 1872, S. XXVII: «Wer ein Verächter ist in der Schrift, oder hat nicht gelernt zu lesen, erkennt im Holzschnitt wohl sein Wesen.»

fürs Geschäft war das Lesen eigentlich unentbehrlich geworden. Und mit Geld konnte man sich nicht nur Informationen beschaffen, der Wohlstand erlaubte auch die schulische Aus- und Weiterbildung.

Damit kommen wir zu den Schulen in Basel, welche die elementare Grundausbildung vermittelten und den Schülern Lesen (und Schreiben) beibrachten. Die Basler Schultradition reicht bis ins 13. Jahrhundert zurück und war dank der guten Präsenz von Stiften und Klöstern seit alters gut entwickelt. Bekannt sind von den Stifts- und Pfarreischulen vor allem die Domschule und die Schulen zu St. Peter und St. Leonhard. Die Bestimmungen für die beiden letztgenannten sahen vor, dass an einer jeden 30 Schüler zu unterrichten seien, 24 gegen Bezahlung und dazu sechs, welchen wegen Armut oder aus anderen Gründen das Schulgeld erlassen wurde<sup>384</sup>. Unter den bezahlenden Schülern waren Anwärter auf Pfründen, aber auch Söhne aus gutem Hause, für deren Kosten die Eltern aufkamen. Die armen Schüler waren chordienstpflichtig; sie mussten quasi als Gegenleistung bei Gottesdiensten im Chor mitsingen oder messdienen. Die Stiftschulen waren als Internate konzipiert; die Schulhäuser dienten auch zur Wohnung der Schüler. Von den Klosterschulen sind uns aus den Quellen nur diejenigen der beiden Bettelorden, der Barfüsser und der Prediger, bezeugt.

Bei den Mendikanten, die sich um die Bildung des Volkes kümmerten, hatte sich auch eine beschränkte Öffnung für Laien resp. für Aspiranten zur Weltgeistlichkeit durchgesetzt. Aber grundsätzlich deckten die Stifts- und Klosterschulen in erster Linie die Bedürfnisse der Kirche ab. Sie sollten die Bildung vermitteln, welche für das geistliche Amt sowie durch den Chor- und Altardienst gefordert wurde<sup>385</sup>. Ihre Fächer waren neben Lesen und Schreiben die lateinische Grammatik, Rhetorik und Dialektik sowie Gesang und die Berechnung der kirchlichen Feste. Eine eigentliche Laienbildung, war nur gewährleistet, wenn sich auch die Stadt für die Schulen einsetzte. In Basel vermutet Wackernagel das Bestehen einer städtischen Schulanstalt bereits zu Ende des 13. Jahrhunderts<sup>386</sup>. In der uns interessierenden Zeitspanne sind die Martinsschule (1430 gegründet) und die Theodorsschule (1349 erstmals genannt) als «niedere» Stadtschulen bezeugt. Da

<sup>384</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 1, S. 172.

<sup>385</sup> Wackernagel, a.O., Bd. 2, S. 535.

<sup>386</sup> Wackernagel, a.O., Bd. 1, S. 173.

St. Peter und St. Leonhard gleichzeitig auch als Gemeindekirchen dienten, waren dort auch Pfarreischulen angegliedert.

Aber auch Privatlehrer vermittelten Bildung. Wir denken dabei weniger an hochgelehrte Gäste wie den bereits erwähnten Andronikos Kontoblakas, der Privatunterricht in Griechisch erteilte, als vor allem an die zahlreichen einfachen Magister, die mit Zucht und Strenge, mit pädagogischen Fähigkeiten oder mit dem Meerröhrchen den Schülern elementare Kenntnisse eintrichterten. Der Besitzer der Aushängeschilder, die 1516 von Ambrosius und Hans Holbein für einen Schulmeister gemalt worden sind<sup>387</sup>, hat 50 Jahre früher schon Vorgänger in Basel gehabt.

Die Laienbildung stieg in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts deutlich. Die Voraussetzungen dazu waren vorhanden: Der Wohlstand erlaubte und förderte das Erlangen von Grundkenntnissen, schulische Ausbildung wurde auch für Laien angeboten und zugänglich. Aus der Amerbachkorrespondenz sehen wir, dass in gewissen Kreisen um 1480 auch Frauen lesen und schreiben konnten – als Beispiel seien Anna Hürus und später auch Barbara, die Frau Johann Amerbachs, genannt<sup>388</sup> –, was sicher auf eine noch weitere Verbreitung der Schriftlichkeit unter den Männern schliessen lässt. Dass das Alphabetentum vielleicht weiter verbreitet war als allgemein angenommen, haben wir eingangs betont. Ob die Zahl der Lesekundigen einen Fünftel oder einen Viertel der Gesamtbevölkerung ausmachte, ist für unsere Fragestellung irrelevant. Man kann aber von der Tatsache ausgehen, dass in Basel ausser den Geistlichen auch die wohlhabende Schicht der Kaufleute und Handwerker eine geschriebene oder gedruckte Information lesen und aufnehmen konnte und damit aufgrund ihrer neuen Informationsbedürfnisse auch potentieller Abnehmer des aufkommenden Buchdrucks war.

«Wie die Fähigkeit des Lesens in immer grösserer Breite herrscht, so die Fähigkeit und der Wille des Urteilens. Die Zeit will Alle befreien und heben.»<sup>389</sup> Dieses Streben nach Befreiung, politisch durch die Loslösung vom Regime des Bischofs, theologisch durch die Abkehr von der Enge der Scholastik, kulturell durch das Gedeihenlassen des aufkeimenden Humanismus, dieses Offensein für neue Informationsbedürfnisse und neue In-

<sup>387</sup> *Die Malerfamilie Holbein in Basel*, Ausstellungskatalog, Basel 1960, Nr. 133.

<sup>388</sup> *Die Amerbachkorrespondenz*.

<sup>389</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 3, S. 258.

formationstechnologien, dieser Beginn eines stimmungshaften Umschwungs und Aufbruchs waren eine positive Tendenz im Basel der 1460er und 1470er Jahre. Und hier müssen wir auf die Rolle der Universität als Informationskatalysator und die Rolle der oberrheinischen Handels- und Handwerkerstadt Basel als Kulturträgerin zurückkommen. «So scholastisch ausgerichtet und so kirchlich geordnet die Universität gewesen sein mag»<sup>390</sup>, so bescheiden die direkte Befruchtung des beginnenden Basler Buchdrucks gewesen sein mag, so stark ist die indirekte Wirkung der Hohen Schule auf die geistige und kulturelle «Welt der Philister»<sup>391</sup> zu gewichten. Die Universität wird rasch nicht nur zur Bildungsplattform, sondern auch zur Informationsdreh Scheibe für die Gebildeten und die Bildung Suchenden unter den Basler Bürgern. Sie fördert und beschleunigt das Entstehen einer neuen Schicht gebildeter Laien, die sich durch geistigen und materiellen Besitz von den Habenichtsen abheben. An der Universität seiner Vaterstadt immatrikuliert zu sein gehörte zum guten Ton. «Der wachsende Reichtum des Lebens verlangt auch eine strengere Sorge für die Bildung.»<sup>392</sup> Man studierte nicht, um Kleriker oder Gelehrter zu werden, sondern um sich Kenntnisse anzueignen, die in jedem Beruf nützlich waren. Studierende Bürgersöhne sind in den ersten zwei Dezennien der Universität häufig anzutreffen. Jodocus Seiler<sup>393</sup>, Anthonius Waltenheim<sup>394</sup>, Balthasar Irmi<sup>395</sup>, Petrus Schaler<sup>396</sup>, Andreas Helmut<sup>397</sup>, Bartholomaeus Schegkabürlin<sup>398</sup>, Nicolaus Howenstein<sup>399</sup>, Henricus Ryecher<sup>400</sup> stehen stellvertretend für Namen aus bekannten und einflussreichen Basler Häusern. Sie waren die Antennen des Bürgertums innerhalb der Universität.

Neue Informationen brachten auch die auswärtigen Studenten. Sie kamen zwar nicht aus aller Herren Ländern, sondern vorwiegend aus helvetischen Landen, Süd- und Mitteldeutschland sowie aus Elsass/Lothringen,

<sup>390</sup> Wackernagel, a.O., S. 256.

<sup>391</sup> Ebenda.

<sup>392</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 913.

<sup>393</sup> *Die Matrikel*, S. 8, SS 1460 Nr. 59.

<sup>394</sup> *Die Matrikel*, S. 14, WS 60/61 Nr. 22.

<sup>395</sup> *Die Matrikel*, S. 19, SS 1461 Nr. 18.

<sup>396</sup> *Die Matrikel*, S. 36, WS 62/63 Nr. 18.

<sup>397</sup> *Die Matrikel*, S. 56, WS 65/66 Nr. 62.

<sup>398</sup> *Die Matrikel*, S. 74, SS 1469 Nr. 11.

<sup>399</sup> *Die Matrikel*, S. 90, WS 70/71 Nr. 62.

<sup>400</sup> *Die Matrikel*, S. 115, WS 72/73 Nr. 47.

aber sie hatten häufig schon anderswo studiert und konnten die Basler ausser an ihrer gelehrten Bildung auch an ihren Kenntnissen des «Dufts der grossen weiten Welt» teilnehmen lassen.

Und dann die italienischen Legisten. Die aus Italien an die juristische Fakultät berufenen Dozenten scheinen sich zwar wissenschaftlich nicht übernommen und sich in Zahl und Dauer der Vorlesungen nicht überanstrengt zu haben, aber sie waren vornehme weltliche Herren, die mit ihrer feinen und aufwendigen Lebensart die biedereren Bürger vor den Kopf stiessen, aber die informationshungrigen Studenten und bildungsbeflissenen Laien begeistern konnten. «Diese mit ihren humanistischen Bildungsinteressen über die Alpen gekommenen Juristen stellten einen neuen, weltoffenen Gelehrtentypus dar und halfen mit, das Studium zu verweltlichen.»<sup>401</sup> Das kurze Wirken der Italiener an der hiesigen Universität (es dauerte nur bis 1467) half mit, den Geist der Hohen Schule und der nach Erneuerung strebenden Bürgerschaft für neue, dynamischere Bildungsideale zu öffnen.

Diese Ansätze kultureller und geistiger Erneuerung haben ein für das handwerkliche Buchdruckgewerbe in Basel günstiges soziologisches Umfeld geschaffen. Wir haben bereits im Kapitel über Basel als spätmittelalterliche Zunftstadt auf die Rolle einer aufgeschlossenen Stadtkultur hingewiesen. Indem die bürgerliche Schicht, im Handel oder Handwerk erfolgreich, politische Freiheit und wirtschaftliche Unabhängigkeit gegenüber Bischof und Adel errang und für die Universität eintrat, hat sie erst jenes aufgeschlossene Klima gedeihen lassen, das auf die informationstechnologischen Neuerungen einging und für den Buchdrucks empfänglich war. Jenen Nährboden also, der in Basel zum Tragen kam, ohne dass in revolutionärer Weise das Alte, Bewährte, die bestehenden theologischen, geistigen und zünftischen Traditionen, gleich über Bord geworfen worden wären. Dabei verdienen zwei Aspekte noch besonders hervorgehoben zu werden.

Erstens die Liberalität, mit welcher das Stadtre Regiment Basels den neuen kulturellen und geistigen Strömungen, Institutionen, Techniken begegnete. Zwar entsprang die tolerante, liberale Politik nicht unbedingt einer bewussten strategischen Zielsetzung des Rates, sondern sie war eher Ausdruck einer für diese Zeit typischen, auf Konsens und Konfliktvermeidung angelegten Geisteshaltung. Im übrigen war das offizielle Basel von den

<sup>401</sup> Bonjour, *Die Universität Basel*, S. 66.

Sorgen und Reibereien mit Landvogt Peter von Hagenbach, von den Auseinandersetzungen mit Burgund wie auch vom immer wieder aufflackern den Streit mit dem Bischof absorbiert. Es war eher ein «grossartiges Gewährenlassen»<sup>402</sup>, das Universität, Humanismus und Buchdruck begünstigte. Die *artes liberales* wussten die gebotenen Freiräume zu nutzen.

Zweitens hatte sich in Basel, wie auch in andern Städten des nordalpinen, speziell des deutschen Raumes eine Konstellation herausgebildet, welche die Klassenschranken zwischen Gelehrten und gebildeten Laien, zwischen Gebildeten und emanzipierten Handwerkern einbnete. Die traditionelle Schranke zwischen Trägern der geistigen Bildung und den Besitzern handwerklich-technischer Fähigkeiten war so niedrig geworden, dass der Innovationsfunke von der Wissenschaft auf die Produktionstechnik und von den informationstechnologisch neuartigen Medien auf die Bildung überspringen konnte. «Diese Chance einer wissensvermittelnden Innovation und ihrer schnellen Ausbreitung ergab sich daher, weil in keiner andern Hochkultur, in keiner andern Stadtkultur zuvor der stoffumformende Handwerker nicht nur sein eigener Herr, sondern zeitweise selbst Kulturträger geworden war, also aus einer geistigen Sphäre seine Arbeit formte. In dieser Lebensatmosphäre, in der doch weitgehend auch der eigentliche Anfang der produktionstechnischen Revolution Europas zu sehen ist, unterscheiden sich die nordalpinen Städte nicht nur von den südalpinen, sondern auch von den römischen *civitates* und den griechischen *poleis*. Und diese unterschiedliche Stadtstruktur und Einbettung der Stadt in die Gesamtgesellschaft ist vor allem zurückzuführen auf den unterschiedlichen Stadtbildungsprozess und das unterschiedliche Stadt/Land-Verhältnis; aus ihnen sind nicht nur andere Bürgerschaften hervorgegangen, sondern sie bargen und eröffneten auch völlig andere Zukunftsperspektiven.»<sup>403</sup> Auch in unserem Basel um 1470 standen Bildung und Handwerk sich so nahe, dass das Informationsbedürfnis der Wissen-Suchenden sich manifestieren konnte und neue dynamische Kommunikationsformen wie der Buchdruck akzeptiert wurden. Das Umfeld für die «neue, massenhafte, simultane, interaktionfreie Parallelverarbeitung von Wissen»<sup>404</sup> war damit gegeben.

<sup>402</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 620.

<sup>403</sup> Bürgin, *Die sozio-ökonomische Bedeutung*, S. 39.

<sup>404</sup> Giesecke, «Johannes Gensfleisch», S. 45.

## 5. Subjektiv-zufällige Standortfaktoren

### 5.1. Vorbehalte zur Rationalität des Standortentscheidendes

Jedes Handeln nach objektiven Standortfaktoren setzt ökonomisches Rationalkalkül voraus. In der Wirtschaftstheorie wird das individuelle Verhalten durch egoistische Zielsetzungen, profitorientiertes Gewinn- und Machtstreben, kurz durch Eigennutz, erklärt. Max Weber hat im Geist des Kapitalismus eine historisch einmalige Ausprägung von Rationalität gesehen<sup>405</sup>. Rationalität bleibt in seiner Sicht nicht nur eine dem Individuum gegebene *Möglichkeit* des Verhaltens, sondern sie wird darüber hinaus eine an den ökonomischen Akteur adressierte *Erwartung*, gewissermassen eine Verhaltensforderung. Rationalität des Verhaltens erscheint aus dieser Sicht geradezu als Sachzwang. Nun steht im Zentrum jedes wirtschaftlichen Entscheidendes sicher das vernünftige Abwägen zwischen den verschiedenen Verhaltensmöglichkeiten im Hinblick auf die angestrebte Zielsetzung. «Welche dieser Möglichkeiten den jeweils Handelnden aber bekannt sind, entscheidet sich weniger in der Welt des *«homo oeconomicus»* als vielmehr im konkreten historischen und gesellschaftlichen Kontext.»<sup>406</sup> Mit andern Worten: Der ubiquitäre Charakter des Rationalitätsbegriffs, das rein rationale Verhalten des einzelnen Wirtschaftenden, ist je nach seinem sozio-ökonomischen Umfeld zu relativieren. Man darf aber auch nicht vergessen, «in welchem hohem Grade die ökonomische Betrachtungsweise und die quantitativen Methoden Korrelat eines historischen Prozesses sind. Gerade deshalb ist es durchaus legitim, Rationaltheorie und quantitative Forschungstechniken im Bewusstsein um die historische Relativität allen theoretischen Denkens auf die Geschichte anzuwenden.»<sup>407</sup>

Für unsere Abhandlung zum beginnenden Buchdruck in Basel drängen sich deshalb zusätzliche Überlegungen auf<sup>408</sup>. Das ökonomische Subsystem, das wir meinen, wenn wir von der Wirtschaft des ausgehenden 15. Jahrhunderts sprechen, war um 1470 noch nicht so klar ausdifferen-

<sup>405</sup> Lüthy, «Nochmals: Calvinismus und Kapitalismus», S. 132.

<sup>406</sup> Stolz, *Basler Wirtschaft*, S. 133.

<sup>407</sup> Stolz, a.O., S. 136.

<sup>408</sup> Die folgende Überlegung basiert auf einem Hinweis Herrn Prof. M. Giesecke, Universität Bielefeld, in einem Brief an den Autor vom 19. März 1992.

ziert. Weder können wir als Betrachter von heute noch konnten die Menschen von damals «ökonomische Rahmenbedingungen von andern Bedingungen so klar trennen». Da in jener Zeit der Entdeckung und Entwicklung von Marktchancen noch niemand, da auch nicht die ersten Buchdrucker für ihre Ware Buch die Dynamik des Marktes so gut kannten, dass sie mit planmässigem Handeln darauf hätten reagieren können, so werden sie ihre Entscheide nicht nur nach der Rationalität der Ökonomie gefällt haben. Sie waren noch stark im mittelalterlichen Denken verhaftet und sind deshalb auch ihren vielfältigen traditionellen Logiken gefolgt. Aber die frühen Buchdrucker waren als Unternehmer doch bereits stark kapitalistisch geprägt. Ausgeprägter Eigennutz gehörte zum Verhaltensmuster, das kapitalistische Gewinnstreben stand dem Streben nach Gottgefälligkeit nicht nach. Auch wenn wir die rein rationale Planmässigkeit des Standortentscheides zu hinterfragen haben, ist es doch berechtigt, die Antwort darauf, warum gerade Basel und weshalb Basel so früh zur Druckerstadt geworden sei, in objektiven Standortfaktoren zu suchen. Wir dürfen dabei aber mögliche subjektive, zufällige Standortfaktoren nicht ausser acht lassen.

## 5.2. Die Rolle von subjektiv-zufälligen Standortfaktoren

### 5.2.1. *Freunde, Beziehungen, Konkurrenten und Gönner*

«Auf einer Reise rheinaufwärts habe er zufällig in Basel einen guten Bekannten, einen schon lange aus den Augen verlorenen Schulfreund wieder angetroffen, der ihn zum Abendessen und Übernachten eingeladen habe. So sei er einige Tage geblieben, aus Tagen seien Wochen geworden, und schliesslich habe er hier geschäftlich Fuss gefasst.» Diese Aussage könnte ebenso gut ein Zuzüger in einem Interview des nach den Motiven des Neuansiedlers forschenden modernen Wirtschaftsförderers gemacht haben wie einer der Basler Erstdrucker auf entsprechende Fragen. Überprüfen wir den möglichen Wahrheitsgehalt einer solchen Hypothese.

Vorausgeschickt sei, dass wir ein absichtliches Ausnützen bereits bestehender oder angebahnter Beziehungen zu einem Sponsor oder gar das Eingehen auf eine Berufung nicht als zufälligen subjektiven Entscheid, sondern als objektiv begründeten Standortfaktor sehen würden. Das Beispiel von Johannes Heynlin von Stein, der zusammen mit seinem Professoerkollegen Fichet die drei deutschen Typographen Ulrich Gering, Martin

Crantz und Michael Friburger 1469 an die Sorbonne nach Paris berief, ist allgemein bekannt. Wir haben in Kapitel 4.2.2 auf das Sponsoring des päpstlichen Bibliothekars und Bischofs von Alesia für die ersten deutschen Drucker in Italien, Konrad Sweynheim und Arnold Pannartz, hingewiesen sowie auf die Unterstützung von Albrecht Pfister in Bamberg und Günther Zainer in Augsburg durch ihre fürstlichen Bischöfe. Eine solche Förderung oder gar Berufung wäre unter den objektiven Standortfaktoren der Bischofs- oder Universitätsstadt abzuhandeln gewesen; für den frühen Buchdruck in Basel liegen dafür keine Indizien vor.

Befassen wir uns nun mit der Möglichkeit, dass die Basler Erstdrucker Ruppel, Richel und Wenssler bei ihrer Ankunft in Basel ältere Beziehungen zufällig erneuert hätten. Alte Bekannte aufzustöbern, die Berthold Ruppel in Basel wieder getroffen haben könnte, ist deshalb so schwierig, weil wir über seine Aufenthalte und Tätigkeiten zwischen seinem Weggang von Mainz nach 1455 und seinem Eintreffen in Basel um 1468/69 rein nichts wissen. Ferdinand Geldner nimmt an, dass Ruppel zwischenzeitlich in Strassburg gewilt und dort den Buchdruck eingeführt habe. «Bis zum Beweis des Gegenteils wird man annehmen dürfen, dass der andere treue Diener und Knecht Gutenbergs, Bechtolf aus Hanau, den Buchdruck nach Strassburg gebracht hat.»<sup>409</sup> Gerhard Piccard neigt dagegen zur Auffassung, Ruppel habe Bernhard Richel schon vor der Aufnahme seiner Basler Tätigkeit gekannt, und deshalb wäre ein Gastspiel Ruppels in Nürnberg zu vermuten. «Ich wage heute noch nicht zu behaupten, dass Richel und Ruppel gemeinsam nach Basel gekommen sein könnten. Doch wenn sich Richel sogleich mit Ruppel verbindet, so müssen die beiden Drucker entweder einander schon vorher gekannt haben, oder sie müssen zumindestens von einander gewusst haben.»<sup>410</sup> Wir haben dieser Theorie des gemeinsamen Zuzuges resp. der von Anfang an gemeinschaftlichen Druckertätigkeit in unserem druckgeschichtlichen Exkurs widersprochen. Die Möglichkeit, dass Ruppel in Nürnberg gewirkt hat, bleibt zwar auch ohne Beweis bestehen, aber das hilft uns auch nicht weiter. Das Vorleben Ruppels bleibt im Dunkeln. Wir können keine alte Verbindung belegen und deshalb diesbezüglich auch keinen subjektiven Verweilgrund konstruieren.

<sup>409</sup> Geldner, «Gutenberg», S. 749.

<sup>410</sup> Piccard, «Papierzeugung und Buchdruck», S. 1910.

Gehen wir zu Bernhard Richel über. Seine Herkunft von und seine geschäftliche Verbindung mit Nürnberg ist aus archivalischen Quellen belegt: einerseits seine Beziehungen zum Nürnberger Geldgeber Jacob Kungscha-her<sup>411</sup>, andererseits die Nennung seines Herkunftsortes Nürnberg beim Hauskauf<sup>412</sup>. Piccard nimmt wie erwähnt an, Richel sei wegen Ruppel nach Basel gekommen. Aber wenn Piccards Theorie stimmen würde, wäre das Zusammentreffen nicht zufällig gewesen, sondern Richel hätte Basel absichtlich wegen der günstigen Konkurrenzlage gewählt. Entweder hätte er gewusst, dass erst ein einziger Konkurrent hier tätig war, oder die Assoziation mit Ruppel wäre zum vornherein beschlossene Sache gewesen. Nun gehört die Einschätzung der Konkurrenzsituation zu den klassischen Parametern eines Standortentscheides und damit eigentlich zu den objektiven Standortfaktoren. Aber auch wenn wir persönlich den Schlussfolgerungen Piccards nicht zu folgen vermögen, besteht durchaus die Möglichkeit, dass Richel aus Nürnberg nach Basel gekommen und hier geblieben ist, weil er die sich zufällig ergebende Chance der Verbindung mit Ruppel erfasst hat, ob er ihn vorher kannte oder nicht. Wahrscheinlicher ist aber, dass Richel, versehen mit Geld aus seinem bisherigen Tätigkeitskreis, sich absichtlich einen neuen Arbeitsort suchte, an dem er sich als Fachmann bewähren und profilieren konnte. Und seine Wahl fiel nach objektiven Kriterien auf Basel.

Bei Michael Wenssler sind ebenfalls keine subjektiven Fäden nachweisbar, die ihn nach Basel gezogen hätten. Zwar ist er lange vor der Aufnahme seiner hiesigen Druckertätigkeit bereits als Student in Basel gewesen. Im Sommersemester 1462 immatrikulierte sich «Michahel Wensler de Argentina» an der Universität<sup>413</sup>. Aber aus den rund zehn Jahren bis zum Erscheinen seiner ersten Druckerzeugnisse in Basel haben wir keine Nachrichten über seinen Verbleib. Selbst wenn wir fürs Studium bis zum möglichen Abschluss als Baccalaureus noch die üblichen drei Jahre einsetzen, bleibt eine grosse Lücke. Ob er in Strassburg die Buchdruckerkunst erlernt hat, bleibt ungewiss. Und ob er seinen ersten Teilhaber Friedrich von Biel, den Sohn eines angesehenen Basler Wechslers, schon vorher gekannt hat, ist ebenfalls nicht eruierbar.

<sup>411</sup> Stehlin, «Regesten», 5.

<sup>412</sup> Stehlin, «Regesten», 88.

<sup>413</sup> *Die Matrikel*, S. 32 Nr. 38.

Einleitend haben wir auseinandergesetzt, dass rein objektive, rationale Standortkriterien für die Basler Erstdrucker wohl nicht allein ausschlaggebend gewesen sind, weil diese ja noch stark im mittelalterlichen Denken verhaftet waren. Dies gilt auch für die Beurteilung der Konkurrenzsituation. Objektiv rational entscheidend, hätten sich die Frühdrucker an jenen Orten niederlassen müssen, an welchen noch keine Konkurrenz bestand, oder wo die Chancen der Kooperation mit einem ortsansässigen Drucker offen lagen. Mittelalterlich logisch gedacht war aber ein bestehender Konkurrent nicht nur ein mit gleichen Problemen konfrontierter Wettbewerber, sondern auch ein gleichgesinnter Handwerker und Unternehmer, mit dem man sich verbinden resp. an den man sich anlehnen konnte, ohne zünftisch verbunden zu sein. So gesehen hätte ein bereits in Basel ansässiger Konkurrent sowohl ein objektives Contra wie auch ein subjektives Pro für den Standortentscheid verkörpern können.

Fassen wir die eindeutigen Fakten, soweit sie uns bekannt geworden sind, zusammen: Für die Basler Erstdrucker lassen sich keine subjektiv-zufälligen, für die Standortwahl positiven Verbindungen zu Freunden, Bekannten oder Konkurrenten nachweisen.

### *5.2.2. Die Sprache*

Berthold Ruppel von Hanau, Bernhard Richel von Ehenwiler und Michael Wenssler von Strassburg waren deutscher Muttersprache resp. sprachen einen deutschen Dialekt. Sie beherrschten auch die lateinische Sprache. Von Wenssler als Studiertem wissen wir das mit Bestimmtheit, für Ruppel und Richel als Drucker und Verleger gewichtiger lateinischer Editionen dürfen wir es mit grösster Wahrscheinlichkeit annehmen. Über weitere Sprachkenntnisse der drei Erstdrucker ist uns nichts bekannt.

Basel seinerseits war die letzte bedeutende Stadt deutscher Sprache auf dem Weg nach Süden. Auf der Gotthardroute gab es in der Eidgenossenschaft keine wirtschaftlich genügend attraktive Stadt mehr, die nächste Metropole war bereits das italienische Mailand. Und in Lyon oder Genf, den nächsten Stationen auf dem westlichen Handelsweg, sprach man französisch.

Nun wird in der modernen Sprachsoziologie immer wieder auf den Zusammenhang zwischen Sprache und Identität sowie dem nicht-

sprachlichen Verhalten einer Gruppe<sup>414</sup> hingewiesen. Das gilt ebenso für die Differenzierung und Prägung durch sozial bedingte, schichtenspezifische Sprachen oder fachliche Sprachen verschiedener Berufsklassen in Kleingruppen oder gewissen Bevölkerungsschichten wie auch für die Sprachen verschiedener geographischer Bereiche, sei es der Dialekt einer Region, sei es die Gemein- oder Hochsprache eines Volksstammes. Neben anderen Faktoren wie Umwelt, Rasse, Religion bewirkt also die Sprache beim sprechenden Individuum ein spezifisches Denken, Fühlen und Werten. Bei den «Nationalsprachen» hat dieser Zusammenhang im 20. Jahrhundert mit der Pflege der «Muttersprache» zu unseligen Auswüchsen geführt<sup>415</sup>. Sprache ist gleichzeitig Bedingung und Produkt sozialer Interaktion. Max Weber streicht das Kommunikationselement in *Wirtschaft und Gesellschaft* folgendermassen hervor: «Gemeinsamkeit in der Sprache, geschaffen durch gleichartige Tradition von seiten der Familie und Nachbaramwelt erleichtert das gegenseitige Verstehen, also die Stiftung aller sozialer Beziehungen, im höchsten Grade. Aber an sich bedeutet sie noch keine Vergemeinschaftung, sondern nur die Erleichterung des Verkehrs innerhalb der betreffenden Gruppen. Die Orientierung an den Regeln der gemeinsamen Sprache ist primär also Mittel der Verständigung ...»<sup>416</sup>

In diesem Sinne erleichterte die deutsche Gemeinsprache für Berthold Ruppel in Basel die Verständigung, sie war eine willkommene Kommunikationshilfe, deren er beim Weiterziehen nach Süden verlustig gegangen wäre. Für seine Hauptproduktion theologischer Werke hätte er zwar das Deutsche nicht gebraucht, denn alle seine Folianten sind in lateinischer Sprache erschienen. (Für die wirtschaftlich als Füllarbeiten geschätzten Gelegenheitsdrucke wie die Aderlassregeln<sup>417</sup> waren Deutschkenntnisse allerdings Voraussetzung). Aber die Kommunikation im Alltag war für Ruppel in Deutsch doch sehr viel einfacher. Einerseits waren die in Basel um 1470 tätigen Drucker Gesellen und -knechte ausschliesslich deutscher Ab-

<sup>414</sup> Vgl. dazu Badura, *Sprachbarrieren*, S. 94, und die dort zitierte Literatur.

<sup>415</sup> Als unrühmliches Beispiel dafür sei das bereits 1932 erschienene Werk von Georg Schmidt-Rohr, *Die Sprache als Bildnerin der Völker*, Jena 1932, mit seinem erschreckenden, nationalsozialistischen Gedankengut angeführt. Immerhin Nr. 4 der Schriftenreihe der Deutschen Akademie!

<sup>416</sup> Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 31.

<sup>417</sup> GW 221.

stammung, auch die nachweisbar von Ruppel beschäftigten Mitarbeiter<sup>418</sup>. Andererseits und insbesondere war der tägliche Verkehr mit Bürgern und Behörden der Stadt, mit den Kunden und Kaufinteressenten der Region dank der gemeinsamen Sprache gewaltig erleichtert, denn der (hessische?) Dialekt Ruppels war für die alemanisch sprechenden Einheimischen wie für die vielen schwäbisch sprechenden Zuzüger durchaus verständlich.

Ist Ruppel deshalb aus subjektivem Empfinden der gemeinsamen Sprache wegen in Basel geblieben? Oder weil er die weiter im Süden möglichen Verständigungsschwierigkeiten scheute?

### *5.2.3. Aufgeschlossenheit für Zuzüger*

Schliesslich müssen wir nochmals auf das im Kapitel 4.3.2 beschriebene lebendige Klima dieser Stadt Basel in der Zeit nach der Universitätsgründung zurückkommen, dieses Offensein und Gewährenlassen. Von dieser aufgeschlossenen Akzeptanz für Fremdes und Fremde haben auch die Zuzüger profitiert. Die Stadt Basel hatte schon früher – wirtschaftlich bedingt und nicht aus geistigen Gründen – in den Jahren nach dem Konzil den Preis des Bürgerrechts ermässigt und sich für einen wohlfeilen Erwerb des Zunftrechtes eingesetzt, was ihr bis 1445 gegen 1000 neue Bürger, die meisten von ihnen Zuzüger, einbrachte. In den Jahren 1484 und 1487, ausgelöst durch den Streit mit dem Bischof, wiederholte die Stadt übrigens diese liberale Einbürgerungskampagne. Ein Beispiel für die schon vor 1450 offene Zulassungspraxis für auswärtige Vertreter neuer, entwicklungsfähiger Gewerbe ist auch die Basler Papiermacherei, die ihren Aufschwung den aus Casale zugewanderten Brüdern Anton, Michael und Hans Gallizian samt den zahlreichen aus Italien nachgezogenen Papierknechten verdankte. Nach der Universitätsgründung 1460 wurde die Durchmischung stärker und mannigfaltiger; die Zuwanderung nahm nicht nur quantitativ zu, sondern brachte auch qualitativ mehr Gewinn<sup>419</sup>.

Die normale, kontinuierliche Zuwanderung nach Basel speiste sich aus der umgebenden Landschaft, speziell aus dem Sundgau, dem Juragebiet und der rechtsrheinischen Nachbarschaft, dann auch aus dem Unterelsass, viel aus Schwaben, seltener aus dem Norden Deutschlands, nur vereinzelt

<sup>418</sup> Vgl. StABS, Missiven XIV.

<sup>419</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 2,2, S. 907.

aus Frankreich und Italien. Der Zuzug aus Schwaben war besonders stark in den kunsthandwerklichen Berufen wie den Goldschmieden, Kartenmachern und Malern. Die Zunftrodel zeigen ein lebhaftes Kommen und Gehen, viele der Zuzüger sind hier sesshaft geworden. In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnt die Periode, in welcher Basels wirtschaftliche und geistige Bedeutung zum guten Teil auf Leistungen Eingewanderter und nicht von Autochtonen ruhte<sup>420</sup>.

Auch die Basler Frühdrucker waren Zuzüger, allen voran Berthold Ruppel. Hat sich der Zuwanderer Ruppel in der aufgeschlossenen Atmosphäre unter Seinesgleichen in Basel besonders wohl gefühlt, und ist er deshalb hier geblieben? Auch diese Frage muss offen bleiben, und mit ihr verlassen wir die nicht abschliessende Aufzählung subjektiv empfundener, zufälliger Standortfaktoren.

#### *5.2.4. Zufällige obrigkeitliche Unterstützung*

Wirtschaftsförderung, modern definiert, soll die Attraktivität eines Landes, einer Region, einer Stadt für die Zielgruppe der Investoren erhöhen und im Wettbewerb der Standorte attraktive ökonomische Rahmenbedingungen für die wirtschaftenden Individuen oder Institutionen schaffen. Sind solche Massnahmen bewusst und gezielt auf ganze potentielle Zuzügergruppen resp. bereits ansässige Branchen gerichtet, so sind sie unter den objektiven Standortfaktoren zu subsumieren. Als Beispiel seien die um die Wende des 15./16. Jahrhunderts den Basler Druckern gewährten Zoll- und Handelserleichterungen genannt, auf die wir unter 4.2.1 eingegangen sind. Vielleicht könnte man die dem Druckereigewerbe in Basel seit Beginn gewährte Zunftfreiheit auch als staatliche Wirtschaftsförderungsmassnahme bezeichnen, wäre da nicht der Einwand, die Befreiung vom Zunftzwang sei nicht Teil einer bewusst marktorientierten Stadtentwicklungspolitik gewesen, sondern vielmehr das Resultat der historischen Entwicklung, des Konkurrenzkampfes unter den Zünften selbst und der Unmöglichkeit, die neue Technologie Buchdruck in ein bestehendes mittelalterliches Schema einzupassen.

Die erwähnten Massnahmen zur Mehrung der Bürgerschaft durch vergünstigte Gewährung von Bürgerrechten können als absichtliche Förde-

<sup>420</sup> Wackernagel, a.O., S. 908.

rungsmassnahmen für die Gesamtheit der städtischen Wirtschaft gesehen werden. Wir finden aber keinen Nachweis dafür, dass irgendeine städtische Instanz in den 1460er oder 1470er Jahren Basel bewusst und gewollt zu einer bedeutenden Druckerstadt hätte machen wollen. Es gab keine offizielle Positionierung Basels als Buchdruckerstadt, weder innerhalb des potentiellen Absatzgebietes noch innerhalb des bestehenden Konkurrenzumfeldes. Bewusste staatliche Unterstützung kam erst auf, nachdem sich der Buchdruck in Basel als Wirtschaftsfaktor etabliert hatte und sich nach Eröffnung der Amerbachschen Offizin in der ersten Aufschwungsphase befand.

Gab es überhaupt eine zufällige Förderung, von der nur ein einzelner individuell profitierte? Die Privilegierung wäre eine solche Massnahme gewesen. Wir meinen dabei nicht das Privileg, das die Monopolstellung eines einzelnen Druckers sicherte, wie es dem Erstdrucker Venedigs, Johannes de Spira, von der Signoria der Lagunenstadt 1469 für fünf Jahre gewährt worden war. Johannes konnte zwar die ausschliessliche Erlaubnis zur Ausübung des Buchdrucks auf venetianischem Gebiet nicht ausnutzen, weil er bereits Anfang 1470 starb, aber es handelte sich doch um einen handfesten Standortvorteil. (Im übrigen hat man in Venedig schnell die Bedeutung der neuen Kunst erkannt und räumte deshalb dem Nachfolger die Monopolstellung bereits nicht mehr ein.) Vielmehr sprechen wir von solchen Privilegien, die von einem Fürsten, einem Bischof oder einer sonstigen Obrigkeit dem Autor oder dem Verleger für den Druck eines einzelnen Werkes gewährt wurden. Ein solcher Schutz vor Nachdruck galt nicht dem geistigen Eigentum, denn das 15. Jahrhundert kannte noch kein Copyright, sondern dem materiellen Aufwand, der für die Herstellung und den Vertrieb des Werkes geleistet worden war.

Ein eigentliches Schutzrecht hat die Frühdruckzeit nicht gekannt; es wurde umgekehrt sogar als normal angesehen, dass ein Werk kopiert und billiger auf den Markt gebracht wurde, wenn eine grosse Nachfrage bestand. Dies entsprach der Tradition der Handschriftenzeit, in der es ja auch ein Verdienst gewesen war, einen viel begehrten Text durch Abschrift zu vervielfältigen. Erst mit dem Beginn der 1480er Jahre kamen Schutzprivilegien, *cum privilegio* eines Fürsten, vor allem in Italien auf. Konrad Haebler nennt als erstes dasjenige, welches in Mailand dem Buchhändler Andreas

de Bosis für den Druck der *Sforziade* des Johannes Simoneta durch Andreas Zarotus erteilt worden ist<sup>421</sup>. In Deutschland gibt es nur ganz selten Privilegien, die sich wirklich von den Widmungsbriefen an Persönlichkeiten, von denen der Drucker Gunstbezeugungen erwartete, unterscheiden. Für Basler Editionen ist keine Erteilung von umfassendem Schutz nachweisbar.

Es gab natürlich auch unausgesprochene resp. nicht schriftlich fixierte Privilegien, die ein einzelnes Unternehmen subjektiv profitieren liessen. Zu solchen, informell bevorzugten Druckern zählten vor allem jene Offizinen, denen Bischöfe die offizielle Ausgabe der Mess- und anderen Kirchenbücher anvertrauten oder die von den Behörden amtliche Verlautbarungen zum Druck erhielten. Voraussetzung dafür, speziell für wiederholte Aufträge, waren weniger die persönlichen Beziehungen als Fachkenntnisse und die Fähigkeit, einwandfreie Texte zu liefern. Als Beispiel nennt Ferdinand Geldner den Meister Johann Sensenschmidt in Nürnberg, der mit dem Druck des Freisinger Missale aufgrund seiner vorzüglichen Vorleistungen bei Messbüchern anderer Sprengel beauftragt worden ist<sup>422</sup>. In Basel haben die Bischöfe, wie wir im Kapitel 4.2.2 gesehen haben, in der Frühdruckzeit nie die Herausgabe von Messbüchern privilegiert.

Im übrigen muss abschliessend betont werden, dass auch echte Privilegien immer nur eine beschränkte Geltung hatten, nämlich für das Territorium der ausstellenden Obrigkeit. In Frankreich und in Spanien als zentral regierten Staaten war ein Schutzprivileg für das ganze Land wirksam; in Italien war ein Privileg der Signoria von Venedig in Mailand kaum etwas wert; und in Deutschland mit seiner territorialen Zersplitterung nutzten die Privilegien überhaupt nur in Fürstentümern mit ausgebauter Polizeimacht. Gerade in Stadtstaaten und freien Reichsstädten war die Durchsetzbarkeit eines individuellen Privilegs begrenzt. Dies mag ebenfalls ein Grund dafür sein, dass in Basel auch in den ausgehenden Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts keine eigentlichen Schutzprivilegien für Werke einzelner Drucker oder Verleger zu finden sind. Wir können deshalb für den beginnenden Basler Buchdruck keine zufällige Unterstützungen durch irgendwelche Autoritäten aufzeigen. *Cum privilegio* ist in Basel nicht nachweisbar.

<sup>421</sup> Haebler, *Handbuch der Inkunabelkunde*, S. 161.

<sup>422</sup> Geldner, *Inkunabelkunde*, S. 140.

### 5.2.5. *Subjektive Zufälle*

Dass Standortentscheide nicht nur aus rein objektiv-rationalen Beweggründen erfolgt sind, haben wir bereits aufzuzeigen versucht. Neben den vom einzelnen Individuum subjektiv als positiv empfundenen Standortfaktoren wie etwa dem «Sichwohlfühlen» in einer bestimmten Umgebung, welche für dieses Wirtschaftssubjekt durchaus zum objektiven Kriterium mutieren können, gibt es noch die reinen Zufälligkeiten. Die Wirtschaftsgeschichte ist voll von Beispielen zufällig entstandener oder gewählter Standorte. Jeder moderne Wirtschaftsförderer, der schon als Motivforscher mit Fragebogen oder Interviews das eigentliche «Warum?» eines Standortentscheides zu ergründen gesucht hat, kann sich über die ausgefallensten Beweggründe jenseits der wirtschaftlichen Logik nur wundern. Das Beispiel der Sitzverlegung einer Finanzholding nach Basel, weil die Gattin des CEO als Musikliebhaberin dieser Kulturstadt vor andern Mitbewerbern auf Grund der überdurchschnittlichen Orchesterdichte den Vorzug gegeben hat, basiert auf persönlich Erlebtem. Ein anderes Motiv schimmert in der Geschichte durch, nach welcher Basel gewählt wurde, weil die Stadt im Umkreis einer Autostunde die höchste Konzentration michelinbestenster Restaurants aufzuweisen habe. Die meisten Zufallsgründe lassen sich aber unter den Themenkreisen: Verbundenheit zu eigenen Landsleuten, zufällig zur Verfügung stehender Grund und Boden sowie unvorhergesehene Bindung durch eine weibliche Fessel, subsumieren. Wir wollen nachstehend prüfen, ob für die Basler Erstdrucker auch solche Beweggründe ausschlaggebend gewesen sein könnten.

Zuerst zur Frage des Bestehens landsmännischer Kolonien oder «Clans» innerhalb des Basler Buchgewerbes resp. zur Frage, ob ein wandernder Drucker durch das zufällige Antreffen gleicher Landsleute zum Verweilen bewogen worden wäre. Wir können diesen Grund für die Basler Erstdrucker ausschliessen. Ruppel aus Hanau war Hesse, Richel aus Ehenwiler Lothringer, Wenssler aus Strassburg Elsässer und Flach der einzige gebürtige Basler. Auch bei den uns namentlich und herkunftsmässig überlieferten Druckergesellen können wir keine Konzentration aus bestimmten Gebieten ausmachen, es sei denn, wir würden das Gebiet des südlichen Deutschlands ziemlich weit fassen. Über die Möglichkeit, dass Ruppel und Richel sich von der beruflichen Tätigkeit in Nürnberg bereits vor ihrem Zuzug nach Basel kannten, haben wir schon gesprochen. Sollte aber die Theorie Piccards stimmen, so entfällt das Kriterium der Zufälligkeit. Kei-

ner der Frühdrucker ist also in Basel tätig geworden, weil er hier in der Fremde zufällig Landsleute getroffen hätte. Erst später können wir im Basler Buchdruckergewerbe eine gewisse Konzentration aus bestimmten Gebieten feststellen, nämlich zuerst aus Schwaben, dann aus Franken.

Zu den Schwaben gehörte Johann von Besicken aus Besigheim nahe Bottwar, der sich im Wintersemester 1469/70 an der Universität Basel immatrikulierte hatte<sup>423</sup> und dessen Druckertätigkeit die Jahre 1480–1483 umfasste. Er muss zusammen mit Nicolaus Kessler aus Bottwar studiert haben, dessen Immatrikulation zwar nicht nachzuweisen, dessen Promotion zum Baccalaureus 1471 ohne Tagesdatum aber gesichert ist<sup>424</sup>. Kessler heiratete Magdalena, Bernhard Richels Tochter und wurde als Schwiegersohn in dessen Geschäft tätig; bereits 1475 erscheint er als Bevollmächtigter Richels beim Einzug einer Schuld<sup>425</sup>, und nach dem Tode seines Schwiegervaters 1483 hat er dessen Offizin selbst übernommen. Ein weiterer Schwabe aus der gleichen Region war Johann Schabler auch aus Bottwar, der sich im Wintersemester 1473/74 an der Universität einschrieb<sup>426</sup>, und später als Buchführer in Basel tätig wurde.

Aus Franken stammen die bedeutendsten Basler Buchdrucker, die drei «Hanse» Johann Amerbach aus Amorbach, Johann Petri aus Langendorf und Johann Froben aus Hammelburg. Die beiden Letztgenannten erhielten ihre Ausbildung in der Amerbachschen Druckerei und arbeiteten dort als *socii*, bevor sie sich selbständig machten. Von Johann Froben wird sogar behauptet, er sei «ohne Zweifel durch seinen Landsmann Johann Amerbach nach Basel gezogen worden»<sup>427</sup>. Da aber ihre Druckertätigkeit in die späten 1480er und die 1490er Jahre fällt, erübrigt sich für unsere Untersuchung der Anfänge um 1470 die Vertiefung der Frage, ob sie sich als Landsleute bewusst oder zufällig in der Druckerei von Amerbach zusammengefunden haben. Für jene spätere Periode mag die Ausstrahlung des fränkischen «Clans» durchaus eine gewisse Rolle gespielt haben.

Ein weiterer Grund für einen subjektiven Standortentscheid wäre in der zufälligen Verfügbarkeit von Grund und Boden zu suchen. Industrien sie-

<sup>423</sup> Stehlin, «Regesten», 1319.

<sup>424</sup> Stehlin, «Regesten», 1339.

<sup>425</sup> Stehlin, «Regesten», 41.

<sup>426</sup> Stehlin, «Regesten», 1324.

<sup>427</sup> Wackernagel, *Geschichte*, Bd. 3, S. 166.

deln sich an, weil dem Unternehmer von der Verwandtschaft ein baureifes Grundstück angeboten worden ist; Handwerker etablieren sich am Standort, an dem der Grossvater ihnen ein Gebäude vererbt hat; Gewerbe lassen sich in einem Ort nieder, in welchem der Vater oder Schwiegervater ein geeignetes Haus besitzt. Hat sich einer der Basler Erstdrucker für diese Stadt entschieden, weil ihm zufällig für seinen Betrieb ein Haus zur Verfügung stand oder gestellt wurde?

Berthold Ruppel scheint, wie wir im Anhang darlegen, in Basel nie ein Haus besessen zu haben. Sowohl an den Spalen unter dem Heuberg als auch im Hause «Zem Palast» an der Freien Strasse wohnte er zu Miete. Ein Hauskauf oder Grundbesitz ist quellenmässig nicht belegbar<sup>428</sup>. Bernhard Richel erwarb erst am 25. August 1478 vom Junker Rudolf Schlierbach das Haus «Zum kleinen Blumen»<sup>429</sup>, in welchem er vermutlich vorher zu Miete war, da in der Abrechnung der Münsterwerkstatt schon 1476 vom «impresor ad Florem» die Rede war<sup>430</sup>. Wo Richel um 1470 Wohn- und Geschäftssitz hatte, ist wie bei Ruppel nicht gesichert. Michael Wenssler hat zuerst vor dem inneren Eschemer Tor<sup>431</sup>, dann an den Schwellen<sup>432</sup> sowie im Hause «v. Mulboun»<sup>433</sup> vermutlich zu Miete gewohnt, bis er 1479 den «Hof ze Ryn», auch Kamerers Hof genannt, von Michael Locher kaufte<sup>434</sup>. Er konnte sich also ebensowenig wie seine beiden Kollegen Frühdrucker auf ein Startkapital in der Form eines zufällig zur Verfügung stehenden Hauses abstützen.

Schliesslich ist noch zu fragen, ob es wirklich der ökonomische Charme der Stadt Basel oder nicht eher der betörende Liebreiz einer holden Schönen gewesen sein könnte, der einen unserer Erstdrucker zum Verweilen in Basel bewogen hat.

Bei Bernhard Richel können wir diese Möglichkeit ausschliessen. Er ist 1470 als verheirateter Mann mit Familie nach Basel gekommen. Diese Auf-

<sup>428</sup> Vgl. Fertigungsbücher der Stadt Basel, StABS, Gerichtsarchiv Reihe B, und Piccard, «Papierherzeugung und Buchdruck», S. 1908f.

<sup>429</sup> Stehlin, «Regesten», 88.

<sup>430</sup> Stehlin, «Regesten», 1130.

<sup>431</sup> Stehlin, «Regesten», 1470.

<sup>432</sup> Stehlin, «Regesten», 1480.

<sup>433</sup> Stehlin, «Regesten», 1489.

<sup>434</sup> Stehlin, «Regesten», 1479.

fassung vertritt Piccard<sup>435</sup>, und sie wird durch seine Biographie gestützt: Richel stirbt bereits 1482; seine Tochter Magdalena hatte vor 1475 Nicolaus Kessler geheiratet. Wir wissen nicht, wann die Hochzeit stattfand, und auch nicht, wie alt die Tochter damals gewesen ist. Aber sicher war sie vor Richels Basler Zeit geboren; Richel muss bei seiner Ankunft in Basel bereits ein gestandener Familienvater gewesen sein.

Auch von Michael Wensler ist anzunehmen, dass er sich nicht erst in Basel verehelicht hat. Er war zwar wahrscheinlich ein Jüngling, als er 1462 an der Basler Universität studierte, aber als er 1472 in Basel zu drucken begann, stand er aus mittelalterlicher Sicht bereits in den besten Mannesjahren. Der Umstand, dass Wensler seine Frau schon früh schlecht behandelte und dann im Mai 1491 samt den Kindern in bitterer Not einfach sitzen liess<sup>436</sup>, lässt die Vermutung keimen, er habe sich ein solches Betragen leisten können, weil seine Gattin als Nicht-Baslerin wenig familiären Rückhalt gehabt habe. Ganz abgesehen davon, dass wir beim profitorientiertesten aller Frühdrucker nicht unbedingt den «coup de foudre» als subjektiven Beweggrund für den Standortentscheid sehen.

Könnten die Reize einer holden Baslerin bei Berthold Ruppel dessen Anbindung an Basel bewirkt haben? Zur Beantwortung dieser Frage wollen wir einige Fakten aus dem Leben Ruppels hervorheben und interpretieren: Ruppel war bekanntlich Zeuge in einem Prozess, den sein Meister Johann Gutenberg gegen Johann Fust anstrebte, und zwar am 6. November 1455 in Mainz, wie im Helmaspergerschen Notariatsinstrument<sup>437</sup> überliefert wird. Wir kennen das damalige Alter des Druckergesellen «Berchtolffs von Hanauwe» nicht, müssen aber schliessen, dass Berthold Ruppel bei seinem Eintreffen in Basel Ende der 1460er Jahre mindestens zwischen 30 und 40 Jahre gezählt hat. Er hat also als gestandener und erfahrener Mann seine Druckertätigkeit in Basel aufgenommen. Da in seiner Biographie zwischen 1455 und 1468/69 eine grosse Lücke klafft, wissen wir nichts über seinen Zivilstand. Dass er als wandernder Drucker noch keine feste Bindung eingegangen war und als Junggeselle nach Basel kam, liegt durchaus im Bereich des Möglichen.

<sup>435</sup> Piccard, «Papierherstellung und Buchdruck», S. 1910.

<sup>436</sup> Stehlin, «Regesten», 816.

<sup>437</sup> Abgedruckt in Venzke, *Johannes Gutenberg*, S. 172–174.

Nach den Basler archivalischen Quellen war Ruppel mit der mehrfach genannten Magdalena Meigerin verheiratet. Wann er diese Ehe geschlossen hatte, ist nicht überliefert; es muss vor 1475 gewesen sein, dem Datum der ersten Erwähnung seiner Gattin in den Akten<sup>438</sup>. Nun ist der Geschlechtsname Meigerin die weibliche Form des Familiennamens Meyer. Die Meyer gehörten zu den weitläufigsten und verbreitetsten Geschlechtern Basels und zwar seit dem 14. Jahrhundert<sup>439</sup>. Wir haben in den Stammbäumen der bekanntesten Familien dieses Namens, wie sie W. R. Stahelin in seinem *Basler Wappenbuch*<sup>440</sup> aufgezeichnet hat, keine nach Taufnamen und Alter passende Magdalena gefunden.

Ruppel hat mit seiner Frau ein gegenseitiges Testament errichtet, erstmals am 23. Mai 1475, in welchem die beiden sich die Fahrhabe vermachten – Haus- und Grundbesitz hatten sie, wie erwähnt, keinen. Höchst interessant ist, dass auch die alte Magdalena Meigerin, also die Mutter der Frau resp. die Schwiegermutter Ruppels, ihre Einwilligung dazu geben musste<sup>441</sup>. Das kann doch nur bedeuten, dass von Seiten der Meiger ebenfalls Geld im Spiel gewesen ist. Modern ausgedrückt: Im Druckereibetrieb war auch Frauengut investiert. Was wiederum vermuten lässt, dass Magdalena Meigerin keine schlechte Partie gewesen ist.

An welche Möglichkeit wagt man nun zu denken, wenn man diese Fakten weiterspinn? Ruppel wäre als wandernder Drucker um 1468 in die Stadt am Rheinknie gekommen. Er sei Junggeselle gewesen, mittleren Alters und mit bescheidenen finanziellen Mitteln versehen. In Basel habe er die Bekanntschaft der Jungfer Magdalena Meiger gemacht, einer Tochter aus einer der zahlreichen Basler Familien dieses Namens. Die geknüpften zarten Bande hielten Ruppel vom Weiterziehen ab. Die Mitgift der Erwählten als willkommenes Startkapital für die Umsetzung seiner erworbenen Handwerkskunst und die günstigen ökonomischen Rahmenbedingungen hätten Ruppel bewogen, sich in Basel niederzulassen und einen eigenen Druckereibetrieb zu eröffnen. Am Anfang der Basler Buchdrucker-geschichte hätte so als mitbestimmende Ursache der Augenaufschlag der holden Baslerin Magdalen Meyer gestanden.

<sup>438</sup> Stehlin, «Regesten», 33.

<sup>439</sup> Weiss, *Basler Bürgerbuch*, S. 29f.

<sup>440</sup> Stahelin, *Wappenbuch*, Nr. 260–265.

<sup>441</sup> Stehlin, «Regesten», 33.

Natürlich sind das reine Spekulationen und keine handlungstheoretischen Erklärungen. Aber vielleicht hat Seine Majestät der Zufall eben doch eine Rolle gespielt. Wie bemerkte schon der französische Philosoph Pascal zum Lauf der Geschichte: «Wäre die Nase der Kleopatra kürzer gewesen, hätte das Antlitz der Erde ein anderes Aussehen bekommen.»<sup>442</sup>

<sup>442</sup> Zitiert nach Eberhard Puntsch, *Zitatenhandbuch*, München 1971, S. 1007.

## 6. Zusammenfassung und Fazit

Der Buchdruck mit beweglichen Metall-Lettern ist von Johann Gutenberg in Mainz kurz nach 1450 zur Produktionsreife gebracht worden. Er hat sich zuerst in den nordalpinen Städten des mittel- und süddeutschen Raums aus eigener Kraft entwickelt. Diese nordalpinen Städte sind als Geburtsorte des modernen Bürgertums durch den sozialen, ökonomischen und politischen Aufstieg der arbeitenden Schicht von Kaufleuten und Handwerkern geprägt. Das Bürgertum wurde neu zum Kulturträger und verkörperte damit eine Veränderungs- und Innovationskraft, welche die Entwicklung neuer Kommunikationsformen wie den Buchdruck erst ermöglichte.

Basel, ebenfalls eine nordalpine Stadt, gehört zu den ersten zehn Städten, in denen der Buchdruck Fuss gefasst hat. Nach den heutigen Erkenntnissen hat Berthold Ruppel, einst Drucker Geselle bei Johann Gutenberg in Mainz, um 1469 die erste Druckerwerkstatt in Basel betrieben. Uns haben die Gründe für diesen Standortentscheid interessiert. Wir sind von der Fragestellung ausgegangen, weshalb Ruppel sich entschlossen hatte, in Basel sesshaft zu werden und eine Offizin zu errichten. Oder allgemeiner ausgedrückt: Warum hat sich gerade in Basel der Buchdruck etabliert, warum so früh, und weshalb ist Basel in kurzer Zeit ein so bedeutendes Druckzentrum geworden?

Gründe für das frühe Entstehen und das spätere Gedeihen des Buchdrucks in Basel sind in der Literatur zahlreich und vielfältig genannt worden. Wir haben versucht, die ökonomischen Potentiale aufzuzeigen, aber auch das relevante soziopolitische Umfeld zu beleuchten und informationstheoretische Überlegungen anzustellen. Diese möglichen Entscheidungskriterien haben wir als rational-objektive Standortfaktoren analysiert, vertieft und gewichtet.

Wir sind uns aber der beschränkten Brauchbarkeit der durch die ökonomische Rationalität begründeten Standorttheorie bewusst geworden – speziell in der Anwendung für das Spätmittelalter, wo tägliches und berufliches wirtschaftliches Handeln noch mit traditionellem Denken verwoben ist – und haben deshalb auch die subjektiv-zufälligen Entscheidungskriterien nicht vernachlässigt.

Da es um die Gunst Basels in den Augen der Frühdrucker geht, haben wir keine Geschichte der Basler Buchdrucker verfasst und deren individu-

elle Fähigkeiten und Charaktereigenschaften nur dann angetönt, wenn es uns für die Erklärung des objektiven Sachverhalts notwendig erschien. Dabei ist der Erfolg der Offizin in der Inkunabelzeit natürlich nicht nur von der Attraktivität des gewählten Standortes, sondern ebenso sehr vom individuellen Können resp. der Persönlichkeit des Druckerherrn abhängig. Diese Voraussetzungen seien nochmals kurz und allgemein rekapituliert: Es sind erstens eine gute handwerklich-technische Vorbildung, die über das rein Typographische hinaus auch Kenntnisse des Stempelschnitts, des Pressenbaus, der Bleilegierung, der Druckfarbenherstellung usw. umfasste; zweitens eine gute allgemeine oder gar wissenschaftliche Ausbildung, um die zu produzierenden Werke nicht nur lesen und damit auswählen, sondern auch in Satz und Korrektur einwandfrei drucken zu können; drittens eine gute kaufmännische Ader und Erfahrung, da die Ware Buch in der Erzeugung eine Angelegenheit der Finanzierung und im Vertrieb eine Angelegenheit des Handels war.

Bevor wir zur Kommentierung und Gewichtung der einzelnen Standortfaktoren übergehen, muss noch eine wichtige Differenzierung vorausgeschickt werden: Die früheste Periode des Basler Buchdrucks bis gegen Ende der 1470er Jahre, also etwa bis zum Auftauchen Amerbachs, ist beherrscht von Existenzkämpfen, aber auch Chancen dank geringerer Konkurrenz, von vorwiegend regionalem resp. gebietsmässig begrenztem Absatz und der erst bescheiden einsetzenden Aufbruchsstimmung des Humanismus. In dieser Frühzeit also standen andere Standortfaktoren im Vordergrund als später in der Aufschwungsperiode der letzten beiden Dazennien des 15. Jahrhunderts.

Damit kommen wir zu den möglichen Standortüberlegungen der Basler Erstdrucker, soweit die aus der heutigen Sicht und heutiger ökonomischer Rationalität geprägten Theoriebegriffe überhaupt auf das Denken von Menschen im Spätmittelalter übertragbar sind. Wir haben wiederholt betont, dass die Begriffe der freien Marktwirtschaft und des ökonomischen Umfeldes in jener Zeit noch nicht so klar ausdifferenziert resp. von den bestehenden vielfältigen mittelalterlichen Logiken durchdrungen waren. Und Zufälligkeiten sind in der frühesten Phase noch weniger auszuschliessen als später, wo sich objektive, abwägbare Standortfaktoren eher durchsetzen.

Die stärkste Triebfeder eines Frühdruckers war sicher sein individuelles Gewinnstreben. Der Buchdruck war von Anfang an ein auf Profit ausge-

richtetes Handwerk. «Die Typographen waren nicht nur Gelehrte, auch nicht nur Handwerker, sondern Geschäftsleute, die auf Rendite und Absatz bedacht sein mussten, wenn ihr Betrieb nicht nach wenigen Auflagen eingehen sollte.»<sup>443</sup> Unseres Erachtens haben deshalb in der Gründerzeit um 1470 zum Entstehen des Basler Buchdrucks die Standortfaktoren Absatzpotential und Zunftfreiheit am stärksten beigetragen.

Basel hat den Erstdruckern ein überdurchschnittliches Absatzpotential für die Ware Buch geboten. Als faktisch freie Reichsstadt und noch bischöfliche Residenz war es die grösste Stadt in weitem Umkreis, durch seine Bevölkerung schon quantitativ ein grosses Potential. Sie war nicht übermässig reich, stand aber am Anfang einer wirtschaftlichen Erstarkung und hatte eine beachtenswerte Schicht wohlhabender, kaufkräftiger Bürger. Dazu war Basel Zentrum der oberrheinischen Region und eines kirchlichen Sprengels mit überdurchschnittlicher Ballung von Kirchen und Klöstern, die bereits Kunden der traditionellen Anbieter handschriftlicher Erzeugnisse gewesen waren. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen waren somit gut, Geld für den Kauf und Absatzkanäle für den Vertrieb der neuen typographischen Produkte waren vorhanden.

Basel als zünftisch organisierte Binnenstadt am Oberrhein hat den Erstdruckern aber auch ein interessantes sozio-politisches Umfeld geboten. Einerseits war die Stadt offen für Zuwanderer, ja Zuzüger wurden als Verstärkung der städtischen Wirtschaftskraft ausdrücklich willkommen geheissen. Von grösster Bedeutung war weiter, dass in Basel kein Zunftzwang für das Buchdruckergewerbe bestand. Die Buchdruckerei war von Anfang an und blieb ein freies Gewerbe, eine «freie Kunst». Die Exemption vom Zunftzwang bot handfeste wirtschaftliche Vorteile: keine Vorschriften punkto Arbeitszeit und Arbeitslohn; keine Notwendigkeit, auf dem örtlichen Markt anzubieten oder jegliche Ausfuhr über das städtische Kaufhaus abzuwickeln. Die Freiheit des Absatzes half, überregionale Gebiete zu erschliessen. Die Buchdrucker durften in eine Zunft eintreten<sup>444</sup>, wenn sie dies als Voraussetzung für den sozialen Aufstieg oder die politische Betätigung wollten, aber sie mussten das Zunftrecht nicht erwerben. Ruppel und Richel haben als Basler Erstdrucker darauf verzichtet. Die zünftische Ungebundenheit des Gewerbes war wirtschaftlich ein sehr zugkräftiger An-

<sup>443</sup> Ehrensperger, *Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr*, S. 359.

<sup>444</sup> Michael Wensler war sogar mehrfach zünftig.

reiz, zuerst für die am Standort Basel interessierten und niederlassungswilligen Drucker, später auch für die kapitalkräftigen lokalen Investoren.

Für die früheste Periode des Basler Buchdrucks sind noch weitere Standortfaktoren von Bedeutung gewesen. Wir halten die vorhandene vorgelagerte Produktion von Papier und Schrift, die skriptographische Tradition und die beginnende geistig-kulturelle Öffnung für wichtig, aber im Gegensatz zu andern Autoren<sup>445</sup> nicht für so entscheidend wie das bestehende Absatzpotential und die wirtschaftlichen Freiheiten.

Bei den dem eigentlichen Buchdruck vorgelagerten Produktionsstufen waren für die Basler Erstdrucker das vorhandene Papiergewerbe und das Potential an Siegelgrabern und Stempelschneidern von Interesse. Die ersten Papiermühlen entstanden in Basel vor 1440, also Jahrzehnte vor Beginn des lokalen Buchdrucks. Papierherstellung und Papierhandel waren um 1470 bereits stark entwickelt und wettbewerbsfähig, der Preisvorteil von einheimischen Papieren vor der Importware muss aber gering gewesen sein. Hingegen waren die Basler Papiermacher spezialisiert auf Grossfolioformate, deren sich der Frühdruck für die ersten Bibeln und deren Kommentare und Auslegungen häufig bediente. Wir haben festgestellt, dass die Basler Drucker beim Kauf ihrer Papiersorten nur teilweise den Standortvorteil nutzten, nämlich bei den Grossregalpapieren, die ausschliesslich aus einheimischen Papiermühlen stammten. Für normale Folio-Drucke hingegen wurden Importpapiere verarbeitet. Der Standortvorteil der vorgelagerten Papierproduktion scheint sich nur bei Ruppel und Richel ausgewirkt zu haben, die umfangreiche theologische Folianten in Grossformat druckten.

Für den Buchstabenschnitt, also die Herstellung von Patrizen und Matrizen in Metall, konnten die Basler Erstdruckereien auf ein Goldschmiedegewerbe mit alter Tradition zurückgreifen. Buchstabenhersteller, Siegelgraber und Stempelschneider haben nachweisbar Aufträge von Druckern erhalten, die Geschäftsbeziehungen sind urkundlich belegt. Der Metallschnitt war aber ein verbreitetes Handwerk, das auch in andern Städten verfügbar gewesen wäre, so dass wir diesem Vorteil nur beschränkte Bedeutung zumessen.

Für die Schriftherstellung war auch die Erfahrung der Kalligraphen, Schreiber, Brief- und Kartenmaler gefragt. Basel hatte eine alte skriptogra-

<sup>445</sup> Vgl. oben S. 17f.

phische Tradition aufzuweisen; über zehn Namen von Schreibern und Briefmalern sind bereits vor 1470 im Zunftrodel zu Safran verzeichnet. Schreibstubenbesitzer haben in Basel neben Manuskripten auch xylographische Blockbücher hergestellt und vertrieben. Die Schreibstubenbesitzer und Briefmaler hatten bereits Absatzkanäle zu Klöstern aufgebaut resp. den Vertrieb auf Kirchweihen, Jahrmärkten und Messen gepflegt. Für die Erstdrucker waren diese eingespielten Absatzwege vielleicht noch wichtiger als das verfügbare kalligraphische Können der traditionellen Skriptographen.

Schliesslich müssen wir unter den positiven Standortfaktoren zweiter Priorität, die Basel den Druckern in den 1460er und 1470er Jahre zu bieten hatte, auch das günstige sozio-kulturelle Umfeld erwähnen. Das Streben der Bürgerschaft nach Befreiung, politisch durch die Loslösung vom Regime des Bischofs, theologisch durch die Abkehr von der Enge der Scholastik und kulturell durch das Gedeihenlassen des aufkeimenden Humanismus, löste in der Stadt eine geistige Öffnung, ja eine eigentliche Aufbruchsstimmung aus. Die Bedeutung der Universität lag weder in ihrer Rolle als Auftraggeberin für den Buchdruck noch in der Autoren- und Editorentätigkeit ihrer Professoren, vielmehr in ihrer Funktion als Informationsvermittlerin und Wegbereiterin des neuen Geistes. Die liberale Politik des Stadtregimes entsprang zwar eher einer auf Konsens und Konfliktvermeidung angelegten baslerischen Geisteshaltung als einer bewussten strategischen Zielsetzung des Rates. Die traditionellen Schranken zwischen den Trägern geistiger Bildung und den Besitzern handwerklich-technischer Fähigkeiten waren aber doch so niedrig geworden, dass es den Druckern leicht fiel, als *magistri artium liberalium* die gebotenen Freiräume und Chancen zu nutzen.

Für die erste Phase des Basler Frühdrucks haben wir einige gewichtige Beweggründe für den Zuzug von Ruppel, Richel und Wenssler herausgestrichen und gewichtet, ohne dabei zu vergessen, dass der Zufall auch seine Rolle gespielt haben mag. Die Idee, dass Berthold Ruppel der schönen Magdalen Meigerin wegen an Basel gefesselt wurde, ist zwar spekulativ, aber durchaus reizvoll. Möglicherweise sind in dieser frühen Zeit überhaupt zufällige Kriterien für die Standortentscheide ebenso massgebend gewesen wie die sogenannt objektiven, abwägbaren Motivationsgründe. Das gilt übrigens allgemein für die frühen europäischen Druckorte. «Von den insgesamt 53 deutschen Wiegendruckorten sind die allermeisten nur

für kurze Zeit und aus zufälligen Gründen zu einer Druckerei gekommen.»<sup>446</sup>

Ausschlaggebend für die weitere Entwicklung Basels zu einem bedeutenden europäischen Druckzentrum war ein Umfeld, welches der ersten Druckergeneration wie auch deren Nachfolgern über lange Zeit erlaubte, in der Stadt Fuss zu fassen und zu expandieren. Dabei erhielten Standortfaktoren wie die Handels- und Verkehrsverbindungen für den Export, das Finanzierungspotential sowie die fortschreitende kulturell-geistige Öffnung unseres Erachtens erst in der Aufschwungsphase im letzten Viertel des Jahrhunderts ihre entscheidende Bedeutung.

Das Absatzpotential der eigenen Stadt und der näheren Umgebung war auch bei günstigen Voraussetzungen, wie sie Basel zu bieten hatte, beschränkt und konnte nur einen Teil der ohnehin schon kleinen Auflagen absorbieren. Durch den Vertrieb über wandernde Buchführer und den Besuch von Handelsmessen wurde ein Export aufgebaut, der erst den grösseren geschäftlichen Erfolg einleitete. «Von entscheidender Bedeutung für Druckerei und Verlag war, dass die Stadt verkehrsgünstig lag und als Handelsstadt weitreichende Handelsmöglichkeiten bot.»<sup>447</sup> Als natürlicher Umladeplatz vom Fuhrwerk auf das Schiff im Nord-Süd-Handel, zugleich an der west-östlichen Verbindung zwischen den süddeutschen Umschlagplätzen und Burgund gelegen, hatte Basel eine ausgezeichnete verkehrsgeographische Lage und das für den Buchexport notwendige Logistikpotential aufzuweisen. Die Basler Fernkaufleute konnten den Druckern Spedition Gelegenheiten für mitzuladende Bücher offerieren, aber auch ihre europäischen Verbindungen, ihr Vertreternetz und ihre Messeerfahrung zur Verfügung stellen.

In der Frühzeit konnte sich ein Drucker auf das rein Handwerkliche beschränken, Gelegenheitsdrucke annehmen, kleinste Auflagen selbst verlegen oder sich als Lohndrucker etablieren. Dann war sein Kapitalbedarf auf den Aufbau seiner – immerhin kostenintensiven – Produktionsstätte resp. auf die Einrichtung seiner Druckerei beschränkt. Seine eigenen Mittel mochten für den Anfang genügen. Sobald er aber expandierte, eine gewisse Grösse seiner Offizin anstrebte, grössere Auflagen oder seitenstarke Folianten im Selbstverlag produzierte und ins Exportgeschäft einstieg, stellte

<sup>446</sup> Lange, «Buchdruck, Buchverlag, Buchverkauf», S. 64.

<sup>447</sup> Lange, a.O., S. 62.

sich das Problem der Vorfinanzierung und damit der Zwang zur Beschaffung von Fremdkapital. Geldgeber mit Risikobereitschaft und spekulativem Gewinnstreben mussten für die zukunftssträchtige Technologie gefunden werden. Obwohl sich für die Anfangszeit des Buchdrucks in Basel vor 1475 quellenmässig mit der einen Ausnahme eines Darlehens an Bernhard Richel keine Fremdfinanzierungen nachweisen lassen, war das Potential dazu sicher vorhanden. Basel hatte nicht nur vermögende Bürger aufzuweisen, sondern auch sehr risikofreudige und profitorientierte Handelsgesellschaften. Der Einstieg der auf Gewinn erpichten privaten Geldgeber und Kaufmannschaften ist denn auch gegen 1480 in reichem Ausmass erfolgt, was die zahlreichen finanziellen Verflechtungen zwischen Basler Kaufleuten und Druckern belegen. An investitionsfreudigem Kapital war kein Mangel.

Wir haben auch eine mögliche Förderung des Basler Buchdrucks durch Bischof und Universität untersucht. Eine Rolle als Auftraggeberin haben beide, wenn wir von wenigen Gelegenheitsdrucken absehen, nicht gespielt. Überhaupt «hat die örtliche Verbindung zu Kirche und Wissenschaft nur in wenigen Druckorten und nur begrenzt Erzeugung und Absatz gefördert»<sup>448</sup>. Von den ersten Druckorten haben zwar alle ausser Subiaco (Klosterdruckerei), Eltville (Annex zu Mainz) und Nürnberg einen Bischofssitz aufzuweisen, aber die Kirche hat normalerweise nur Anstösse gegeben. Für ein dauerhaftes Gedeihen mussten andere Auftraggeber resp. Absatzkanäle akquiriert werden.

Von den zwanzig Orten Zentraleuropas, in denen bis 1475 auf Dauer oder mindestens für einen längeren Zeitraum eine Offizin existierte, waren nur sechs Universitätsstädte: Köln, Basel, Paris, Erfurt, Krakau und Löwen; dazu kommen – mit den bedeutenden Ausnahmen Venedig, Mailand und Florenz – die frühen italienischen Druckorte. Aber in Mainz, Bamberg, Strassburg, Augsburg, Nürnberg, Speyer, Lyon gab es zur Zeit der Einführung des Buchdrucks keine Hohe Schule; andererseits kamen die wichtigen Universitäten Prag und Wien erst später auch zu Druckereien. Severin Corsten hat aufgezeigt, dass von einem Standortfaktor Universität für die Ansiedlung von Offizinen des Frühdrucks keine Rede sein konnte<sup>449</sup>. Eine Universitätsstadt wurde nicht notwendigerweise zur Druckerstadt, umge-

<sup>448</sup> Lange, a.O.

<sup>449</sup> Corsten, «Universität und früher Buchdruck», S. 165ff.

kehrten hatten viele bedeutende Druckorte keine Universität in ihren Mauern.

Auch in Basel war die Hohe Schule als Institution kein massgebender Standortfaktor. Sie trat weder als Auftraggeberin auf, noch hat sie aktiv Drucker herangezogen. Auch haben in der ersten Phase keine Gelehrten der Universität als Autoren und Editoren die Buchproduktion befruchtet. Erst Sebastian Brant, der nach seinem Lizentiat 1483 an der Universität Basel bis 1500 lehrte, gab in Zusammenarbeit mit mehreren Druckern eine Fülle von Texten heraus, teils selbst verfasst, teils nur ediert, aber mit persönlichen Beiträgen. Die wichtige indirekte Wirkung der Universität lag in der Informationsvermittlung neuer Ideen, in der Förderung des Strebens nach der Erschliessung alter Quellen, in der Wegbereitung für den humanistischen Geist und im allgemeinen Beitrag zu einem günstigen sozio-kulturellen Umfeld in der Stadt Basel.

Wir haben also festgestellt, dass Kriterien wie Verteilpotential und Verkehrsanbindung sowie Finanzierungs- und Kapitalbeschaffungs-Fazilitäten erst in der zweiten Phase des Basler Frühdrucks, dem Aufschwung im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, für die Gunst Basels als Druckerstadt wichtig geworden sind. Aber die grundsätzlich frühkapitalistische, auf Gewinnstreben basierende Ausrichtung des neuen typographischen Handwerks, gerade auch wenn es zur Exportindustrie wird, gilt für die ganze Zeit. Historiker scheiden sich zwar bei der Beurteilung der frühen Basler Buchdrucker in «Idealisten» und «Realisten». «Les idéalistes, les amis de la Geistesgeschichte, insistent sur la «vocation culturelle, spirituelle» de l'édition bâloise, alors que les esprits plus critiques rapellent que le livre est un objet fabriqué qui répond, comme tout produit de ce genre, aux lois de l'offre et de la demande.»<sup>450</sup> Wir kennen eigentlich nur zwei Drucker, bei denen neben dem Profitstreben auch ein echtes geistig-kulturelles oder religiöses Anliegen mitspielt: Johann Amerbach und Johann Bergmann von Olpe. «Hans Amerbach strebte nicht nur nach materiellem Gewinn. Bücherdrucken war für ihn eine heilige Sache.»<sup>451</sup> Er war ein guter Kaufmann und Unternehmer, aber auch vom Wunsch beseelt, die alten kirchlichen Schriftsteller wieder zu drucken, weil dies der Kirche zum Segen gereichte. Und der Geistliche Johann Bergmann musste nicht in erster Linie nach

<sup>450</sup> Berchtold, *Bâle et l'Europe*, S. 236.

<sup>451</sup> Teuteberg, *Basler Geschichte*, S. 173.

materiellem Gewinn streben, weil das Drucken resp. das Verlegen nicht sein Broterwerb war, sondern er andere regelmässige Einkünfte aus seinen Pfründen kassieren konnte.

Alle Drucker – insbesondere die eigentlichen Unternehmer unter ihnen, welche die Druck- und Verlagstätigkeit auf eigenes Risiko betrieben, weniger die hauptsächlich als Lohndrucker existierenden Handwerker – waren auch in Basel frühkapitalistisch geprägt und auf Gelderwerb und Besitzmehrung aus. Geld war der Schlüssel zum sozialen Aufstieg in dieser bürgerlichen Umgebung. Deshalb überwiegen ökonomische Ziele wie ein gutes Absatzpotential oder eine günstige Konkurrenzsituation.

Auch die für die Standortgunst Basels wichtigen, den hiesigen Druckern eingeräumten Freiheiten sind im ökonomischen Kontext zu sehen. Obwohl wir zur Anwendung moderner Wirtschaftstheorien und -begriffe auf die historische Situation eines spätmittelalterlichen Handwerkszweiges unsere Vorbehalte angebracht haben, sind wir in einem gewagten Vergleich versucht zu behaupten, dass die vier grundsätzlichen Wirtschaftsfreiheiten der heutigen EU auch für den Ansiedlungswillen und den Markterfolg der seinerzeitigen Basler Erstdrucker mitentscheidend gewesen sind, nämlich die Niederlassungsfreiheit, die Dienstleistungsfreiheit, die Freiheit des Waren- und Personenverkehrs und die Freiheit des Kapitalverkehrs.

Die Niederlassungsfreiheit steht für eine offene Stadt Basel, in welcher Zuzüger willkommen gewesen sind und arbeiten durften. Die Dienstleistungsfreiheit beinhaltet den gewichtigen Vorteil der Exemption vom Zunftzwang. Der freie Waren- und Personenverkehr wird charakterisiert durch den Wegfall von Exportbeschränkungen resp. Verkaufsbehinderungen jeglicher Art, durch die Befreiung von Zollabgaben für auf eigenes Risiko produzierte Bücher sowie durch die sich dank der guten verkehrstechnischen Infrastruktur und aufgrund der eingespielten Fernhandelsverbindungen ergebenden Chancen. Der freie Kapitalmarkt schliesslich garantiert den Druckern den Zugang zum benötigten Fremdkapital, lies zu den risikofreudigen Investoren auch auswärtiger Provenienz, und damit die uneingeschränkte Ausschöpfung des vorhandenen Finanzierungspotentials.

Als weiteren mitentscheidenden Standortfaktor müssen wir ein soziokulturelles Kriterium, nämlich die Evolution der geistigen Freiheit in Basel, hervorheben. Dazu gehörte nicht nur das Fehlen einer Zensur, wie sie in zentralistischen und strenger katholischen Landen wie Frankreich und Spanien die Entfaltung des Buchdrucks bremste; auch nicht nur die Tole-

ranz des städtischen Rates, der eine Politik des Gewährenlassens betrieb: ausschlaggebend war die geistig-kulturelle Aufbruchsstimmung, die sich in Bürgerschaft und Universität langsam, aber stetig ausbreitete und die Aufgeschlossenheit für neue Informationsbedürfnisse wie auch ein günstiges soziologisches Umfeld für das Buchdruckergewerbe bewirkte. Interessant am Standort Basel war für die Frühdrucker, dass sich schon früh eine humanistische Geisteshaltung manifestierte und durchsetzte, ohne dass bewährte Traditionen revolutionär über Bord geworfen worden wären.

Basel als nordalpine Binnenstadt, zünftig organisiert und vom Aufstieg zu Reichtum und Macht der handeltreibenden Kaufleute und gewerblich produzierenden Handwerker geprägt, hat dank der Zunftfreiheit des Druckergewerbes und der Aufgeschlossenheit des neuen Bürgertums den frühen Buchdruckern ein günstiges wirtschaftliches und soziokulturelles Umfeld geboten. Ökonomische Zielsetzungen waren sicher die überwiegenden Triebkräfte der ersten hiesigen Drucker. Ein hohes Absatzpotential, gute Finanzierungsmöglichkeiten, die beste verkehrsgeographische Lage verkörperten für sie in erster Linie die objektive Standortgunst der Agglomeration und Stadt Basel. Auf dem Boden einer liberalen Geisteshaltung humanistischer Prägung gedieh dann die Saat der neuen Informationstechnologie Buchdruck zum wirtschaftlich bedeutendsten Exportzweig der *egregia urbs Basilea*.

## Anhang: Exkurs in die früheste Basler Buchdrucker- geschichte

Wir haben den Weg eines separaten Exkurses in die frühe Basler Buchdrucker-geschichte gewählt, weil die Auseinandersetzungen über den Beginn des Buchdrucks in Basel mit vielen technischen Argumenten und Interpretationen quellenmässiger Details geführt werden, die ein breiteres Publikum, auch ein historisch gebildetes, kaum zu fesseln vermögen. Insbesondere mag die Beweisführung mit der Untersuchung der Wasserzeichen und ihren verschiedenen Stegabständen nur vom spezialisierten Inkunabelkundler nachvollziehbar sein.

Unser Ausgangspunkt ist die Frage, ob das erste Basler Druckerzeugnis schon 1468, 1470 oder gar erst 1471 erschienen sei. Der Streit hat wissenschaftliche Dimensionen, aber auch lokalpolitische Bedeutung, geht es doch darum, wem die Ehre des ersten, innerhalb der heutigen Grenzen der Schweiz gedruckten Buches zufällt. Die früher allgemein verbreitete Lehrmeinung, die sich auf die typographische Methode und das Produktionspotential früher Pressen gründet, setzt als Druckjahr des vermutlich ältesten Basler Druckes, der *Biblia* von Ruppel, den Zeitraum um 1468 an. Sie stützt sich auf folgende Überlegungen: Die drei mit Type 1 gedruckten Bücher, nämlich die Bibel<sup>452</sup>, die *Moralia* des Gregorius<sup>453</sup> und die *Postilla* des Nicolaus de Lyra<sup>454</sup>, dürften nicht nach 1472 entstanden sein, weil Ruppel nach dem Druckerstreik Ende 1471<sup>455</sup> im Laufe des Jahres 1472 diese Type auf einen kleineren Kegel neu gegossen hat (seine Type 2). Von den drei theologischen Werken scheint die Bibel am frühesten anzusetzen zu sein, einerseits aus typographischen Gründen (47 Zeilen statt 48, kleinerer Satzspiegel, Schriftzeichen), andererseits aus verlegerischer Logik (zuerst die Bibel als Grundtext, dann die Auslegung und der Kommentar). Der bedeutende Umfang der drei Editionen von zusammen gegen 1200 Folio-Seiten führte die Fachleute zum Schluss, dass unter Berücksichtigung des Produktionspotentials der Ruppelschen Presse die Bibel mindestens

<sup>452</sup> GW 4207, vH I,1.

<sup>453</sup> GW 11430, vH 1,1.

<sup>454</sup> HC 10384, vH I,2.

<sup>455</sup> Stehlin, «Regesten», 4.

vier Jahre vor dem Abschluss der drei Werke spätestens im Jahre 1472, also um 1468, gedruckt worden sein dürfte.

Diesem Ansatz widersprach Gerhard Piccard in einem 1966 im *Börsenblatt des Deutschen Buchhandels* publizierten Aufsatz<sup>456</sup>. Als Ergebnis seiner Wasserzeichenforschung vertrat er die Überzeugung, der Bibeldruck von Ruppel könne nicht vor 1470 entstanden sein, höchstwahrscheinlich sei er erst 1471 als Gemeinschaftswerk (zusammen mit Richel) erfolgt. 1983 hat dann der Verfasser mit der Zuweisung eines Kalendergedichts auf 1471 an den Drucker Bernhard Richel nachweisen können, dass jedenfalls schon 1470 in Basel gedruckt worden ist<sup>457</sup>.

### 1. Kritisches zu den Argumenten Piccards

a. Ich stimme mit Piccard<sup>458</sup> in der Meinung überein, dass die wissenschaftlich seriöse Wasserzeichenforschung eine genau so valable Methode zur Datierung eines Druckes ist wie die typographische. Sie beruht wie die Typenforschung auf dem exakten Vergleich bestimmter Vorlagen mit dem Vergleichsobjekt und den daraus resultierenden Schlüssen. Das allein entscheidende Ergebnis der Wasserzeichenforschung ist die Feststellung des *terminus a quo*, das durch mehrere Nachweise bestätigte erste Vorkommen identischer Marken. Die Wasserzeichenforschung hat seit dem Erscheinen des Aufsatzes von Piccard 1966 durch die elektronenradiographische Untersuchungsmethode eine wesentliche Verbesserung erfahren. Eva Ziesche und Dierk Schnitger haben in ihrer Publikation über die Wasserzeichen des Mainzer *Catholicon* von 1460<sup>459</sup> aber auch Grenzen aufgezeigt, indem sie darauf hinwiesen, dass bei der Untersuchung von Inkunabelpapieren auch die verbrauchte Menge berücksichtigt werden muss. «Es genügt nicht, bei den Frühdrucken das Vorkommen einzelner Wasserzeichen festzustellen und diese zu datieren. Es ergeben sich dabei zu grosse Zeiträume. In den Druckereien kann nach Beendigung einer Auflage Papier der ersten Lieferung übrig geblieben sein, das bei einem späteren Druck noch mitverwendet worden ist, oder eine neue Sorte kam hinzu. Das Verhältnis der ver-

<sup>456</sup> Piccard, «Papierherzeugung und Buchdruck».

<sup>457</sup> Van der Haegen, «Ein Kalendergedicht».

<sup>458</sup> Piccard, a.O., S. 1961.

<sup>459</sup> Schnitger/Ziesche, «Elektronenradiographische Untersuchungen», S. 1306f.

brauchten einzelnen Sorten, die durch die Wasserzeichen unterschieden werden, spiegelt sich wider im Einzelexemplar. Die Hauptsorte(n) sind von den Resten anderer Papiere zu unterscheiden. Ältere Sorten waren in den von uns untersuchten Inkunabeln immer nur in kleinen Mengen vertreten.»<sup>460</sup>

Nun sind im Mainzer *Catholicon* auch Gallizian-Papiere verwendet worden, so dass Ziesche/Schnitger das Vorkommen und die Häufigkeit der Hausmarke der Gallizian gründlich untersucht haben. Sie unterscheiden ein Wasserzeichen Gallizian I, in Übereinstimmung mit Piccard mit einem Stegabstand von 40–41,5 mm, ein WZ Gallizian II mit einem Stegabstand von 45–45,5 mm sowie ein WZ Gallizian III mit Stegabstand 44–45 mm. Das WZ Gallizian I (vermutlich aus der Rychmühle) ist ab 1467/68 bis 1469 in Gebrauch und bereits 1469 vom WZ Gallizian II abgelöst worden. In Strassburger Drucken des Jahres 1469 (vgl. Tabelle II der *Catholicon*-Untersuchung, Nr. 13–15) finden sich diese beiden Wasserzeichen der C-Papiersorten (Papier mit der frühen Haus- resp. Wappen-Marke der Gallizian mit grossem C auf dem Schaft eines Doppelkreuzes). WZ Gallizian III kommt ab 1472 vor. Nun kennen wir das Papier in der Ruppelschen Bibel (GW 4207) nicht genauer. Nur in Gregors des Grossen *Moralia in Job* (GW 11430) findet sich nach dem Aufsatz von Schnitger/Ziesche/Mundry<sup>461</sup> neben dem älteren WZ Gallizian II auch noch das jüngere WZ Gallizian III. Leider unterläuft den Autoren an gleicher Stelle eine schwerwiegende Verwechslung: Sie bezeichnen die als Nr. 21 in der Tabelle III der *Catholicon*-Untersuchung aufgeführte Bibel als erste lateinische Bibel Ruppels (GW 4207). Nach der erwähnten Tabelle III handelt es sich aber eindeutig um die Bibel von Ruppel und Richel (GW 4213), was auch durch die Hain-Nummern bestätigt wird<sup>462</sup>. Bestätigt wird die Tatsache des Irrtums durch den Hinweis sowohl in Tabelle III unter Nr. 21 wie auch im Text des zeitlich späteren Artikels, in Berlin gebe es nur den 2. Band dieser Bibel, der erste müsse noch untersucht werden. Es kann sich beim untersuchten Exemplar nur um den von Richel gedruckten 2. Band der Bibel GW 4213 handeln, die tatsächlich auf 1472 zu datieren ist<sup>463</sup>. Die Schlussfolgerung,

<sup>460</sup> Schnitger/Ziesche, a.O., S. 1307.

<sup>461</sup> Schnitger/Ziesche/Mundry, «Elektronenradiographische Untersuchungen», S. 63.

<sup>462</sup> Schnitger/Ziesche, «Elektronenradiographische Untersuchungen», S. 1322.

<sup>463</sup> Vgl. dazu unsere Ausführungen nachstehend S. 196.

dass die Hypothese Piccards (frühester Druckbeginn in Basel nicht vor 1472) sich bestätigte, beruht also auf einer Verwechslung und ist nichtig.

Piccard hat festgehalten, das sich in der Bibel (GW 4207) kein Papier mit C-Wasserzeichen und Stegabstand um 40 mm findet, sondern nur solches mit Stegabständen um 45 mm, also Gallizian II. Dieses Wasserzeichen ist aber nachweisbar schon 1469 verwendet worden. Damit rückt auch der *terminus ante quem non* auf 1469 vor. Die Druckerwerkstatt von Ruppel in Basel kann also schon 1469 bestanden haben. Somit hat neu *probabiliter* für das Erscheinungsjahr der Bibel zu gelten: nicht vor 1469. Eine elektronenradiographische Untersuchung mehrerer Exemplare der richtigen ersten Bibel von Ruppel (GW 4207) könnte vielleicht weitere Anhaltspunkte zur Frage des frühestmöglichen Erscheinungsdatums des wahrscheinlichen Basler Erstdrucks bringen.

b. Piccard war bei seinen Überlegungen die Tatsache unbekannt, dass Bernhard Richel schon 1470 in Basel tätig gewesen ist, dass somit in Basel mindestens seit jenem Jahr gedruckt worden ist. Piccard<sup>464</sup> verweist nun auf Richels Herkunft aus Nürnberg und auf seine Geschäftsbeziehungen zu Jacob Kungschaher aus Nürnberg, der ihm gemäss Stehlin, «Regesten», 10 ein Darlehen von 207 rheinischen Gulden gegeben hatte. Er argumentiert, dass Richel als Meister und nicht als Knecht nach Basel gekommen sei und schreibt weiter: «Und da ist die Schuld oder das Darlehen von 207 Gulden, die ein Geselle nie hätte aufnehmen können, da kein Kaufmann oder wer sonst, einem nicht selbständig Druckenden eine Summe in dieser Höhe kreditiert oder vorgestreckt hätte. Und Richel muss mit Wissen und mit Billigung seines Kreditgebers Nürnberg verlassen haben, und zwar mit dem ausgesprochen festen Vorsatz, in Basel als Drucker Fuss zu fassen und hier sein Gewerbe sogleich auszuüben. Er siedelt also mit seiner Familie nach Basel und muss doch vorher schon gewusst haben, dass er hier, und mit wem, drucken kann. Mit andern Worten: die vorherige enge Kontaktaufnahme mit Ruppel ist aus den angeführten Gründen mehr als nur wahrscheinlich.»<sup>465</sup> Folgen wir diesen Überlegungen, bauen aber in Piccards Argumentationskette die neue Tatsache ein, dass Richel seine Drucker-tätigkeit in Basel ab 1470 ausgeübt hat, so muss auch Ruppel schon

<sup>464</sup> Piccard, «Papierzeugung und Buchdruck», S. 1909–1912.

<sup>465</sup> Piccard, a.O., S. 1910.

vorher in dieser Stadt geweiht haben. Mit Piccards eigener Logik scheint deshalb das Jahr 1469 als Erscheinungsdatum der Bibel von Ruppel «mehr als nur wahrscheinlich».

c. Die Untersuchungen von Ziesche/Schnitger zeigen ein weiteres, für unsere Überlegungen bemerkenswertes Faktum auf. Die in der oben erwähnten Tabelle III der *Catholicon*-Untersuchung als Nr. 21 genannte, von Ruppel und Richel gemeinsam gedruckte Bibel (GW 4213) weist als Wasserzeichen die Marken Gallizian II und Gallizian III auf, wobei das Papier mit der Marke Gallizian II eindeutig das Hauptkontingent ausmacht. Die Produktion dieser Bibel, von der Ruppel den ersten, Richel den zweiten Teil gedruckt hat, ist nach der Wasserzeichenforschung ins Jahr 1472 zu legen. Piccard folgert aus seinen Untersuchungen und aus der Annahme, die im Druckerstreik von 1471 genannte, von ihren Gesellen befehdete Offizin sei eine Gemeinschaftsdruckerei von Ruppel und Richel mit Tätigkeitsbeginn kaum vor 1471 gewesen, dass die anerkanntermassen ältesten Drucke, nämlich die Bibel (GW 4207) und Gregors *Moralia* (GW 11430), nicht von Ruppel allein, sondern höchstwahrscheinlich in Gemeinschaft mit Richel nicht vor 1471 aufgelegt worden seien<sup>466</sup>.

Es widerspricht aber verlegerischer Logik, dass die beiden gemeinsam 1471 die Bibel GW 4207 – übrigens mit den Typen 1 von Ruppel gedruckt – und bereits im folgenden Jahr 1472 eine weitere Bibel (GW 4213) – diesmal als Gemeinschaftswerk klar erkennbar, Teil I mit den Typen 2 von Ruppel, Teil II mit den Typen 2 von Richel gedruckt – herausgebracht hätten. Ganz abgesehen davon, dass dazwischen mindestens die immerhin 421 Grossfolio-Seiten umfassende Ausgabe von Gregors *Moralia* (GW 11430) die Pressen belegt hätte. Auf Grund der neuesten Forschung erachte ich deshalb – eine eingehende Untersuchung an der mir nicht zur Verfügung stehenden Bibel GW 4207 vorbehalten – folgenden Ablauf der frühesten Basler Buchdruckergeschichte als sehr wahrscheinlich, auch wenn er sowohl von der verbreiteten Lehrmeinung als auch von Piccard abweicht: Ruppel druckt sein erstes grosses Werk, die Bibel, im Jahre 1469; Richel kommt 1470 nach Basel und beginnt mit Gelegenheitsdrucken, zum Beispiel dem Kalendergedicht auf das Jahr 1471; Ruppel arbeitet 1471 an den Ausgaben des Gregorius und des Nicolaus von Lyra und bringt sie

<sup>466</sup> Piccard, a.O., S. 1965.

1472 heraus; Ruppel und Richel drucken gemeinsam 1472 die Bibel GW 4213; spätestens 1474 hat sich Richel als selbständiger Drucker etabliert.

d. Ich zweifle auch an der Behauptung Piccards, Richel sei höchstwahrscheinlich von Anfang an mit Ruppel assoziiert gewesen. Mit den im gerichtlichen Vergleich vom 24. Dez. 1471<sup>467</sup> genannten «Meisterten, so die Büchere trucken» sind sicher Ruppel und Richel gemeint, aber auf einen gemeinschaftlichen Druckereibetrieb lässt sich aus dem Vergleichstext nicht klar und eindeutig schliessen. Wir kennen nämlich aus der Frühzeit des Buchdrucks sehr verschiedene Arten von Sozietäten, Assoziierungen und Gemeinschaftspresen, an denen zwei oder mehrere Drucker beteiligt sind, ganz abgesehen von den Verbindungen und Gesellschaften zwischen Druckern und nichtfachmännischen Dritten sowie der eigentlichen Lohn-druckerei im Werkvertrag<sup>468</sup>.

Die eindeutigste Art ist wohl die Verbindung zweier gleichberechtigter Partner, denen das Inventar gemeinsam gehört, die beide aktiv im Betrieb tätig sind und auch volle unternehmerische Verantwortung tragen. Beispiel einer solchen Sozietät ist die Verbindung zwischen Johannes Froben und Johannes Petri, die sich auch im Kolophon gemeinsam nennen. Michael Wenssler und Friedrich Biel haben vermutlich so begonnen, bis sie sich bereits 1473 wieder trennten und Biel von Basel wegzog.

Eine zweite Art sind Assoziierungen, bei denen uns Inhalt und Wirkung des Societätsverhältnisses, allenfalls des -vertrages, unbekannt sind. Bei Amerbach wird Johann Petri 1486 und Jakob Wolff vor 1489 als *socius* bezeichnet, und im ersten datierten Amerbach-Druck von 1478 ist im Donatorenvermerk der Kartause bereits von Magister Johann Amerbach «et socii eius» die Rede. Wir wissen aber nicht, welcher Art das Verhältnis innerhalb der Druckerei von Amerbach gewesen ist. Wir vermuten, dass dort *socius* den für die Produktion zuständigen Druckermeister bezeichnet, der aber keine unternehmerische Verantwortung getragen hat. Also quasi den technischen (handwerklichen) Leiter, nicht aber den eigentlichen Unternehmer. Es könnte sich auch um eine bei Handelsgesellschaften übliche Art der Gemeinschaft mit Angestellten gehandelt haben, bei welchen der

<sup>467</sup> Stehlin, «Regesten», 4.

<sup>468</sup> Vgl. auch William Salloch, «Gesellschaftsarbeiten Basler Buchdrucker», in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, Frankfurter Ausgabe, 95 (1985), S. A401.

Geschäftsinhaber den salarieren Angestellten zusätzlich einen Anteil am Gewinn gewährte, wie das Johannes Apelbaum in seiner Dissertation aufzeigt<sup>469</sup>. Normalerweise fehlt auch die Nennung des *socius* im Kolophon.

Drittens gab es Zweckverbindungen zwecks Produktion eines bestimmten Werkes. Wir würden heute wohl von einer zeitlich begrenzten, auf ein Projekt beschränkten Arbeitsgemeinschaft sprechen. Typisch für solche Assoziierungen ist die Aufteilung des Werkes unter die Partner und die Produktion mit verschiedenem, jedem Partner eigenen Typenmaterial, nicht unbedingt, sogar eher selten in einer gemeinsamen Druckerwerkstatt. Beispiel dafür ist der Druck der *Lectura super V libros Decretalium* des Nicolaus de Tudeschis durch Ruppel, Richel und Wenssler im Jahre 1477<sup>470</sup>.

Möglicherweise ist die Bibel von Ruppel und Richel (GW 4213) ein solches projektbezogenes Gemeinschaftswerk gewesen, das die beiden Basler Erstdrucker zeitlich begrenzt und nur für diesen Druck zusammenarbeiten liess. Daraus auf das Bestehen einer gemeinsamen Werkstatt von Anfang an zu schliessen wäre falsch. Jeder der beiden Drucker hat später auch mit Wenssler Arbeits- und damit Risikogemeinschaften gebildet; die Existenz selbständiger Pressen vor und nach ihrem Zusammengehen ist deswegen nicht in Frage zu stellen. Oder aber Ruppel und Richel haben sich wirklich im Laufe des Jahres 1471 partnerschaftlich zusammengeschlossen und gemeinsam eine Druckerwerkstatt betrieben, so dass der Streik der Knechte und Gesellen eine hausinterne Angelegenheit der Offizin Ruppel und Richel gewesen wäre. Für diese von Piccard verfochtene Version spricht der Text von Stehlin, «Regesten», 14, nach dem am 25. Juni 1473 sechs namentlich genannte Persönlichkeiten als Schiedsrichter einen Vergleich vermitteln «zwischen Bernhart Richel und Bechtolt Rüpel den Buchtrukeren einerseits und Anderiss Zwickdarm ihrem Knecht andererseits». Nach dieser durchaus plausiblen Möglichkeit hätte von 1471 an – nach Piccard eher von Mitte 1471 an, da sich die Unzufriedenheit der Knechte erst auf Weihnachten 1471 manifestiert hat – bis Anfang/Mitte 1473 (vor 26. Sept. 1473, dem spätesten Erscheinungsdatum des *Praeceptorium* von Nider, vH 1,2) eine Druckergemeinschaft der Basler Erstdrucker existiert, die als einziges uns bekanntes Werk die genannte Bibel (vH 2,1, GW 4213) produziert hat. Von 1474 an ist Richel sicher selbständig gewesen, denn der *Sach-*

<sup>469</sup> Apelbaum, *Die Basler Handelsgesellschaften*, S. 97.

<sup>470</sup> HC 12309, vH 4,2.

*senspiegel* von Eike von Reggow ist mit seinem Namen gezeichnet und auf dieses Jahr datiert.

Dass Ruppel und Richel von Anfang an zusammen gedruckt haben, lässt sich nur aufrechterhalten, wenn man wie Piccard das Erscheinungsdatum des ersten Basler Drucks, der Bibel GW 4207, ins Jahr 1471 legt. Das aber ist, wie wir gesehen haben, falsch. Ruppel hat in Basel zuerst als selbständiger Drucker gewirkt und sehr wahrscheinlich allein bis 1472 seine drei mit Type 1 gedruckten Werke herausgegeben.

Skizzieren wir noch eine dritte Möglichkeit: Ruppel hat allein zuerst 1469 die Bibel, dann die Auslegung und den Kommentar dazu gedruckt. Er assoziiert sich nach dem Druckerstreik vom Dezember 1471 im Laufe des Jahres 1472 mit Richel zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen, das als erstes und einziges Druckwerk die Bibel GW 4213 herausbringt. Gegen Mitte 1473 löst sich die Druckergemeinschaft Ruppel und Richel wieder auf, der Streitfall Zwickdarm bezieht sich auf deren Endphase. Ruppel, wieder selbständig, bereitet dann den Druck des *Praeceptorium divinae legis* von Johannes Nider vor, während sich Richel bereits mit den 1474 erscheinenden Werken beschäftigt. Auch bei dieser Version bleibt meine Ansicht gültig, Ruppel sei vor und nach dem gemeinsamen Bibeldruck selbständig und nicht von Anfang an mit Richel verbunden gewesen.

## 2. Drucktechnische Verbindungen Basel–Beromünster–Paris?

Johann Heynlin von Stein, auch Johannes de Lapide genannt, hat 1469 drei deutsche Typographen, nämlich Ulrich Gering, Michael Friburger und Martin Crantz, an die Sorbonne kommen lassen, wo sie 1470 die *Epistolae* des Barzizius (GW 3675) als ersten Druck in Frankreich fertigstellten. Gering und Friburger haben gleichzeitig in Basel studiert, und Johann Heynlin, der von 1464 bis 1467 an der Universität Basel als Professor wirkte, muss sie von Basel her gekannt haben. In der Tat wurden im Sommersemester 1461 ein «Michahel de Columbaria», der mit dem Michael Friburger von Colmar personengleich sein soll<sup>471</sup>, und ein «Udalricus Gerund de Berona» (Beromünster)<sup>472</sup> an der Universität Basel immatrikuliert. Im Frühling 1463 promoviert Michael de Columbaria zum Baccalaureus, erst

<sup>471</sup> *Die Matrikel*, S. 19 Nr. 22 und Stehlin, «Regesten», 1313.

<sup>472</sup> *Die Matrikel*, S. 23 Nr. 88.

1467 ohne Tagesdatum wird Udalricus Gerung Baccalaureus *in via antiqua*. Wo Gering und Friburger das Drucken erstmals gesehen und dann erlernt haben, ist nicht bekannt. Könnte Gering nach seiner 1467 erfolgten Promotion in Basel bereits bei Ruppel geschnuppert haben und dann, angeregt von Helias Helye, nach seinem Heimatort Beromünster gezogen sein?

Helias Helye, der Drucker des ersten datierten Buchs in der alten Eidgenossenschaft (*Mammotrectus* des Johannes Marchesinus, H 10555), war Chorherr in Beromünster und weilte als Rechtsvertreter seines Stiftes mehrfach in Basel. Nachgewiesenermassen war er im Prozess des Stiftes Beromünster mit Komtur Johannes Hort von Hohenrain im Jahre 1466 monatelang dort am Sitz des geistlichen Gerichts. Hat er in dieser Zeit Ulrich Gering kennengelernt und erste Druckkenntnisse erworben? Die Spekulationen gehen aber noch weiter. An der Identität des Ulrich Gerung, Gering, Gehrig von Beromünster, von 1461–1467 Student in Basel, mit dem späteren Pariser Drucker Ulrich Gering ist nach Joseph Wallimann<sup>473</sup> nicht zu zweifeln. Als Herkunftsbezeichnung benutzt Gering in zwei Pariser Drucken von 1494 und 1495 zwar « Constantiensis », aber Beromünster lag im Bistum Konstanz, und die Herkunftsbezeichnung kann sich nach damaliger Gepflogenheit auch auf die Diözese beziehen. Zudem war Gering ein alteingesessenes Geschlecht von Beromünster. Der Beweis einer Verbindung Basel–Beromünster–Paris hat aber zwei Schönheitsfehler. Erstens ist für Ulrich Gering eine typographische Tätigkeit in Beromünster archivalisch nicht nachzuweisen. Wallimann<sup>474</sup> berichtet zwar, nach alter Münsterer Tradition hätte Helias Helye mit zwei Gehilfen gearbeitet, d.h. aktenkundig mit Johannes Dörflinger, dem Jahrzeitbuchschreiber und Sohn seiner Schwester Anna, als Korrektor, Illuminator und Schriftmaler, und nicht nachgewiesen mit Ulrich Gering als Setzer und Drucker.

Dass sich der greise Chorherr tatkräftige Unterstützung holte – Helias Helye war bei der Drucklegung immerhin um 70 Jahre alt –, scheint logisch, aber in den Akten kommt Gering nicht vor. Zum zweiten ist der *Mammotrectus* in Beromünster nach dem Kolophon am 10. November 1470 fertiggestellt worden, während der erste Pariser Druck bereits im Sommer oder Frühherbst desselben Jahres vollendet worden ist. Ist es nun wahr-

<sup>473</sup> Joseph Wallimann, «Ulrich Gering als Gehilfe von Helias Helye», in: *Erster datierter Schweizer Druck*, Beromünster 1970, S. 71–73.

<sup>474</sup> Wallimann, a.O., S. 71.

scheinlich, dass Ulrich Gering einige Monate vor Abschluss der Arbeiten am *Mammotrectus* den Chorherrn Helias Helye sitzen liess, um dem Ruf eines berühmten Gelehrten folgend zusammen mit seinen Druckerkollegen den Barzizius in Paris herauszubringen? Oder hat er dem Helye die Presse in Beromünster eingerichtet, den Druck vorbereitet und einen Gehilfen angelehrt, um dann nach Paris weiterzuwandern? Solche Spekulationen sind erlaubt. Die Annahme, dass die Erstdrucker von Beromünster und Paris drucktechnisches Know-how aus Basel mitbrachten, ist nicht abwegig, aber auch nicht beweisbar.

### 3. Lücken in Ruppels Biographie

Nach Stehlin, «Regesten», 1253 hat am 14. Februar 1477 «Berchtold Ruppel von Hannouw der Trucken» das Basler Bürgerrecht erworben. Aus der Herkunft von Hanau lässt sich schliessen, dass er mit dem «Bechtolff von Hanauwe» identisch ist, der als Mitarbeiter Gutenbergs im Helmaspergerschen Notariatsinstrument genannt wird. Ruppel (Rupel, Rüpel, Ruppelt, Röpel, Rippel, Rupold usw.) hatte bei Gutenberg die Drucktechnik erlernt und war mit Heinrich Kefer, dem späteren Nürnberger Typographen, Zeuge des Meisters in seinem Prozess mit Johann Fust am 6. November 1455. Die Verbindung zu Mainz wird auch durch seine Typen belegt, denn die Abhängigkeit der ältesten von Ruppel in Basel verwendeten Schrift von der Grundform der Mainzer Gotico-Antiqua ist augenfällig. Wo sich Ruppel nach 1455 aufgehalten hat und wann er nach Basel gekommen ist, bleibt aber unbekannt. Die Vermutung, dass er bis zur Eroberung von Mainz durch Adolf von Nassau im Oktober 1462 in einer Mainzer Offizin, vielleicht noch bei seinem Lehrmeister, tätig gewesen sei, ist nicht abwegig, aber unbewiesen. Wie andere ist er dann wohl als Wanderdrucker (über Nürnberg?) unterwegs gewesen und dürfte in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre nach Basel gekommen sein.

Die Behauptung, Ruppel sei in der 2. Hälfte der sechziger Jahre nach Basel gekommen – spätestens wohl 1468, da er 1469 seine Bibel herausbringen konnte –, ist mit der Feststellung Piccards zu konfrontieren: «Doch bei aller Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials erhebt sich die Frage, ob der übereinstimmend späte Zeitpunkt der ersten amtlichen Nach-

richten über die Basler Buchdrucker wirklich ein nichtssagender Zufall ist.»<sup>475</sup> Stehlin hat im Vorwort zu seinen «Regesten» notiert: «Die Notizen über Buchdrucker in den Gerichtsbüchern gehen nicht über das Jahr 1471 zurück; ich habe die letzten Jahrgänge der 1460er Jahre ebenfalls durchgegangen, ohne jedoch etwas zu finden.» Ruppel ist namentlich zum ersten Mal am 25. Juni 1473 erwähnt, nämlich in der schon erwähnten Streitsache gegen den Knecht Anderiss Zwickdarm. Dass er vorher, speziell Ende der sechziger Jahre, nicht die Gerichte beschäftigt hat, darf nicht erstaunen. Ruppel muss ein sehr solider, vorsichtiger Geschäftsmann gewesen sein, von dem keine Schulden bekannt geworden sind und der nie als Beklagter vor Gericht erscheinen musste. Von den 22 Eintragungen in Stehlin's «Regesten» bis zu seinem Tode 1494/95 betreffen zwölf das wechselseitige, periodisch erneuerte Vermächtnis der Habe zwischen ihm und seiner Ehefrau Magdalena Meigerin, in weiteren sieben Fällen will er als Kläger Beschlagnahme auf das Gut eines Schuldners legen, dazu kommen zwei gerichtlich protokollierte Vollmachtserteilungen und schliesslich der Streitfall wegen der Schuldhaftheit des Knechtes Zwickdarm. Bei solcher Seriosität ist die Tatsache, dass sich in den Gerichtsbüchern vor 1471 kein Eintrag finden lässt, sicher noch kein Beweis dafür, dass er nicht schon vorher in Basel gewesen ist. Im übrigen sind die Gerichtsarchive nicht vollständig: Von den Urteilsbüchern des Schultheissengerichts der mehreren Stadt fehlt der Zeitraum von März 1469 bis Juni 1470, die Urteilsbücher der minderen Stadt fehlen von 1466 bis 1474.

Stehlin notiert ferner im Vorwort zum 2. Teil der «Regesten», dass er die Margzal-, Schilling- und Wein-Steuerbücher für den Stadtteil jenseits des Birsigs (St. Leonhard und St. Peter) der Jahre 1470–1472 durchgegangen sei, ohne Buchdruckernamen zu finden. Auch ich habe weder den Namen Ruppels noch diejenigen von Richel und Wensler gefunden. Die entsprechenden Steuerbücher der Jahre um 1470 für den Stadtteil diesseits des Birsigs (St. Martin, St. Ulrich und St. Alban) sowie für Kleinbasel fehlen. Daraus folgt, dass auch Richel zuerst wohl diesseits des Birsigs oder im Kleinbasel wohnhaft gewesen ist, bevor er ab 1476 «ad florem» ansässig erwähnt wird<sup>476</sup> und 1478 dann dieses Haus «Zur kleinen Blume» am Blu-

<sup>475</sup> Piccard, «Papierzeugung und Buchdruck», S. 1911.

<sup>476</sup> Stehlin, «Regesten», 1130.

menrain käuflich erwirbt<sup>477</sup>. Nun hat zwar Ruppel Mitte der siebziger Jahre «an den Spalen», d.h. «under Höuwberg» (am unteren Heuberg), gewohnt und erst seit Ende 1475 sein Domizil im Hause zum Palast an der Freien Strasse bezogen<sup>478</sup>. Da aber sein Name im Gegensatz zu andern Druckern wie Richel in den Fertigungsbüchern, welche die vor Gericht erfolgten Übertragungen von Liegenschaften enthalten, nie erscheint, ist zu schliessen, dass Ruppel als vorsichtiger Geschäftsmann zu Miete gewohnt hat. Es ist deshalb fraglich, ob er 1470 oder früher schon am 1475 bezeugten Wohnsitz «an den Spalen» gelebt hat oder damals in einem Haus eingemietet war, das in einem Stadtteil lag, von dem die Steuerbücher verloren gegangen sind. Bei meinen Nachforschungen im Basler Staatsarchiv hat sich kein neues Quellenmaterial gefunden.

#### 4. Zusammenfassung

Ich schliesse den Exkurs in die früheste Basler Buchdruckergeschichte mit der Zusammenfassung meiner persönlichen Meinung: Der Basler Erstdrucker Ruppel kommt 1467 oder 1468 nach Basel und druckt 1469 sein erstes grosses Werk, die Bibel (GW 4207). Richel folgt 1470 und beginnt mit Gelegenheitsdrucken, von denen uns das Kalendergedicht auf das Jahr 1471 erhalten geblieben ist. Seine Type 3\*, der Vorgänger zur Type 3, ist ja auch für solche kleine Publikationen in deutscher Sprache bestens geeignet. 1471 bis ca. Mitte 1472 produziert Ruppel zuerst Gregors *Moralia* (GW 11430), anschliessend die *Postilla* des Nicolaus de Lyra (H 10384), die nach den Wasserzeichen auf 1472 zu datieren sind. Dann (im Laufe des Jahres 1472) schliesst er sich mit Richel zusammen zwecks Herausgabe einer weiteren Bibel (GW 4213), deren Druck gemäss Wasserzeichenforschung ebenfalls ins Jahr 1472 zu legen ist. Die Gemeinschaft löst sich um die Mitte des Jahres 1473 auf, denn 1474 druckt Richel, der am 4. Aug. 1474 das Basler Bürgerrecht erwirbt, als selbständiger Unternehmer den signierten und datierten *Sachsenspiegel* (GW 9256). In der Zwischenzeit hat Michael Wensler, dessen erstes Werk, der Arnoldi (GW 2511), nicht nach dem 1. Dez. 1472 erschienen ist, und der schon am 8. Juni 1473 das Basler Bürgerrecht erhält, seine Tätigkeit in Basel aufgenommen.

<sup>477</sup> Stehlin, «Regesten», 88.

<sup>478</sup> Stehlin, «Regesten», 60, 63 sowie 1457, 1475 und 1586.

## Abkürzungen und Literatur

### Allgemeine Abkürzungen

SS	Sommersemester
StABS	Staatsarchiv Basel-Stadt
UBB	Universitätsbibliothek Basel
WS	Wintersemester

### Literatur

- Alioth, Martin/Barth, Ulrich/Huber, Dorothee, *Basler Stadtgeschichte* 2, Basel 1981.
- Die Amerbachkorrespondenz*, hg. von Alfred Hartmann, Bd. 1, Basel 1942.
- Apelbaum, Johannes, *Die Basler Handelsgesellschaften im 15. Jahrhundert*, Diss. Basel 1915.
- Badura, Bernhard, *Sprachbarrieren. Zur Soziologie der Kommunikation*, Stuttgart 1973.
- Barth, Ulrich, *Zur Geschichte des Basler Goldschmiedehandwerks*, Diss. Basel 1978.
- Berchtold, Alfred, *Bâle et l'Europe*, Lausanne 1966.
- Bernoulli siehe Bernoulli, Carl Christoph, «Die Incunabeln».
- Bernoulli, Carl Christoph, «Die Incunabeln des Basler Staatsarchivs», in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 9 (1910), S. 1–35.
- Bonjour, Edgar, *Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Basel 1960.
- Braudel, Fernand, *Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts*, München 1985.
- Bruckner, Albert, «Das bischöfliche Basel», in: *Basel, eine illustrierte Stadtgeschichte*, hg. von Eugen A. Meier, Basel 1969, S. 27–50.
- Bruckner, Albert, *Schweizer Stempelschneider und Schriftgiesser*, Münchenstein 1943.
- Bürgin, Alfred, *Die sozioökonomische Bedeutung der mittelalterlichen Stadt*, WWZ-Studie 17, Basel 1989.
- Bürgin, Alfred, *Zur Soziogenese der politischen Ökonomie*, Marburg 1996.
- Burckhardt, Max, «Aus dem Umkreis der ersten Basler Universitätsbibliothek», in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 58/59 (1959), S. 155–191.

- Burger, Konrad, *Buchhändleranzeigen des 15. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung*, Leipzig 1907.
- Burger, Konrad, *Index zu Hains Repertorium bibliographicum*, Neudruck Mailand 1950.
- Corsten, Severin, *Die Drucklegung der zweiundvierzigzeiligen Bibel*, Kommentarband zur Faksimileausgabe, München 1979.
- Corsten, Severin, «Die Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert», in: *Die Buchkultur im 15. und 16. Jahrhundert* 1, Hamburg 1995, S. 125–202.
- Corsten, Severin, «Der frühe Buchdruck und die Stadt», in: *Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Göttingen 1983.
- Corsten, Severin, «Universität und früher Buchdruck», in: ders., *Untersuchungen zum Buch- und Bibliothekswesen*, Arbeiten und Bibliographien zum Buch- und Bibliothekswesen 5, Frankfurt a.M. etc. 1988, S. 163–182.
- E siehe *Einblattdrucke des XV. Jahrhunderts*.
- Ehrensperger, Franz, *Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr des Spätmittelalters*, Diss. Basel 1970, Zürich 1972.
- Einblattdrucke des XV. Jahrhunderts. Ein bibliographisches Verzeichnis*, Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten 35/36, Halle 1914.
- Engelsing, Rolf, *Analphabetentum und Lektüre*, Stuttgart 1973.
- Ennen, Edith, *Die Frühgeschichte der europäischen Stadt*, Bonn 1955.
- Febvre, Lucien/Martin, Henri Jean, *L'apparition du livre*, Paris 1958.
- Füssel, Stephan, *Gutenberg und seine Wirkung*, Darmstadt 1999.
- Geering, Traugott, *Handel und Industrie der Stadt Basel*, Basel 1886.
- Geldner, Ferdinand, «Gutenberg, der Erfinder und Druckerherr», in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, Frankfurter Ausgabe 11 (1955), Sp. 745–750.
- Geldner, Ferdinand, *Inkunabelkunde*, Wiesbaden 1978.
- Gesamtkatalog der Wiegendrucke* 1–10, Leipzig 1925–1940, dann Berlin 1972–1999.
- Giesecke, Michael, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1991.
- Giesecke, Michael, «Buchwissenschaft als Medien- und Informationswissenschaft», in: *Buchhandelsgeschichte. Aufsätze, Rezensionen und Berichte zur Geschichte des Buchwesens*, hg. von der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, Jg. 1992, S. B97–B107.
- Giesecke, Michael, «Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg», in: *Neue Zürcher Zeitung* 218 Nr. 2 (4./5. Jan. 1997), S. 53f.

- GW siehe *Gesamtkatalog der Wiegendrucke*.
- H siehe Hain, Ludwig, *Repertorium bibliographicum*.
- Haebler, Konrad, *Handbuch der Inkunabelkunde*, Leipzig 1925.
- Hain, Ludwig, *Repertorium bibliographicum* 1–4, Neudruck Mailand 1948.
- Hain, L./Copinger, Walter Arthur, *Supplement zu Hains Repertorium bibliographicum*, Partes I u. II, Neudruck Mailand 1950.
- Harms, Bernhard, *Der Stadthaushalt Basels im ausgehenden Mittelalter, Die Jahresrechnungen 1360–1535*, 3 Bde., Tübingen 1909–1919.
- HC siehe Hain, L./Copinger, Walter Arthur, *Supplement*.
- Heusler, Andreas, *Geschichte der Stadt Basel*, Basel 1934.
- Hofmann, Detlef, *Schweizer Spielkarten*, Katalog Schaffhausen 1998.
- Hossfeld, Max, «Johannes Heynlin aus Stein», in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 6 (1907), S. 309–356; 7 (1908), S. 79–219 u. 235–431.
- Janzin, Marion/Güntner, Joachim, *Das Buch vom Buch*, Hannover 1997.
- Jurot, Romain, *Catalogue des incunables du Fonds ancien de la Bibliothèque cantonale jurassienne à Porrentruy*, Dietikon-Zürich/Porrentruy 2000.
- Kälin, Hans, *Papier in Basel bis 1500*, Basel 1974.
- Kaufmann, Hans/Nabholz, Peter, *Verzeichnis der schweizerischen Inkunabeln und Frühdrucke*, Faszikel II (Basel), Grenchen 1974.
- Kisch, Guido, *Die Anfänge der juristischen Fakultät der Universität Basel 1459–1529*, Basel 1962.
- KN siehe Kaufmann, Hans/Nabholz, Peter, *Verzeichnis*.
- Koegler, Hans, *Johann Bergmann von Olpe in Basel und seine Druckwerke*, Sonderdruck aus Frankfurter Bücherfreund 13, Frankfurt a.M. 1920.
- Koelner, Paul, *Die Safranzunft zu Basel*, Basel 1935.
- Krieche, Peter/Medick, Hans/Schlumbohm, Jürgen, *Industrialisierung vor der Industrialisierung*, Göttingen 1977.
- Kutter, Markus, *Dreieckland*, Basel 1988.
- Lange, Wilhelm H., «Buchdruck, Buchverlag, Buchverkauf. Beiträge zur wirtschaftlichen und geistigen Situation des 15. und 16. Jahrhunderts», in: *Buch und Papier*, Festschrift H. Bockwitz, Leipzig 1949, S. 55–74.
- Lüber, Alban Norbert, «Die Basler Zensurpolitik in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts», in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 97 (1997), S. 77–141.
- Lüthy, Herbert, «Nochmals: Calvinismus und Kapitalismus», in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 11 (1961), S. 129–156.

- Die Matrikel der Universität Basel 1 (1460–1529)*, hg. von Hans Georg Wakernagel, Basel 1951.
- Meyer, Werner, «Ist Basel eine Humanistenstadt?», in: *Basler Magazin* 14, Wochenend-Beilage der Basler Zeitung 154 Nr. 82 (6. April 1996), S. 8.
- Pfister, Arnold, «Vom frühen Basler und Schweizer Buchdruck», in: *Stultifera navis* 14 (1957), S. 28–58.
- Piccard, Gerhard, «Papiererzeugung und Buchdruck in Basel bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts», in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Frankfurter Ausgabe 76 (1966), S. 1818–1967.
- Piccard, Gerhard, *Die Wasserzeichenkartei Piccard im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Findbuch 1ff.*, Stuttgart 1961ff.
- Rautenberg, Ursula, «Buchhändlerische Organisationsformen in der Inkunabel- und Frühdruckzeit», in: *Die Buchkultur in 15. und 16. Jahrhundert 2*, Hamburg 1999, S. 339–376.
- Sack, Vera, *Sebastian Brant als politischer Publizist*, Freiburg i.B. 1997.
- Schnitger, Dierk/Ziesche, Eva/Mundry, Eberhard, «Elektronenradiographie als Hilfsmittel für die Identifizierung schwer oder nicht erkennbarer Wasserzeichen», in: *Gutenberg-Jahrbuch* 58 (1983), S. 49–67.
- Schnitger, Dierk/Ziesche, Eva, «Elektronenradiographische Untersuchungen der Wasserzeichen des Mainzer Catholicon», in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 21 (1980), Sp. 1303–1360.
- Schönberg, Gustav, *Finanzverhältnisse der Stadt Basel im 14. und 15. Jahrhundert*, Tübingen 1879.
- Scholderer, Victor, «Michael Wenssler and his press», in: *The Library* 3,3 (1912), S. 283–321.
- Schreiber, Wilhelm L., *Basels Bedeutung für die Geschichte des Blockbuchs*, Strassburg 1909.
- Sombart, Werner, *Der moderne Kapitalismus*, München/Leipzig 1916, Bd. 1, S. 180–187 (4. Abschnitt, 11. Kapitel: «Die Wirtschaftspolitik der Stadt»)
- Stahelin, Wilhelm Richard, *Wappenbuch der Stadt Basel*, Basel 1917.
- Stehlin, Karl, «Regesten zur Geschichte des Buchdrucks in Basel bis zum Jahr 1500», in: *Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels* 11 (1888), S. 5–182; 12 (1889), S. 6–70; 14 (1891), S. 10–98 (hier nach laufenden Nummern zitiert).
- Stöcklin, Josef, *Johann VI. von Venningen, Bischof von Basel*, Solothurn 1902.

- Stolz, Peter, *Basler Wirtschaft in vor- und frühindustrieller Zeit*, Basler sozialökonomische Studien 6, Zürich 1977.
- Studer, Eduard, «Magister und Buchdrucker in Basel», in: *Typographische Monatsblätter* 79 (1960), S. 374–381.
- Teuteberg, René, *Basler Geschichte*, Basel 1986.
- Tschudin, Peter, *Handwerk, Handel, Humanismus*, Basel 1983.
- Tschudin, Peter, «Papierer, Drucker und Humanisten», in: *Schaffendes Basel, 2000 Jahre Basler Wirtschaft*, Basel 1957 (revidierter Nachdruck Basel 1969), S. 80–101.
- Van der Haegen, Pierre L., *Basler Wiegendrucke*, Basel 1998.
- Van der Haegen, Pierre L., «Ein Kalendergedicht auf das Jahr 1471», in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 83 (1983), S. 183–191.
- Vavra, Elisabeth, «Kunst», in: *Alltag im Spätmittelalter*, hg. von Harry Kühnel, Graz 1984, S. 271–353.
- Venzke, Andreas, *Johannes Gutenberg*, Zürich 1993.
- vH siehe Van der Haegen, Pierre L., *Basler Wiegendrucke*.
- Vischer, Wilhelm, *Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529*, Basel 1860.
- Wackernagel, Rudolf, *Aktensammlung zur Geschichte der Basler Buchdrucker, Buchhändler und Buchbinder*, Handschrift im Staatsarchiv Basel-Stadt, Rep. H 8.
- Wackernagel, Rudolf, *Geschichte der Stadt Basel*, 3 in 4 Bden, Basel 1907–1924.
- Weber, Alfred, *Über den Standort der Industrien*, Tübingen 1909.
- Weber, Max, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Grundriss der Sozialökonomie, III. Abt., Tübingen 1922.
- Wehmer, Carl, *Deutsche Buchdrucker des 15. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1970.
- Wehmer, Carl, «Zur Beurteilung des Methodenstreits in der Inkunabelkunde», in: *Gutenberg-Jahrbuch* 8 (1933), S. 250–325.
- Weiss, Heinrich, *Basler Bürgerbuch*, Basel 1836.
- Wilhelmi, Thomas, «Johann Bergmann von Olpe in Basel», in: *Jahresgabe des Heimatvereins von Olpe und Umgebung* 2 (1994), S. 71–87.
- Wilhelmi, Thomas (Hrsg.), *Sebastian Brant. Forschungsbeiträge zu seinem Leben, dem «Narrenschiff» und dem übrigen Werk*, Basel 2001 (im Druck).

## Abbildungsnachweis

1. Das erste, wohl 1469 in Basel gedruckte Buch: Berthold Ruppels *Biblia latina*  
vH I,1. – UBB, Inc 548 ..... S. 1
2. Ansicht der Stadt Basel von Süden. Die Ansicht vermittelt insofern einen getreuen Einblick, als die vielen Häuser in der Grossbasler Birsigniederung nicht sichtbar sind ..... S. 15  
Aus Johannes Stumpf, *Gemeiner loblicher Eydggnoschafft Stetten, Landen und Völckeren Chronick würdiger Thaaten Beschreybung*, Zürich 1548, Bl. 389r.
3. Lob auf Basel und seinen Buchdruck am Anfang der *Epistolae* des Gasparinus Barzizius, Basel: Wenssler und Biel [1472] ..... S. 16  
Der Druck vH 6,1. Vgl. hier S. 13.
4. Eine der ältesten Darstellungen einer Druckerei findet sich in einem Totentanz: *La grant danse macabre des hommes hystoriée*, gedruckt in Lyon bei Matthias Huss 1499/1500 ..... S. 24  
Nach Anatole Claudin, *Histoire der l'imprimerie en France au XV<sup>e</sup> et au XVI<sup>e</sup> siècle* 3, Paris 1906, S. 320.
5. Detaillierte Angaben über die Kosten eines Exemplars von Justinians *Digestum novum*, gedruckt von Berthold Ruppel um 1477/78. Die rohen Bogen kosteten demnach 35 Schilling, die Rubrizierung 30 Schilling, das Binden 2 Schilling ..... S. 41  
UBB, Inc 561, hinten.
6. Kaufeintrag im Basler Exemplar des «Mainzer *Catholicom*». Im Jahre 1471 hat der Theologieprofessor Wilhelm Textoris von Aachen den Band um 13 Gulden für die Universität erworben ..... S. 41  
Das zuerst wohl von Gutenberg 1460 gedruckte Buch (unser Exemplar gehört zu einer wohl späteren Variante) ist vielleicht der erste von der Hohen Schule angeschaffte Druck gewesen. – UBB, Inc 55, vorn.

7. Einigung im Basler Druckerstreit vom 24. Dezember 1471. Es ist die erste schriftliche Erwähnung des Basler Druckgewerbes, welches damals schon beträchtlichen Umfang gehabt haben muss ..... S. 41  
StABS, Urteilsbücher A 30.
8. Bücheranzeige von Michael Wenssler für Johannes Niders *Manuale confessorum*, um 1475 (Fragment, der Schluss ist verloren) ..... S. 71  
UBB, Einblattdrucke saec. XV Nr. 26.
9. Brief von Paul Hürus an Johannes Amerbach, geschrieben in Lyon am 5. Februar 1484. Hürus verkauft auf der Lyoner Messe Bücher; er schickt Amerbach Geld und bestellt verschiedene neue Titel ..... S. 72  
Vgl. *Die Amerbachkorrespondenz*, Nr. 9. – UBB, G II 29, 194.
10. Ein Wasserzeichen der Galiziani. Aus den Vorsatzblättern im ersten Band der von Ruppel und Wenssler um 1472/73 gedruckten Bibel S. 88  
UBB, Inc 554.
11. Ablassbrief zugunsten der Johanniter von Rhodus, 26. Oktober 1480, gedruckt von Johann Amerbach. Das Exemplar ist für Johannes Linder in Basel ausgestellt und von Nikolaus, Titularbischof von Tripolis, besiegelt ..... S. 117  
*Einblattdrucke des XV. Jahrhunderts*. Ein bibliographisches Verzeichnis, hrsg. von der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke, Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten 35/36, Halle 1914, Nr. 1031. – UBB, Einblattdrucke saec. XV. Nr. 4.
12. Sebastian Brant ..... S. 141  
Das Portrait respektive seine Vorlage gilt als authentisch. – Nicolaus Reusner, *Icones sive imagines virorum literis illustrium*, Strassburg 1590, S. 29.
13. Saturn im *Basler Planetenbuch*, um 1460–1465. In den sogenannten Blockbüchern wurden Text und Illustrationen in Holz geschnitten, ohne die von Gutenberg erfundenen metallenen Lettern ..... S. 151  
UBB, AN V 37a, 161v.

14. Basler Wandkalender vom «Drucker des Altharkommens» auf das Jahr 1493. Illustrierte Anweisungen unter dem eigentlichen Kalender raten, wann Aderlassen und Schröpfen gut sei ..... S. 152  
Hans Koegler, «Einige Basler Kalender des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts», Sonderabdruck aus dem *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde*, N.F. 11, Zürich 1909, Nr. 6. – UBB, AU V 13 Nr. 4.

# Personenregister

Die in der Tabelle S. 127–129 aufgeführten Dozenten der Universität Basel sind im Register nicht berücksichtigt.

- A**  
Adam von Spyr 65, 66, 150, 153, 154  
Amerbach, Barbara 162  
Amerbach, Johann 14, 40, 48, 70, 103, 104, 118, 120, 139, 140, 142, 146, 177, 183, 189, 197  
Andrae de Bussis, Johannes 108  
Andreas de Bosis 174  
Apelbaum, Johannes 59, 77, 198  
Arnold von Rotberg 49  
Arnold zum Lufft 119, 137
- B**  
Bär, Hans 65, 77  
Bergmann, Johann 14, 119, 120, 121, 139, 140, 142, 189  
Bernhard von Breidenbach 156  
Bernhard von Eptingen 63  
Bernhard von Louffen 49  
Besicken, Johann 66, 137, 177  
Biel, Friedrich 13, 62, 63, 91, 135, 169, 197  
Bischof, Andreas 65, 66, 77  
Bonjour, Edgar 124, 144  
Bottschuh, Ludwig 153  
Brant, Sebastian 14, 119, 139, 140, 142, 145, 160, 189  
Bruckner, Albert 18  
Brun, Adam 130  
Burchardi, Johann 51  
Bürgin, Alfred 34  
Burkhard von Hanfstengel 114, 115  
Burnhart, Jost 91
- C**  
Conrad von Louffen 49  
Conradus Otto von Ulm 82  
Corsten, Severin 23, 25, 55, 58, 101, 121, 122, 188  
Crantz, Martin 167, 168, 199
- D**  
David, Heinrich u. Conrad 65  
Dodo, Augustinus 139  
Dörflinger, Johannes 200  
Drach, Peter 65
- E**  
Eggestein, Heinrich 108  
Ehrensperger, Franz 17, 77, 79  
Engelsing, Rolf 158, 159  
Ennen, Edith 33
- F**  
Febvre, Lucien 68  
Flach, Martin 31, 40, 66, 67, 90, 114, 135, 176  
Forster, Claus 138, 153  
Frank, Hans 63, 91  
Friburger, Michael 167, 168, 199  
Friedrich III., deutscher Kaiser 20, 78  
Froben, Johann 103, 104, 140, 177, 197  
Fröwler, Fam. 96  
Furter, Michael 103, 119, 136, 140, 143, 156  
Fust, Johannes 56, 179, 201
- G**  
Gallizian, Anton, Hans u. Michael 85, 87, 172, 194  
Gambarupta, Bonifatius 130  
Gansfort, Wessel 139  
Geering, Traugott 102, 125  
Geiler von Kaysersberg, Johannes 133, 134, 135, 145  
Geldner, Ferdinand 40, 168, 175  
Gengenbach, Johann Mathias 133, 139  
Georg von Andlau 126  
Georg von Schaumburg, Fürstbischof 108  
Gering, Ulrich 167, 168, 199, 200, 201  
Giesecke, Michael 23, 154  
Gilij, Johann 130  
Grütsch, Johannes 136  
Gutenberg, Johann 20, 26, 168, 179, 182

- H**aebler, Konrad 174  
 Halbysen, Heinrich 85  
 Han, Ulrich 108  
 Hans von Flachsland 124, 126  
 Hans von Kilchberg 138  
 Hans u. Werlin von Bärenfels 49, 78, 96  
 Hartmann von Eptingen 139  
 Hauenstein, Nicolaus 163  
 Heinrich von Beinheim 113, 119, 124, 125  
 Heinrich von Werd 91  
 Helmich, Johann 130, 136  
 Helmut, Andreas 163  
  
 Heusler, Andreas 145  
 Helye, Helias 200, 201  
 Heynlin, Johann 51, 132, 134, 139, 140, 145, 167, 199  
 Hort, Johannes 200  
 Hüglin, Jost 66  
 Hürus, Anna 162  
  
**I**m Hof, Gerhard 130, 136  
 Innozenz VIII., Papst 106  
 Institoris, Johannes 137  
 Irmî, Fam., Hans u. Balthasar 77, 163  
  
**J**akob von Rotenburg 82  
 Johann von Venningen 48, 111, 112, 113, 114, 115, 120, 126  
 Johann von Wesel 133  
 Johann zu Rhein 112  
 Johannes Augustinus von Vicomercato 130, 131, 134  
 Johannes de Herborn 136  
 Johannes de Spira 174  
 Jungermann, Hans 66  
  
**K**älin, Hans 85, 86  
 Kappler, Hans 51, 119  
 Kaspar zu Rhein 48, 115, 116, 120  
 Kefer, Heinrich 201  
 Keller Heinrich von Lauffenberg 138  
 Kessler, Nicolaus 66, 92, 103, 134, 135, 136, 137, 140, 142, 177, 179  
 Kilchen, Jakob 66  
  
 Knebel, Hans 70  
 Koberger, Anton 56, 104  
 Koelner, Paul 150  
 Köllicker, Peter 66, 103, 137  
 Konrad von Kempten 130  
 Kontoblakas, Andronikos 139, 162  
 Krafft, Ulrich 143  
 Kreyss, Peter 91  
 Krüss, Wolfgang 102  
 Kungschafer (=Königschläger), Jakob 54, 62, 64, 169, 195  
 Künlin, Konrad 124  
 Kunne, Albrecht 66  
 Kutter, Markus 17  
  
**L**abhart, Fam. 77  
 Lauber, Diebold 37  
 Lauber, Jakob 51, 52, 135, 137, 139  
 Locher, Michael 178  
  
**M**artin, Henri Jean 68  
 Meder, Blasius 130  
 Meder, Johann 139  
 Meiger, Jacob 49  
 Meigerin (= Meyer), Magdalena 61, 180, 186, 202  
 Meister, Johann 40, 66, 137, 154  
 Meltinger, Ulrich 65, 66, 77  
 Mentelin, Johann 56, 108  
 Meyer, Michel 51, 65  
 Meyer, Niklaus 49  
 Meyer, Werner 144  
 Moser, Ludwig 139, 140  
 Moser, Urban 139  
 Mundry, Eberhard 87, 194  
 Murer, Fam. 96  
  
**N**auclerus, Johann 133  
 Nolt, Heinrich 136  
  
**O**eglin, Berhard 139  
 Offenburger, Fam. 96  
 Otto IV. von Sonnenberg, Bischof 118  
  
**P**annartz, Arnold 68, 108, 168  
 Peter von Andlau 124, 125, 132, 134

- Peter von Hagenbach 165  
 Peter von Schaumburg, Kardinal 108  
 Peter von Wissenburg 65, 66  
 Peter zum Lufft 137  
 Petri, Johann 103, 104, 177, 197  
 Pfister, Albrecht 108, 168  
 Pfister, Arnold 40  
 Philips (=Lipps), Jacob 150  
 Piccard, Gerhard 21, 40, 54, 85, 86, 87,  
 168, 169, 176, 179, 193, 195, 196, 197,  
 198, 199, 201  
 Pius II., Papst 20, 47, 78, 112, 124, 126  
 Purlin, Jacob, von Kirchen 138
- R**  
 Rauchfass, Nicolaus 82  
 Reuchlin, Johannes 134, 135, 138, 140,  
 145  
 Richel, Bernhard 21, 29–31, 39, 40, 48,  
 52, 54, 62, 63, 67, 82, 85, 87, 90, 91, 102,  
 105, 114, 116, 168–170, 176–179, 184–  
 186, 188, 193–195, 197–199, 202, 203  
 Richenbach, Hans, von Landseren 138  
 Richer, Jakob u. Heinrich 139, 163  
 Rieher, Fam. 77  
 Ripart von Andlau 49  
 Rot, Peter 49  
 Rudolf von Habsburg 110  
 Ruppel, Bernhard 17–19, 21, 22, 39, 44,  
 45, 50, 52, 53, 58, 61, 63, 85, 87, 90, 102,  
 105, 138, 145, 168–173, 176–179, 182,  
 184–186, 192–203  
 Rutenzweg, Hans 91
- S**  
 Schabler, Johann 177  
 Schaler, Peter 163  
 Schilling, Fam. 96  
 Schilling, Hans 66, 91, 137  
 Schlierbach, Fam. u. Rudolf 49, 178  
 Schmid, Michel 62  
 Schnitger, Dierk 87, 193, 194, 196  
 Schöffler, Peter 57, 68, 70, 84, 122, 156  
 Scholderer, Victor 63  
 Schönberg, Gustav 64, 159  
 Schott, Peter 135  
 Schreiber, Wilhelm L. 153  
 Schreier, Sebald 57
- Schweynheim, Konrad 68, 108, 168  
 Seiler, Jost, aus Strassburg 63  
 Seiler, Jodokus 163  
 Sensenschmidt, Johann 175  
 Sevogel, Fam. 96  
 Sixtus IV., Papst 114  
 Sombart, Werner 59, 60, 94, 95  
 Stachelin, Wilhelm Richard 180  
 Steymetz, Johann 124, 136  
 Steinacher (=Allgöwer), Jakob 65  
 Stöcklin, Josef 114  
 Stoichovitsch, Johannes, Kardinal 51  
 Studer, Eduard 17  
 Summerer, Peter 138  
 Surgant, Johann Ulrich 137, 139  
 Sürlin, Bernhard u. Peter 49, 124
- T**  
 Tetzl, Hans 43  
 Textoris, Wilhelm 130, 134, 136  
 Told, Bastian 66, 77  
 Tschudin, Peter 18  
 Turrecremata, Johannes de 108
- U**  
 Ulrich zum Lufft 49
- V**  
 Veigler, Caspar von Urach 138  
 Vischer, Wilhelm 124
- W**  
 Wackernagel, Rudolf 31, 49, 51, 109,  
 124, 139, 144, 150, 154, 161  
 Wallimann, Josef 200  
 Waltenheim, Fam. u. Antonius 49, 96,  
 163  
 Walther, Mathis 63  
 Weber, Alfred 35  
 Weber, Max 33, 93, 166, 171  
 Wehmer, Carl 54  
 Wensler, Michael 13, 14, 21, 38, 44, 48,  
 52, 57, 62, 63, 65–67, 70, 85, 90, 91, 102,  
 103, 105, 107, 114, 115, 118, 135–137,  
 168–170, 176, 178, 179, 186, 197, 198,  
 202, 204  
 Wentzle von Brunn 138  
 Wildeck, Michael 139  
 Wiler, Franz 139  
 Winter, Johannes, von Buhel 138

- Winter, Ruprecht 66  
Wirtemberger, Ulrich, von Stuttgart 138  
Wolff, Jakob 66, 103, 119, 140, 142, 197  
Wölflin, Werner 130
- Y**senhuet, Lienhart 40, 66, 150, 153, 154
- Z**ainer, Günther 56, 67, 108, 168  
Zarotus, Andreas 175  
Zeigler, Fam. u. Heinrich 49, 124  
Zell, Ulrich 55, 58  
Zibol, Fam. 96  
Ziesche, Eva 87, 193, 194, 196  
Zschach, Heinrich 66  
Zscheckenbürlin, Bernhard u. Ludwig  
65–67  
Zscheckenbürlin, Fam. u. Bartolomaeus  
19, 65, 77, 163  
Zwickdarm, Anderiss 138, 198, 199, 202

## Schriften der Universitätsbibliothek Basel

- Band 1 Pierre L. Van der Haegen, *Basler Wiegendrucke. Verzeichnis der in Basel gedruckten Inkunabeln mit ausführlicher Beschreibung der in der Universitätsbibliothek Basel vorhandenen Exemplare* (1998)
- Band 2 Ueli Dill und Beat R. Jenny, *Aus der Werkstatt der Amerbach-Edition. Mit einem Beitrag von Alfred R. Weber* (2000)
- Band 3 Carlos Gilly, *Die Manuskripte in der Bibliothek des Johannes Oporinus. Verzeichnis der Manuskripte und Druckvorlagen aus dem Nachlass Oporins anhand des von Theodor Zwinger und Basilius Amerbach erstellten Inventariums* (2001)
- Band 4 Gudrun Schubert und Renate Würsch, *Die Handschriften der Universitätsbibliothek Basel. Arabische Handschriften* (2001)
- Band 5 Pierre L. Van der Haegen, *Der frühe Basler Buchdruck. Ökonomische, sozio-politische und informationssystematische Standortfaktoren und Rahmenbedingungen* (2001)

Gedruckt mit Unterstützung der Berta Hess-Cohn Stiftung, Basel

Frontispiz: Das erste, wohl 1469 in Basel gedruckte Buch:  
Berthold Ruppels Bibel

Umschlaggestaltung: Anne Hoffmann Graphic Design, Basel  
Herstellung: Schwabe & Co. AG, Basel/Muttenz

ISSN 1422-7517

ISBN 3-7965-1090-6

© 2001 by



Öffentliche Bibliothek der Universität Basel



Schwabe & Co. AG · Basel